S
9321
-1-

Stadtbibliothek
Augsburg

Lese-Buch

fürs

Frauenzimmer.

[Verf.: Fr dn. Schmitt]

Flensburg und Leipzig,
in der Kortenschen Buchhandlung.
1774.

D. V. S.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Vorbericht.

Die Ursachen hier zu erzählen, welche mich dazu bewogen, die vielen Sammlungen, die wir bereits besizzen, mit einer neuen zu vermehren, scheint mir eine überflüßige Sache zu sein, und das Publikum möchte sie mir

doch vielleicht nicht glauben. Was es aber auch für Bewegungsgründe sein mögen; so glaube ich doch immer keine ganz unnüze oder überflüßige Bemühung unternommen zu haben. Und wenn nur meine geneigten Leser und Leserinnen so gut sein, und dieß auch glauben wollten, so bliebe mir nichts mehr zu wünschen übrig.

Es giebt so viele Bücher, die Frauenzimmer größtentheils nicht interessiren; wieder andere, die Frauenzimmer, allem Vermuthen nach, nie lesen werden; und andere, die sie nie lesen sollten, obgleich viele

von der leztern Gattung ausdrüklich für sie bestimmt zu sein sich rühmen. Und doch können alle diese Schriften sehr vieles enthalten, das sie sehr nahe angeht, und von grossem Nuzzen für sie sein könnte. Wenn nun jemand Geduld genung hätte, aus allen diesen verschiedenen Gattungen von Büchern dasjenige heraus zu wählen, was er für die schöne Hälfte des menschlichen Geschlechts am brauchbarsten und nüzlichsten hält; dürfte der sich nicht schmeicheln, einigen Dank für seine Mühe zu verdienen? Freilich kömmt es hier vornehmlich darauf

an, wie genau und sorgfältig er in seiner Wahl gewesen; und dieß mag denn das Publikum entscheiden. Daß ich nichts aufgenommen, was auch nur auf das entfernteste die guten Sitten beleidigen könnte, kann allein nichts entscheiden, und ich verlange mir dieß auch als kein Verdienst anzurechnen. Da aber dieß doch meine Hauptsorge mit sein mußte, so hoffe ich entschuldigt zu sein, wenn man weniger bloß belustigende Stücke in dieser Sammlung antrift, als man vielleicht vermuthet. Dürfte ich hoffen, daß die Aufnahme der-

selben der guten Absicht, die ich dabei ge-
habt, entspräche, so würde ich die Fort-
sezzung davon mit Vergnügen unterneh-
men, wo nicht, so wird es bei dieser
Anfrage bleiben. Den 10. Jenner,

1774.

Inhalt.

Inhalt.

I. Prosaische Aufsäzze.

II. Fabeln, Erzählungen und Einfälle.

III. Briefe.

IV. Kurze Biographien und einzelne merkwürdige Handlungen berühmter Frauenzimmer.

V. Gedichte.

VI. Einzelne Gedanken und Stellen aus verschiedenen Schriftstellern.

I. Pro-

I.

Prosaische Aufsäzze.

Von der Frömmigkeit des weiblichen Geschlechts.

Christinnen! Euer Reiz ist ewig.

Es ist dem menschlichen Geschlechte sehr viel daran gelegen, gottselige und tugendhafte Töchter, Ehegenoßinnen und Mütter zu haben. Darum ist es aller Christinnen Pflicht, die besondern Eigenschaften ihres Verstandes und Herzens zur Erlangung der Gottseligkeit anzuwenden.

Im Verstande haben sie aber eine gewisse natürliche Leichtigkeit und Geschwindigkeit des Begriffes von dem, was ohne ein anhaltendes, müh-

sames und tiefsinniges Nachdenken als gut, edel, schön und liebenswürdig erkannt werden kann. Diese müssen sie dazu gebrauchen, in der Religion alles dasjenige zu fassen und mit Gewißheit einzusehen, was ihnen Gott in seiner Grösse, in seiner Herrlichkeit und Liebenswürdigkeit zeigt; alles dasjenige, was sie von ihren allgemeinen und besondern Pflichten unterrichtet, was ihr Herz unschuldig, rein und liebenswürdig machen kann; alle Beispiele, besonders der weiblichen Frömmigkeit, Sanftmuth, Bescheidenheit und Sittsamkeit; alle die Tugenden, die besonders die Schönheit ihrer Seele erhöhen, und der äusserlichen Anmuth, womit sie Gott geschmükt hat, einen neuen Werth geben, und wenn diese sich mit der Zeit verlieren, sie ihren Verlust nicht empfinden lassen, sondern sie in dem Besizze einer unvergänglichen Liebenswürdigkeit erhalten.

Im Herzen, meine Leserinnen! — ich will nur gleich mit euch, als mit eurem ganzen Geschlechte reden — habt ihr eine stärkere Empfindsamkeit und Fähigkeit zu allen sanften und zärtlichen Empfindungen, und eine Leichtigkeit, schnell von dem gerührt zu werden, was auf die Empfindungen des Herzens würkt.

Diese

Diese Empfindsamkeit eurer Herzen müßt ihr zu einem lebendigen Gefühl alles dessen, was gut, recht, wahr, löblich, menschenfreundlich und billig ist, heiligen. Besonders müsset ihr die natürliche Empfindsamkeit eurer Seelen auf die Uebungen der Liebe Gottes und der Andacht richten, weil ihr dazu viel Zeit und Gelegenheit habt, auch, wenn ihr nicht selbst durch eure eigne Schuld eitel in eurem Sinne werdet, viel wenigern Zerstreuungen und Abhaltungen davon unterworfen seid, als unser Geschlecht, indem eure eigentliche Bestimmung mehr Eingezogenheit, mehr Stille und Ruhe des Geistes fodert und davon begleitet wird, als bei den mannigfaltigen Arten der männlichen Geschäfte und Verrichtungen möglich ist. Begebet ihr euch nicht selbst in das unaufhörliche Gewühl bloß sinnlicher Zerstreuungen und Belustigungen, so habt ihr unläugbar zu den Uebungen und Empfindungen der Frömmigkeit, zum Gebet, zum vertraulichen Umgange mit Gott, mehr Zeit und Gelegenheit, und mehr Stille, als der größte Theil unsers Geschlechts. Ihr habt mehr Zeit und Ursache, daheim zu sein, als wir; ihr könnt euch öfter mit euren eignen Seelen beschäftigen, weil Gott den größten und beschwer-

lichsten Theil der menschlichen Sorgen und Arbeiten auf unser Geschlecht gelegt hat, ob es euch gleich nicht an sehr vielen wichtigen, nöthigen und nüzlichen Beschäftigungen mangelt. Wie viel ruhiger und glüklicher, wie viel freudiger und seliger könnet ihr durch eure unmittelbaren Beschäftigungen und Unterhaltungen mit Gott und eurem Heilande werden, als vielleicht viele unter euch nicht sind, wenn jede von euch der frommen und andächtigen Mutter Samuels, einer gottseligen Hannah, einer frommen Elisabeth, oder der fleißigen Zuhörerinn Pauli, einer Tabea, ähnlich zu werden suchte, oder der Auserwählten, an welche Johannes schrieb! Wie liebenswürdig werdet ihr dadurch vor Gott und den Menschen werden! Könnet ihr in dem Umgange mit der Welt, in ihren Eitelkeiten und Zerstreuungen mehr Frieden der Seele, und mehr wahre Freude des Herzens finden? Meinet ihr nicht, daß eine Maria, die so gerne zu den Füssen ihres Heilandes saß, und sich mit einer solchen Entzükkung von ihm unterweisen ließ, weit liebenswürdiger, weit schäzbarer war, als die Spötterinn Michal, oder die wollüstige und blutdürstige Tänzerinn Herodias?

Die Absicht, deswegen ihr euer Herz besonders zu den sanften und zärtlichen Empfindungen der Liebe Gottes und eures Heilandes, und zu den seligen Uebungen der Andacht und Frömmigkeit gewöhnen müsset, ist diese: damit ihr zu den Tugenden, die euer vornehmster Ruhm und Schmuk, und zugleich die Quellen eurer wahren Glükseligkeit sind, damit ihr zur Unschuld, Reinigkeit und Keuschheit des Herzens, ohne welche jede von euch zu den verächtlichsten und unnüzzesten Geschöpfen gehöret, damit ihr zur Sittsamkeit, Sanftmuth, Züchtigkeit und Häuslichkeit, wodurch ihr allein der Achtung und Liebe der Rechtschaffenen aus unserm Geschlechte würdig seid, desto geschikter werden möget; damit die Leichtsinnigen und Ruchlosen unter uns euch nicht als Geschöpfe ansehen mögen, die bloß da wären, um ihre schändlichen Begierden und Lüste zu befriedigen. Freundinnen! Jene christlichen Tugenden sind euch aus dem Grunde nothwendig, weil es euer Beruf ist, den menschlichen Umgang aufzuheitern, und die rauheren Sitten unsers Geschlechts sanfter und milder zu machen, Gehülfinnen desselben im häuslichen Leben, Beförderinnen seiner Glükseligkeit und Trösterinnen der Männer

ner zu sein, die für eure Erhaltung und Bequemlichkeit sorgen sollen, sie unter der Last ihrer Sorgen und Geschäfte zu erquikken, und besonders in die Herzen der zarten Kindheit den ersten Saamen der Religion und Tugend auszustreuen, weil ihr den meisten Umgang mit ihnen, und auch mehr Einfluß auf ihr Herz und mehr Gewalt darüber habt, als selbst Väter ihrer Geschäfte wegen haben können.

Verlohren ist eine weibliche Seele ohne wahre Frömmigkeit. Denn ihr seid viel Gefahren ausgesezt. Aber je inniger ihr Gott liebt, desto leichter werdet ihr der Verführung widerstehen; desto sicherer wird eure Unschuld sein. Dieß wissen die Verführer eures Geschlechts auch sehr wohl. Um ihre strafbaren Absichten bei euch zu erreichen, suchen sie zuerst immer euch zu Freidenkerinnen in der Religion zu machen. An diese wagen sie sich am meisten. Die Religion allein hält sie in Ehrfurcht gegen euch, daß sie euch keine lasterhafte Handlungen zumuthen.

So antwortete einst ein Freigeist einem andern, der ihm ein schönes Frauenzimmer wies — — Nein! Nein! Sie hält noch zu viel auf das,

was in der Bibel stehet, davon müssen wir sie zuerst abwendig machen.

Cramer.

Von der Begierde zu gefallen.

Der Mann und die Frau sind für einander geschaffen. Beide sollen sich einander gefallen. Dieß ist die Absicht der Natur und der Endzwek des gesellschaftlichen Lebens. Denn wie kann man glüklich mit einander leben, wenn sich eins mit dem andern nicht vertragen kann? Indessen hat man doch mit Recht angemerket, daß der Mann viel eher ohne die Frau, als die Frau ohne den Mann leben könne. In allen Vorfällen des Lebens empfängt die Frau das Nothwendige von dem Manne, und der Mann höchstens nur das Nüzliche und Angenehme von der Frau. Auch ist die Begierde zu gefallen bei weitem nicht so stark in dem Manne, als in der Frau; diese Ungleichheit ist in der Vernunft gegründet. Der Mann vernachläßiget die Sorge zu gefallen, und kann sie ungestraft vernachläßigen, weil er sich auf die Schwäche, auf die Wünsche und Be-

dürfnisse der Frau verläßt. Die Frau, die nicht eben dahin ihre Zuflucht nehmen kann, muß alle Mühe anwenden, um dem Manne zu gefallen, auf dessen Hochachtung und Liebe alle ihre Hoffnungen in dem gesellschaftlichen Leben gegründet sind.

Das kleine Mädchen, das zu gefallen sucht, folgt also einem natürlichen Triebe, einer geselligen Eigenschaft, die man nicht genug ausbilden kann, in so ferne man ihr eine gute Richtung giebt. In welcher Absicht sollen aber die Frauenzimmer zu gefallen suchen? In der Absicht, die Liebe, die Hochachtung und die Wohlgewogenheit der Mannspersonen zu verdienen. Und welcher Mannspersonen? Des rechtschaffnen, des tugendhaften Mannes, des Mannes von Verdiensten. Diese wenigen Worte enthalten einen grossen Schaz kostbarer Wahrheiten. Die Herrschaft des Mannes ist auf die Stärke, und die Herrschaft der Frau ist auf die Kunst zu gefallen gegründet. Die Stärke ward dem Manne gegeben, damit er der Beschüzzer der Frau sei; die Kunst zu gefallen ward dieser gegeben, damit sie des Mannes Gesellschafterinn, Freundinn und Trösterinn sei, damit ihre Sorgfalt, ihre Zärtlichkeit und Liebe ihm das Leben angenehm mache.

Konnte der Urheber der Natur seinen Willen besser zu erkennen geben, als dadurch, daß er der Frau alles gab, was nöthig war, um ihrem Manne zu gefallen, und diesem alles, was nöthig war, um seine Frau zu beschützen? Sie hat die Annehmlichkeiten des Körpers und des Geistes, einen gewissen Reiz, der sich über ihre ganze Person ausbreitet, und dem man nicht widerstehen kann, eine Geschmeidigkeit des Geistes, um sich in alles zu schikken, und alles zu überwinden. Er hat die Stärke des Körpers und des Geistes, den Geist der Erfindung und das Vermögen der Ausführung zu seinem Antheil erhalten. Man höre also auf, die Austheilung der verschiedenen Bestimmungen, welche beiden Geschlechtern in dem gesellschaftlichen Leben angewiesen sind, als eine ungerechte Anmassung des Stärkern über den Schwächern zu betrachten. Denn der Mensch mag sich alle Mühe geben; er wird niemals die Natur weder umkehren, noch zwingen. Ihre Rechte können nicht verlohren gehen. Wenn beide Geschlechter an Stärke sich gleich gewesen wären: wie hätte sich das Gleichgewicht aufheben können? Man muß ganz nothwendig erkennen, daß, von Anfange her, die Stärke auf der einen

und die Schwäche auf der andern Seite war; daß die Schwäche eines Schuzzes nöthig hatte, und daß die Gabe zu gefallen, ihr zuerkannt wurde, um diesen Schuz zu erhalten; daß die Stärke hingegen aus einem natürlichen Triebe das Glük suchte, und daß dieses Glük die Frucht des Schuzzes war, den sie der Schwäche zusagte. Der Geist des Widerspruchs kann zwar durch Spizfindigkeiten über diese grossen Grundsäzze leichte Schatten ausbreiten; allein diese Schatten sind bald zerstreuet, und die Wahrheit zeiget sich alsdann in reinerm Glanze.

Ferne von uns jene schrekliche Moral, welche die Begierde zu gefallen in die Reihe der Laster sezt, und sie für Eitelkeit, Schwachheit und Niederträchtigkeit gehalten wissen will. Leute, die so denken und reden, wissen entweder die Geschenke des Himmels nicht zu schäzzen, oder kennen nur lasterhafte Seelen, die das Grösste, was die Menschheit besizt, verunedlen. Ja die Begierde, einer eiteln, einer unbesonnenen und ausschweifenden Mannsperson zu gefallen, um sie zum Laster zu verführen, ist ohne Zweifel eine lasterhafte Begierde. Aber dieß ist alsdann die Begierde der Leidenschaft, und nicht die unschuldige und reine

Begierde der Natur und Vernunft. Die Begierde, dem rechtschaffenen Manne, dem Manne von gesunden Verstande, dem tugendhaften Manne zu gefallen, ist edel und erhaben in ihrem Ursprunge, in ihrem Endzwekke und in ihren Mitteln. Sie stammt vom Himmel; eine unsterbliche Hand hat sie mit unauslöschlichen Charakteren in das Herz iedes Frauenzimmers gegraben; sehet da ihren Ursprung! Sie strebt darnach für ein Geschlecht die zärtliche Neigung des andern zu verdienen. Sie strebt nach den erlaubten Vergnügungen in dem gesellschaftlichen Leben, nach dem grösten Glükke, das der Mann und die Frau hienieden nur geniessen können, und dieses bestehet in einer genauen und tugendhaften Verbindung, in dem guten Verständnisse der Seelen, in der Harmonie des Willens; sehet da ihren Endzwek! Ihre Mittel sind nicht allein die Reizungen der Schönheit, noch ihre Gewalt über die Sinnen; diese finden vielmehr nur in den Umständen statt, welche sie ohne Verbrechen oder gleichsam aus Pflicht zulassen; ihre Mittel sind hauptsächlich Talente und Tugenden.

Die Liebe zur Tugend ist in den allerlasterhaftesten Mannspersonen nicht ganz und gar aus-

gelöscht. Diese Liebe ist natürlich; der Mensch entehret seine Natur, aber er zieht sie nicht völlig aus. Diese Empfindung erhält sich allezeit in ihm, es sei nun wider ihn, oder für ihn; für ihn, wenn er seinen Pflichten getreu ist; wider ihn, wenn er wagt, sie zu verlezzen. So schwach sie auch ist, so ist sie doch noch immer stark genug, um empfunden zu werden, weil die Flüchtigkeit der Leidenschaften, welche sie unterdrükt, nicht immer dauert. Sie ruft nicht in den ungestümen Empörungen der Leidenschaften; sie würde vergeblich rufen; aber nach dem Sturme läßt sie sich hören.

Sie hat also für sich die Zeit der Betrachtung, die hellen Zwischenräume der Vernunft, die einzigen Augenblikke, worinnen der Mensch wahrhaftig Mensch ist: denn die Stunden, der Leidenschaft gewidmet, sie mag Namen haben, wie sie will, sind der Menschheit entwendet. Lasterhafte Frauenzimmer gefallen niemals den Mannspersonen, und erhalten weder ihre Liebe, noch ihre Hochachtung. Sie haben nur in so ferne Gewalt über ihn, als er sich unter den Adel seines Wesens erniedriget. Sie können ihn verderben, wenn er schwach ist; verführen, wenn er ein

Sklave seiner Leidenschaften ist; und auf immer unglükselig machen, wenn er ein Thor ist.

Also sind Niederträchtigkeit, Schwachheit, Leidenschaft, Thorheit, die einzigen Namen von der vermeinten Zuneigung, welche man Coquetten, Stuzzerinnen, Närrinnen, und überhaupt allen denenjenigen Frauenzimmern bezeigt, welche entweder durch wirkliche Laster, oder auch durch einen Mangel an Tugend ihr Geschlecht mit dem männlichen, welches sie sich unterwerfen, verunehren. Welche Schrekken muß eine Frau von dieser Art in sich selbst empfinden, wenn sie einen Augenblik über die Rolle nachdenkt, die sie spielt, und über diejenige, die sie neben sich spielen sieht, und wenn sie alsdenn an die Betrachtung kömmt, daß sie der verachtungswürdige Götze von dem Laster ist, welches vor ihr ein unreines Opfer anzündet; daß derjenige, welcher sie anzubeten vorgiebt, im Grunde nur seine Leidenschaft anbetet, deren Werkzeug sie ist; daß sie in seinen Augen ein verächtlicher und verabscheuungswürdiger Gegenstand in denjenigen Stunden ist, wo er wieder zu sich selbst kömmt, wieder Mensch wird, seine Verblendung verflucht, und sie dann mit verflucht, weil sie ihn darinn unterhält! Welche Frau wür-

de es wageu, um diesen Preis gefallen zu wollen?

Die Tugend hat einen Reiz, der sich nicht ersezzen läßt. Das Verdienst allein, ein wahres und gegründetes Verdienst, zeugt wahrhaftige Liebe und Hochachtung. Alles Uebrige kann ohne dasselbige blenden; aber auch weiter nichts, als blenden; ohne eine dauerhafte Neigung hervorzubringen: es wird nur so lange gefallen, als die Täuschung dauert, und nicht länger.

Wie groß, wie süsse ist es für ein Frauenzimmer, wahren Mannspersonen zu gefallen. Alsdann ist es die Tugend selbst, der Verstand und die gesunde Vernunft, denen sie gefällt. Ich sage noch zu wenig, dem ewigen Muster aller Güte und Vollkommenheit wird sie gefallen. Wie schön ist es für sie, wenn sie mit Ueberzeugung von sich sagen kann: Ich bin gebohren, das Glük eines Mannes zu machen, und ich erfülle meine Bestimmung nach der Ordnung der Natur und des gesellschaftlichen Lebens! Ich gebe ihm an Anmuth und reinem Vergnügen zurük, was ich von ihm an Wohlgewogenheit und Beschüzzung empfange. Ich bin ihm den Rang schuldig, den er mir in dieser Welt giebt, die Bequemlichkeiten

des Lebens, die er mir verschaft, die Wohlfahrt seiner lieben Kinder, dieser kostbaren Pfänder unserer gegenseitigen Liebe, bin ich ihm schuldig. Er aber hat mir sein Glük zu verdanken; meiner Sorgfalt und meiner Begierde, ihm in allen Stükken zu gefallen, hat er die gute Ordnung in seinem Hause, und den süssen Frieden zu verdanken, den er in dem Schooße seiner Familie genießt. Meine Freunde wünschen mir Glük, daß ich mein Schikfal mit dem Schikfal eines artigen, vernünftigen, edlen und rechtschaffnen Mannes verbunden habe; und eben dieser Mann wünscht sich Glük, so eine Frau, wie mich, zu besizzen. Alberne Leute, die nicht denken, mögen immerhin sagen, daß meine Gefälligkeit, meine Sorgfalt, mein Eifer und mein Scharfsinn, meinem Manne zu gefallen, gemeine Eigenschaften seien: Ei, was verschlägt es mich, was für Namen dieße Thoren Tugenden geben, welche die Gröſſe meines Geschlechts, und des Mannes und der Frau gemeinschaftliches Glük ausmachen?

Von der Liebe.

Ist es dem Weisen erlaubt verliebt zu sein?

Diese Frage ist für das schöne Geschlecht interessanter, als es glaubt. Wenn man die Liebe als unzertrennlich von der Ausschweifung betrachtet, und ihre Stärke nach der Blindheit, die sie begleitet, abmißt: so ist die Frage entschieden.

Die Thorheit und die Weisheit können sich nicht mit einander vertragen, eine Wahrheit, die iedermann einsieht. Allein ich zweifle sehr, ob der Begrif, den man gemeiniglich von der Liebe hat, auf sichere Gründe gebauet sei. Es ist wahr, daß dieser Saz: die Blindheit ist von der Liebe unzertrennlich, fast in allen Gemüthern den Rang eines Grundsazzes sich angemasset hat. Es ist wahr, daß man dieser Leidenschaft den Gefallen erzeigt, sie als eine natürliche Narrheit zu betrachten, die einigermassen nothwendig und folglich zu entschuldigen wäre. Aber eben deswegen, weil diese Leidenschaft ihren Grund in der Natur hat, glaube ich, daß sie nicht gemacht sei, um die Vernunft nothwendig zu unterdrükken. Unsere natürliche Neigung gegen das schöne Geschlecht und das Vermögen unsere Vernunft zu gebrauchen, kommen beide von der unendlichen Weisheit her, die uns nicht könnte erschaffen haben, um mit uns selbst nicht übereinzustim-

stimmen. Die Liebe, wie alle übrigen Leidenschaften, kann der Herrschaft des gesunden Verstandes unterworfen werden, welcher allein aus ihr eine wahrhaftig süsse und nüzliche Situation unsers Herzens machen kann. Eine vernünftige Liebe ist nichts als eine lebhafte Begierde, eine Person, die uns liebenswürdig vorkömmt, die geschikt ist, unser Glük zu vermehren, und würdig, daß man für das ihrige arbeite, zu besizzen und sie beständig zu besizzen. Wenn diese Liebe gegenseitig ist, so ist sie unstreitig die angenehmste unter den Leidenschaften; sie ist die genaueste Verbindung zwoer empfindlichen und edlen Seelen, welche ihre liebsten Interesse mit einander verbinden, welche so zu sagen eines doppelten Daseins geniessen, und welche alle Pflichten der Menschheit, so weit sie sich nur erstrekken, auf eine ganz besondere Art gegen einander ausüben. Sollte eine solche Leidenschaft dem schönen Geschlechte kein Genüge leisten? Sollte es dieselbe nicht einer Zärtlichkeit vorziehen, welche nur Flüchtigkeit, Unbesonnenheit, Verblendung und Verkehrung der Empfindungen und Gedanken ist? Indessen können sich selbst diejenigen Frauenzimmer, welche sonst verständig sind, zu einer solchen weisen

sen und reinen Zärtlichkeit nicht verstehen. Sie finden ihre Reize nicht eher siegreich, als bis sie ganz und gar über unsere Vernunft triumphiren. Sie wollen, daß wir ihnen dieselbe, als ein Pfand der Wirklichkeit unserer Liebe, darbringen sollen, und sie ziehen uns an unserer Zärtlichkeit alles ab, was noch am gesunden Verstande restirt. Sie halten uns nicht für gehörig verliebt, so lange wir nicht ihren Eigensinn für Gesezze, und ihre ungereimtesten Meinungen für unzweifelhafte Grundsäzze annehmen. Es sei mir erlaubt, ihnen zu sagen, daß Anforderungen von dieser Art ihrem Ruhme und ihrem Glükke schnurstraks zuwider sind.

Ist es nicht unendlich rühmlicher für sie, sich einen gerechten Verehrer des Verdienstes zuzuziehen, als einen elenden Gözzendiener, welcher im Stande ist, ihre Häßlichkeiten für die anzüglichsten Reizungen, und ihre Fehler für die vortreflichsten Eigenschaften zu halten? Dieser Ausschweifende wird sich manchmal einbilden, das Glük seiner Gebieterinn zu befördern, im Grunde aber wird er daran arbeiten, es zu zerstören. Anstatt sie weiser, liebenswürdiger und hochachtungswürdiger zu machen, wird er vielmehr durch

eine

eine übertriebene Unterwerfung ihren Stolz nähren, und ihr ein unerträgliches Humeur durch seine Schmeicheleien geben, an denen sie Geschmak finden wird, ob sie gleich von der Unordnung des Verstandes, der solche gegen sie verschwendet, überzeuget ist. Aber, wird man sagen, dieser Liebhaber kann ehemals Verstand gehabt haben, und der süsse Ruhm eines Frauenzimmers bestehet hauptsächlich darinnen, ihn zu diesem Stande der Ohnmacht gebracht zu haben. Wahrhaftig, dieß würde beinahe eben so viel sein, als wenn man sich rühmen wollte, einen Menschen, der vorher einer dauerhaften Gesundheit genossen, vergiftet zu haben. Ein solcher Triumph ist grausam, barbarisch und eines gesunden Verstandes unwürdig. Uebrigens ist diese Art von ausschweifenden Leidenschaften nicht allezeit die Wirkung der Schönheit und der Anmuth; es ist gar oft ein Geist des Zufalls, der sie gegen Frauenzimmer entstehen läßt, die weder Reizungen noch Verdienste besizzen.

Ich möchte nun noch gerne wissen, wie ein Frauenzimmer sich der Treue eines Liebhabers versichern kann, der weniger von den Reizungen seiner Gebieterinn, als von seinen Ausschweifungen

gen

gen verblendet ist. Sobald sich der Dunst zerstreuet, so ist der Anbeter weg. Eine zufällige Wendung, die sein Gehirn nimmt, wird ihn von seiner Raserei befreien, und sein Herz wird sich nach der Veränderung seiner Einbildungskraft richten. Es kann sich auch zutragen, daß seine Entzükkung durch eine andere Zauberinn zerstört wird, und daß er sich beständig durch seine folgsame Narrheit auf mancherlei Wegen verirrt sieht.

Ein Frauenzimmer, welches auf seine Reizungen und gute Eigenschaften ein gerechtes Vertrauen sezt, hat nichts dergleichen von einem Liebhaber zu befürchten, dessen Herz das liebenswürdige Joch der Weisheit nicht abwirft. Sein gesunder Verstand selbst ist der Bürge seiner Beständigkeit. Je mehr er fühlen wird, daß er sich in seiner Wahl nicht betrogen hat, desto mehr wird er sich darinnen befestigen, und desto mehr wird er sich Vergnügen und Süßigkeit davon versprechen. Weit entfernt, daß seine Betrachtungen seine Zärtlichkeit aufheben sollten, geben sie ihr vielmehr neue Kräfte. Ein Frauenzimmer von Verdiensten, sagt ein englischer Schriftsteller, hat mit der wahren Religion dieses gemein, daß man sie desto mehr liebt und hochschäzt,

schäzt, ie mehr man über sie nachdenkt. Ich ge-
be dem schönen Geschlecht den Rath, sich aus die-
ser edlen Aehnlichkeit eine Ehre zu machen.

Von dem Rosenfeste, das zu Salen-cy einem Dorfe in der Piccar-die gefeiert wird.

Man hält den heiligen Medardus, Bischof von Noyon, der in dem fünften Jahrhunderte lebte, für den Stifter dieser Feierlichkeit. Dieser Bischof war Herr von Salency, das eine halbe Meile von Noyon liegt, und hatte den Einfall, daß er jährlich einem Mädchen dieses Dorfes, das den größten Ruf einer unbefleckten Tugend hatte, 25 Livres und einen Kranz von Rosen geben wollte. Es wird erzählt, er habe selbst diese ruhmwürdige Belohnung einer seiner Schwestern gegeben, die mit allgemeinem Beifall zum Rosenmädchen erwählt worden. In der Kapelle des heiligen Medardus, die an dem einen Ende des Dorfes Salency liegt, sieht man noch izt über dem Altar ein Gemählde, welches diesen Prälaten vorstellet, der in priesterlicher Kleidung seiner Schwe-

ster,

ster, die mit bloſſen Haaren vor ihm kniet, einen Kranz von Roſen auffezzet. Dieſe Belohnung ermunterte die Mädchen von Salency auf eine ausnehmende Art zur Tugend. Auſſer der Ehre, welche das Roſenmädchen dadurch erhielt, konnte ſie ſich in dem Jahre auf einen guten Bräutigam gewiſſe Hoffnung machen. Der heilige Medardus wollte dieſes unvermutheten Nuzzens wegen die Stiftung verewigen, und ſezte dazu von ſeinen Gütern 11 oder 12 Morgen Landes aus, deren Einkünfte zur Bezahlung der 25 Livres und zur Beſtreitung der zufälligen Nebenunkoſten des Roſenfeſtes angewendet werden ſollten. Es iſt gleich anfangs bei dieſer Stiftung ausgemacht, daß nicht allein diejenigen, welche dieſe Belohnung erhalten, ein tugendhaftes Leben geführet haben müſſen, ſondern daß auch ihrem Vater, Mutter, Brüdern, Schweſtern und Vorfahren bis ins 4te Glied in aufſteigender Linie kein Vorwurf gemacht werden könne. Der kleinſte Flek, der geringſte Verdacht in ihrer Familie würde eine völlige Ausſchlieſſung nach ſich ziehen. Der Beſizzer von Salency hat jederzeit das ausſchlieſſende Recht gehabt, das Roſenmädchen unter 3 Mädchen zu wählen, die in dem Dorfe Salency gebohren

ren sind, und ihm einen Monat vorher vorgestel-
let worden. Wenn er eine gewählt hat, so muß
er seine Wahl in dem Kirchspiele von der Kanzel
abkündigen lassen, damit ihre Nebenbuhlerinnen
Zeit haben, die Wahl zu untersuchen und ihre
Einwendungen zu machen, wenn sie nicht mit der
strengsten Gerechtigkeit übereinstimmet. Diese
Untersuchung geschiehet mit der größten Unpar-
theilichkeit und nur diese Probe kann die Wahl
des Guthsherrn bestätigen. Am achten Junius,
dem Festtage des heil. Medardus, begiebt sich
das Rosenmädchen um 2 Uhr des Nachmittags
in weisser Kleidung, mit gekräuseltem Haar, das
in grosse Lokken um ihre Schultern fällt, unter
dem Schalle der Trommeln, Violinen und Sak-
pfeifen nach dem Schlosse Salency. Ihre Ver-
wandten und zwölf Mädchen des Dorfs, auch in
weisser Kleidung mit Gürteln von blauen Bän-
dern, von eben so viel Jünglingen des Dorfs ge-
führet, machen ihre Begleitung aus. Der Herr
des Dorfes oder sein Bevollmächtigter empfängt
sie persönlich. Sie macht ihm ein kleines Kom-
pliment und dankt ihm wegen des Vorzugs, den
er ihr gegeben hat. Der Herr, oder sein Bevoll-
mächtigter und Gerichtshalter geben ihr alsdann

die Hand, und führen sie, die Musikanten vor sich, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, in die Kirche, wo sie in der Mitte des Chors, auf einem Stuhle kniend, die Vesper hört. Nach der Vesper geht die Geistlichkeit und das Volk in Procession nach der Kapelle des h. Medardus. Hier weihet der Pfarrer den Kranz, der auf dem Altare liegt. Dieser Kranz oder Hut ist mit einem blauen Baud umwunden und vorne mit einem silbernen Ringe gezieret, welche Auszierung von dem Könige Ludwig XIII. ihren Ursprung hat. Nach geschehener Einweihung, wobei eine Rede gehalten wird, die sich zu der Gelegenheit schikt, sezt der Geistliche dem Rosenmädchen, das vor ihm kniet, den Kranz auf, und giebt ihr zugleich die 25 Livres in Gegenwart des Herrn und seines Gerichtsbedienten. Der Herr des Guthes oder sein Bevollmächtigter führet das gekränzte Rosenmädchen, mit dem ganzen Gefolge begleitet, wieder nach der Pfarrkirche, wo man das Tedeum und einen Kirchengesang auf den heiligen Medardus absingt, wobei die jungen Leute des Dorfes eine Salve von Musketenfeuer geben. Der Guthsherr oder sein Bevollmächtigter führet darauf das Rosenmädchen aus der Kirche mit-

mitten auf die grosse Heerstrasse von Salency. Hier haben die Unterthanen schon einen Tisch dekken lassen, worauf ein Tafeltuch, 6 Servietten, 6 Teller, 2 Messer, 1 Salzfaß mit Salz, rother Wein in zween Krügen, ohngefehr $3\frac{1}{2}$ parisischer Pinten haltend, 2 Gläser, halb so viel frisches Brunnenwasser, und zwei weisse Brodte für einen Sol, ein halbes hundert Nüsse, und ein Käß von 3 Sols befindlich. Man giebt dem Rosenmädchen noch überdieß, als zum Zeicheu einer Huldigung, einen Pfeil, 2 Bälle, und eine Hornpfeife, worauf einer von den Unterthanen 3 mal pfeift, ehe er sie übergiebt. Diese sind schuldig, alles was herbeigebracht ist, aufs genaueste, bei Strafe von 16 Sols, zu beobachten. Hernach verfügt sich die ganze Gesellschaft auf den Schloßhof unter einen grossen Baum, wo der Herr mit dem Rosenmädchen den Ball eröfnet. Dieser ländliche Ball endiget sich mit dem Untergange der Sonne. Das Rosenmädchen bittet alle jungen Dirnen des Dorfes auf den folgenden Nachmittag zu sich, und giebt ihnen eine grosse Kollation, worauf alle Lustbarkeiten folgen, die bei solchen Fällen gewöhnlich sind. Man sollte nicht glauben, wie sehr diese Stiftung die Einwohner von

Salency zur Tugend und guten Sitten reizt. Die Einwohner des Dorfs, das ungefehr 148 Feuerstellen ausmacht, sind sanftmüthig, ehrlich, mäßig und arbeitsam. Ihre Anzahl macht ohngefehr 500 aus. Man pflügt dort nicht, ein ieder gräbt selbst sein Stükchen Land um. Ein ieder lebt in edler ländlicher Einfalt mit seinem Schikksale zufrieden. Man hat mich versichert, daß man kein Beispiel eines begangenen Verbrechens wüßte, auch nicht einmal eines groben Lasters, dessen sich ein Einwohner von Salency schuldig gemacht hätte. Eine Schwachheit des weiblichen Geschlechts wäre aber ganz was unerhörtes, obgleich alle benachbarte Landleute eben so grob und lasterhaft, als an andern Orten, sind.

* * * * * * * * * * *

Aus einem Schreiben des Herrn Freron über das Rosenfest.

Maria Cavee hieß das Rosenmädchen, wie derjenige, der diesen Brief geschrieben, das Fest mit ansah. Hr. le Pelletier, der von dem Beamten förmlich gebeten war, in Abwesenheit des Herrn selbst dessen Stelle bei dem Rosenmädchen

zu verwalten, vermehrte seine Gütigkeit noch dadurch, daß er dem Rosenmädchen 40 thl. Einkünfte zum Brautschazze aussezte. Er legte noch eine Summe zu, um die Unkosten der Hochzeit zu bestreiten, und sich ein Haus anzukaufen. Nach dem Tode dieser Maria Cavee, die ihre ganze Lebenszeit diese 120 Livres Einkünfte behält, fallen sie auf ewig den Rosenmädchen anheim, die iede ein Jahr dieselben geniessen. Der Marquis von Genlis ist Herr von Salency.

Ueber die Spielerinnen.

Das Spiel ist eine Gewohnheit, die, wenn sie in Uebermaaß ausartet, eine der schändlichsten ist, in die die weibliche Welt verfallen kann. Der üblen Folgen davon sind mehr, als daß sie in diesem Blatt alle enthalten sein könnten. Ich werde sie indeß, um ordentlich zu verfahren, erstlich betrachten in so ferne sie die Seele, und zweitens in so ferne sie den Körper betreffen.

Wenn wir in die Seele einer Spielerinn sehen könnten, so würden wir dieselbe mit nichts als Trümpfen und Matatoren angefüllet sehen. Sie

träumt von nichts, als Königen, Damen und Buben. Den ganzen Tag bringt sie mit Verdruß und Langerweile zu, bis die Stunde des Spiels erscheint, wo dann alle ihre Seelenkräfte ein halb Duzzend Stunden hinter einander mit nichts, als mit Kartenmischen, abheben, austheilen und auswählen beschäftiget sind. Keine andere Vorstellungen sind in einer Seele, die sich vernünftig nennt, zu finden, als von kleinen viereckigten Figuren von gemahltem und beflektem Papier. Ward der Verstand, dieser göttliche Theil, in unserer Zusammensezzung zu einem solchen Gebrauch uns verliehen? Verbessern wir so das größte Talent, womit die menschliche Natur begabet ist? Was würde wohl ein höheres Wesen denken, wenn man ihm diese denkende Fähigkeit in einer Spielerinn zeigte, und zu gleicher Zeit ihm sagte, daß sie dadurch von den Thieren unterschieden und den Engeln verwandt wäre.

Da die Einbildungskraft unserer Damen so ganz mit Kartenfiguren erfüllt ist, so kann ich mich nicht über die Geschichte wundern, die ich jüngst von einem neugebohrnen Kinde gehöret habe, das mit dem Pikfünfer bezeichnet war.

Ihre

Ihre Leidenschaften leiden nicht weniger durch diese Gewohnheit als ihr Verstand und ihre Einbildungskraft. Was für Furcht und Hoffnung, Freude und Zorn, Kummer und Mißvergnügen brechen nicht auf einmal in einer Versammlung von Schönen über eine so edle Ursache, als das Umwenden einer Karte ist, aus. Wer kann es ohne heimlichen Unwillen sehen, daß alle diese Bewegungen der Seele, die ihren Kindern, Gatten und Eltern geheiliget sein sollten, auf eine so niedrige Art bei dem Spieltisch geschändet und weggeworfen werden? Ich meines Theils kann nie ohne Schmerzen ein artiges Frauenzimmer sehen, die über so nichtswürdige Ursachen innerlich blutet, und sich grämet: kann nie ungerührt bleiben, wenn ich das Angesicht eines Engels durch das Herz einer Furie beweget und entstellt sehe.

Unsere Seelen sind so eingerichtet, daß sie sich von Natur ieder Ergözlichkeit ergeben, zu der sie am meisten gewöhnt sind, und wir finden immer, daß das Spiel, wenn man demselben anhaltend nachfolgt, das ganze Frauenzimmer auffkauft. Sie wird bald unruhig in ihrer eignen Familie, findet nur wenig Vergnügen an allen den häuslichen unschuldigen Ergözlichkeiten des Lebens,

und liebt den Pagat mehr als ihren Gemahl. Mein Freund Theophrast, der beste Vater und Ehemann, hat mir oft mit Thränen in den Augen über die späten Stunden geklagt, die er abwarten muß, wenn er anders die Gesellschaft seiner Frau genieſſen will. Wenn sie mit freudigem Gesicht zu mir zurük kömmt, sagt er, so ist der Anblik ihres Mannes nicht die Ursache davon, sondern bloß das gute Glük, das sie beim Spiel hatte. Hat sie hingegen verlohren, so muß ich doppelt deßwegen leiden. Sie kömmt nach Hause auſſer sich selbst, zürnt mit jedermann, ist mißvergnügt über alles, was ich thun oder sagen kann, und in der That aus keiner andern Ursache, als weil sie mein Vermögen weggeworfen hat. Was für vortrefliche Bettgesellinnen und Gefärtinnen dieſes Lebens müssen nicht Männer finden, die sich ihre Weiber aus solchen Frauenzimmern nach der Mode wählen? Was für ein Geschlecht von Helden, was für Patrioten, was für groſſe Männer können wir nicht von den Müttern dieſer Art erwarten?

Ich komme nun auf die üblen Folgen, die das Spiel für die Körper unserer Abentheurerinnen hat.

Es ist schon in der Ordnung der Natur gegrün-
det, daß fast iede Sache, welche die Seele ver-
dirbt, zugleich auch den Körper zerstöret. Die
Schönheit der Seele und des Gesichts werden ge-
meiniglich durch einerlei Mittel zerstört. Diese
Betrachtung muß für die weibliche Welt sehr
wichtig sein, da sie bestimmt sind, dem Auge zu
gefallen und die Blikke der andern Hälfte des
menschlichen Geschlechts an sich zu ziehen. Nun
aber kann nichts so abnüzzen, als die Nachtwa-
chen am Spieltische, und diese verzehrende Lei-
denschaften, von denen sie ordentlicher Weise be-
gleitet werden. Hole Augen, wilde Blikke und
blasse Farbe, sind die natürlichen Zeichen einer
Spielerinn. Ihr Morgenschlummer kann nicht
ihr mitternächtliches Wachen ersezzen. Ich habe
ein Frauenzimmer gekannt, die halb todt vom
Bassette hinweggeführet wurde, und oft habe ich
mit Schmerzen eine Person von Stande in ihre
Sänfte um 2 Uhr des Morgens schlüpfen sehen, die
gleich einem Gespenste unter dem Scheine der Fak-
keln aussahe. Kurz, ich habe nie eine Spielerinn
gekannt, die ihre Schönheit zwei Winter durch er-
halten hätte. Aber es ist noch ein anderer Fall,
in welchem der Körper noch mehr in Gefahr ste-

het, als in dem vorigen. Alle Spielschulden müssen entweder baar, oder durch einen Ersaz bezahlt werden. Der Mann, der über sein Einkommen spielt, verpfändet sein Vermögen. Die Frau muß sonst etwas zu verpfänden finden, wenn ihr Nadelgeld hin ist: Der Mann hat seine Güther, über die er disponiren kann, die Frau ihre Person. Wenn nun das Frauenzimmer sehr in der Noth und der Gläubiger sehr ungestüm ist, so überlaß ich es meinen Leserinnen, die Folgen davon zu erwägen.

Von der Gelehrsamkeit der Frauenzimmer.

Ich habe mich oft gewundert, daß man den Unterricht in den Wissenschaften als etwas sehr überflüßiges bei der Erziehung eines Frauenzimmers von Stande und Vermögen ansieht. Sind ihre Seelen nicht eben so gut einer Verbesserung fähig, als die männlichen? Warum sollten sie denn nicht auf die nehmliche Art angebauet werden? Warum soll denn gerade bei einem Geschlecht die Vernunft sich selbst überlas-

sen

sen und nur bei dem andern mit so vieler Sorgfalt gezo en werden ?

Es giebt einige Ursachen, nach denen es scheint, daß die Gelehrsamkeit sich noch besser für das weibliche Geschlecht, als für das männliche schikke. Sie haben fürs erste mehr Zeit, die sie dazu anwenden können, und führen eine sizzende Lebensart. Ihre Beschäftigungen sind von häuslicher Art, und nicht gleich denen des andern Geschlechts, die öfters mit Betrachtung und Studiren nicht bestehen können. Das vortrefliche Frauenzimmer, Frau Lizard, schmükte in der Zeit eines einzigen Sommers ihre Gallerie mit Stühlen und Kanape's aus, und zu gleicher Zeit hörte sie alle Predigten des D. Tillotsons zweimal durch. Es ist immer die Gewohnheit unter einigen jungen Frauenzimmern, daß eine von ihnen lieset, indem die andern mit ihrer Arbeit beschäftiget sind, so, daß die Gelehrsamkeit der Familie ihren übrigen Arbeiten nicht im geringsten nachtheilig ist. Ich war ungemein vergnügt, als ich unlängst eine Gesellschaft junger Frauenzimmer antraf, die sämmtlich mit Einmachen verschiedener Früchte beschäftigt waren, und mitten unter ihnen eine, welche Fontenelles Werk von der Vielheit

der

der Welten vorlas. Es war für mich sehr unterhaltend, zu sehen, wie sie ihre Betrachtungen zwischen Geleen und Sternen theilten, und einen plözlichen Uebergang von der Sonne zu einer Aprikose oder von dem kopernikanischen System zu der Figur eines Käsekuchens machten.

Eine zweite Ursache, warum sich Frauenzimmer mehr als Mannspersonen auf nüzliche Wissenschaften legen sollten, ist, weil sie die natürliche Gabe der Beredtsamkeit in grösserer Vollkommenheit besizzen. Ist es nicht schade, daß sie von einem so vortreflichen Talente, von einem solchen Reichthume an Worten keinen würdigen Gebrauch sollen machen können? Wenn die weibliche Zunge doch einmal in Bewegung sein muß, warum sollte sie nicht gerichtet werden, recht zu gehen? Könnten sie von den Flekken in der Sonne sich unterhalten, so würde dieses sie vielleicht abhalten, die Fehler ihres Nächsten bekannt zu machen. Könnten sie von den verschiedenen Aspecten und Conjunctionen der Planeten reden, so hätten sie nicht nöthig, sich die Mühe zu geben, über Blikke und heimliche Heirathen ihre Anmerkungen zu machen. Ueberhaupt würde es dann und wann sehr vortheilhaft für ihre Erfindungskraft sein, wenn

sie mit Materialien aus Künsten und Wissenschaften versehen wären, dieselbe daran zu üben.

Es giebt noch einen andern Grund, weswegen besonders Frauenzimmer von Stande sich auf die Wissenschaften legen sollten, weil nemlich ihre Herren Gemahle größtentheils mit denselben unbekannt sind. Es wäre doch Jammerschade, wenn in einer ganzen Familie nichts von Wissenschaft zu finden wäre. Was mich anbetrift, so kann ich nie unbekümmert in ein grosses Haus gehen, wo niemand vielleicht zu finden ist, der richtig schreiben kann, es müßte denn von ohngefehr der Kellermeister oder einer von den Bedienten sein. Was läßt sich nicht von dem jungen Erben hoffen, der von Vaters und Mutter Seite ein Dunce ist?

Wenn wir in die Geschichte berühmter Frauenzimmer sehen, so finden wir unter ihnen nicht wenige vortrefliche Philosophinnen. Ja, wir finden sogar, daß sich verschiedene von diesem Geschlechte in denjenigen Arten der Philosophie hervorgethan haben, die ihrer Natur fast ganz zuwider scheinen. Es hat weibliche Pythagoristen gegeben, ohngeachtet das Hauptwerk dieser Philosophie darinnen bestand, ein Geheimniß zu verschwei-

schweigen, und der Lehrling verbunden war, fünf ganzer Jahre zu schweigen. Ich habe nicht nöthig der Portia zu erwähnen, die ein Stoiker im Unterrokke war, noch der Hypparchia, die berüchtigte Cynikerinn, die es in ihrer Wissenschaft zu einer so grossen Vollkommenheit, als ihr Mann, gebracht hatte.

Kenntniß und Wissenschaften sind Vollkommenheiten in uns, nicht in so ferne wir Männer, sondern weil wir vernünftige Geschöpfe sind, und unter dieser Gattung von Wesen hat das weibliche Geschlecht mit uns gleichen Rang. Es kömmt hier nicht auf das Geschlecht, sondern auf die Gattung an. Wenigstens glaube ich, wird mir jedermann zugestehen, daß eine Philosophinn kein so abgeschmakter und für ihr Geschlecht so unschiklicher Charakter sei, als eine Spielerinn, und daß es weit unvernünftiger für ein Frauenzimmer ist, sechs Stunden hinter einander bei Karten oder Würfeln zuzubringen, als damit, daß sie sich einen Vorrath nüzlicher Kenntnisse einsammlet. Dieß ist deswegen eine Ursache mehr, warum ich das Studieren der Wissenschaften dem schönen Geschlechte empfehlen wollte, damit sie nicht in Verlegenheit sind, diejenigen Stunden

den anzuwenden, mit denen sie sonst nichts anzufangen wissen. Ich könnte noch diesen Grund für meine schönen Leserinnen hinzufügen, daß viele ihres Geschlechts, die ihren Geist durch Bücher und Wissenschaft verschönert, sich auf die höchsten Stuffen des Glükkes und der Ehre emporgeschwungen. Eine benachbarte Nation könnte uns mit einem sehr merkwürdigen Beispiel dieser Art versehen, aber ich will dieses Kapitel mit der Geschichte der Athenais schliessen, die ein sehr vorstechendes Exempel zu meinem Vorsaz ist.

Als Kaiser Theodosius ungefehr ein und zwanzig Jahr alt und willens war sich zu vermählen, bat er seine Schwester Pulcheria und seinen Freund Paulinus, in seinem ganzen Reich ein Frauenzimmer von der auserlesensten Schönheit und den erhabensten Eigenschaften für ihn auszusuchen. Mitten in ihren Untersuchungen bot sich Athenais, eine griechische Jungfrau, zufälliger Weise selbst an. Ihr Vater, der ein berühmter Philosoph von Athen war, und sie in der Gelehrsamkeit dieses Orts erzogen hatte, hinterließ ihr bei seinem Tode nur ein sehr geringes Vermögen, über welches sie noch dazu sehr vielen Verdruß von der Ungerechtigkeit ihrer zwei Brüder auszustehen hatte. Dieß

nö=

nöthigte sie eine Reise nach Constantinopel zu machen, wo sie einen Anverwandten hatte, der ihre Sache der Pulcheria vorstellte, um ihr einige Hülfe von dem Kaiser zu verschaffen. Hiedurch ward diese tugendhafte Prinzeßinn mit der Athenais bekannt, die sie als das schönste Frauenzimmer ihrer Zeit, und durch eine lange Uebung in der Philosophie zur strengsten Tugend und der reinsten Unschuld erzogen fand. Pulcheria ward durch diese Unterhaltung mit ihr entzükt, und gab sogleich dem Kaiser, ihrem Bruder, davon Nachricht. Der Charakter, den sie von ihr gab, machte einen solchen Eindruk auf ihn, daß er seine Schwester bat, sie sogleich in die Wohnung seines Freundes Paulinus zu bringen, wo er fand, daß ihre Schönheit und ihr Umgang die erhabensten Begriffe übertraf, die er sich davon gemacht hatte. Sein Freund Paulinus bekehrte sie zum Christenthum, und gab ihr den Namen Eudoxia, worauf der Kaiser sich öffentlich mit ihr vermählte, und alle die Glükseligkeit mit ihr in der Ehe genoß, die er sich von einer so tugendhaften und gelehrten Braut versprochen hatte. Sie vergab nicht nur ihren Brüdern ihre Beleidigungen, sondern erhub sie auch zu den größten Ehrenstellen, und machte sich so-

wohl durch verschiedene Werke der Gelehrsamkeit als durch ihr exemplarisches Leben bei dem ganzen Reiche so beliebt, daß ihrem Angedenken viele Statüen errichtet wurden, und die Kirchenväter sie als die Zierde ihres Geschlechts rühmten.

Einladung an das Frauenzimmer zu einem Schauspiel.

Es wird heute gegen Nachts ein sehr unterhaltendes Schauspiel für die ganze Stadt zubereitet, und ich schikke dieß Blatt besonders zu den Frauenzimmern, sie dazu einzuladen. Ich überlasse es ihnen, ihren verschiedenen Bewunderern zu befehlen, sie um 6 Uhr Abends zu begleiten, um ihnen die Vorstellung zu erklären, und wollte ihnen wohl unmaßgeblich anrathen, ieden Liebhaber zu entfernen, der ihre Fragen nicht beantworten kann.

Ich hoffe, meine schönen Schülerinnen werden die Gelegenheit nicht vorbeilassen, ein Schauspiel zu sehen, das ihnen weder Unbequemlichkeit noch Unkosten verursachen wird, und das (wenn die Witterung günstig ist) alle Vergnügungen unend-

lich übertreffen wird, auf die sie so freigebig subscribiren.

Was ist eine Komödie, eine Opera, eine Masquerade, eines Gesandten Einzug gegen einen Kometen, eine Mond- oder Sonnenfinsterniß oder irgend sonst ein ausserordentliches Stük von Luftvorstellungen, die von Zeit zu Zeit unserer Bewunderung sollen gezeigt werden.

Unterdessen wird es mein Geschäfte diesen Morgen sein, das schöne Geschlecht von der eiteln Furcht und Schrekken zu befreien, wozu sie bei allen ungewöhnlichen Vorfällen in den Welten über uns so sehr geneigt sind: damit sie mit muthigem und vergnügtem Blik eine gänzliche Mondfinsterniß, so wie iede Veränderung in den Sternen und Planeten, betrachten mögen. Eine kleine Vorbereitung von Philosophie aus dem schlichten Menschenverstand gezogen, wird ihre Lebensgeister mehr als iede Herzstärkung, zu der sie in ihren Kabinetten ihre Zuflucht nehmen können, stärken.

Vors erste denn also, scheint es mir dienlich, die Damen zu benachrichtigen, daß der Mond ein finsterer Körper, ungefehr wie unsere Erde ist; aber nicht halb so groß: daß das zunehmende und abnehmende Licht, das er uns zu gewissen bestimm-

ten Zeiten giebt, ein bloſſer Wiederſchein des Sonnenlichtes iſt: und daß es ſich zuweilen zuträgt, daß die Erde auf eine kurze Zeit entweder gänzlich oder nur zum Theil den Sonnenſchein von dem Monde auffängt: während dieſer Zeit, ſagen wir, daß der Mond entweder gänzlich oder nur zum Theil verfinſtert, oder mit andern Worten, von der Erde beſchattet iſt. Dieſer Umſtand, wenn er ſich zuträgt, iſt dem Laufe der Natur nicht mehr zuwider, als wenn eine dikke Wolke den Mondſchein vor uns verbirgt; auch bedeutet er Nationen, Prinzen oder Privatperſonen weder Gutes noch Böſes. Die Dunkelheit, die von einer Sonnen = oder Mondfinſterniß entſteht, iſt weniger häufig, aber nicht im geringſten von mehrerer Vorbedeutung, als die Dunkelheit, die von einer Wolke entſtehet.

So dann bemerke ich, daß die Furcht der Frauenzimmer (ſo wie auch der Mannsperſonen, die gänzlich mit der Sternſeherkunſt unbekannt ſind) bei dieſen Gelegenheiten einzig und allein von ihrer Unwiſſenheit herrührt. Männer von Kenntniß betrachten dieſe Begebenheiten, ohne die geringſte Beunruhigung ihres Gemüths, nicht wegen ihrer Herzhaftigkeit, ſondern wegen ihrer

Wissenschaft. Wäre einige Gefahr, so würde ihre Gelehrsamkeit sie dieselbe genauer kennen lehren, und sie würden daher auch das Unglük desto mehr fürchten. Wir haben innerhalb dieser drei Jahre verschiedene merkwürdige Erscheinungen in der Luft gesehen; eine ganz ausserordentliche und gänzliche Sonnenfinsterniß, und werden diese Nacht das silberne Licht des Mondes gleichsam mit Blut beflekt und ganz von der Erde beschattet sehen: und doch gehen der Lauf der Natur und unsere politischen Angelegenheiten fort, wie zuvor; die Jahreszeiten fahren fort, ihren ordentlichen Wechsel zu halten, die protestantische Regierung bleibt in ihrer vollen Stärke, und Großbritannien behält seine alte Herrschaft über die See.

Es ist ein Vorzug grosser Philosophen, daß sie von der Furcht und den Irrthümern des Pöbels befreiet sind. Sie können die ungewöhnlichen Wirkungen der Natur betrachten, ohne von einer andern Leidenschaft, als der Bewunderung, gerührt zu werden. Für den gemeinen Haufen der Menschen ist jeder Theil der Schöpfung voll Schrekken. Ganze Nationen sind durch die Ueberschwemmung eines Flusses, den Flug der Vögel, oder die

Er-

Erscheinung eines Wallfisches in Unruhe gesezt worden. Die Erde, die Luft und die See sind für die Abergläubischen voller Zeichen und Wunder. Aber vor allen quälen Verfinsterungen und Kometen die Herzen der Unwissenden mit einem solchen panischen Schrekken, daß die Stärke der Vernunft ganz davon überwunden wird, wenn Personen von Kenntniß, zu denen sie ein Zutrauen haben, nicht Sorge tragen, sie mit Gründen, die ihrer Einsicht angemessen sind, dagegen zu wafnen.

Die armen Indianer sind immer in der größten Bestürzung, wenn der Sonne oder dem Monde irgend etwas ausserordentliches begegnet. Kolumbus hatte deswegen seine Erhaltung der Unwissenheit der Völker von Jamaika zu verdanken. Da er sah, daß sie anfiengen ihn zu verlassen; so verkündigte er listig den Zorn Gottes gegen sie; indem er hinzufügte, daß sie innerhalb zwei Tagen ein augenscheinliches Kennzeichen des göttlichen Mißfallens an einer Finsterniß über das Licht des Mondes sehen würden. Dieß traf auch ein, wie er es sagte, und sie wurden daher durch ihre Furcht bewogen, ihm, als einem Günstling des Himmels, fest anzuhangen.

In dem Jahre 1706. gaben uns die Franzosen und Spanier ein glükliches Beispiel ihrer Unwissenheit und ihres Aberglaubens. Als an dem Tage, da unsere Truppen landeten, Barcelona zu entsezzen, eine Sonnenfinsterniß einfiel, so sahen es unsere Feinde als eine böse Vorbedeutung an, daß sich die Sonne so plözlich verfinsterte, und zogen sich in grösster Verwirrung zurük, besonders, weil sie erwägten, daß das Sinnbild des Königes von Frankreich eine aufgehende Sonne ist.

Sechs Jahre hernach werden wir eine andere gänzliche Sonnenfinsterniß haben, die eben so unschuldig und merkwürdig sein wird, als die lezte. Ich hoffe meine Schülerinnen um diese Zeit zu Salisbury zu finden, wo sie in ihrer grösten Vollkommenheit wird zu sehen sein. Ich werde indessen, ihre Neugierde zu erregen, ihnen eine so natürliche Vorstellung davon machen, als ich sie mit Worten machen kann.

Wenn der finstere Körper des Mondes seinen Lauf so weit wird vollbracht haben, daß er gerade zwischen uns und der Sonne zu stehen kommen wird, und die Strahlen des Lichts gewissermassen gänzlich aufgefangen sein werden: so wird eine so allgemeine und feierliche Finsterniß über Himmel

und Erde verbreitet werden, die die Augen der Zuschauer mit einem angenehmen Schrekken rühren wird. Die Sterne werden darauf anfangen zu scheinen, und die Winde werden aufhören zu wehen. Ich sehe die Wolken ruhig, und bemerke eine Todesstille in der Luft. Die Felder, die Fluten, die Wälder und die Berge, gleichen einem Nachtstükke, von einem vorzüglichen Genie in der Mahlerei entworfen. Die Quelle der Hizze sowohl als des Lichtes ist verschlossen, und meine Lebensgeister werden von Frost überfallen. Der Hase eilt in den Busch, der Hirsch sucht sich zu verbergen, und dem kriegerischen Rosse entsinkt der Muth mitten auf der Weide. Ich sehe die wilden Thiere hervorkommen, ihre Beute zu suchen; Die Raben beschleunigen ihren Flug zu ihren Nestern; Die Fledermäuse schwirren durch das Dunkel, und ich höre das Geheule der Eulen. Die Blumen auf dem Felde verschliessen ihr Laub, und das blasse Licht des Johanniswurms kömmt zum Vorschein. Dieß werden die Wirkungen dieses kurzen Zwischenraums von Finsterniß, dieser augenblicklichen Nacht bei vollem Tage, sein, bis das Licht wieder hervorbricht, und die Schöpfung von neuem erfreut.

Die Macht der Schönheit.

Die Macht kann in verschiedene Klassen eingetheilet werden; nemlich 1) die Macht des Standes, 2) die Macht des Reichthums, 3) die Macht der Wissenschaft, und 4) die Macht der Schönheit. Ich wollte gerne noch die Macht der Tugend hinzufügen, wenn es nur möglich wäre zu erweisen, daß die Tugend irgend eine Macht hätte. — Die Macht der Schönheit und der Gebrauch, der davon gemacht werden kann, soll der Inhalt dieses Blattes sein.

„Opfert den Grazien!„ sagte der feine Philosoph zu den Barbaren des Alterthums. Stehet euch gut mit den Frauenzimmern; würde er zu den Yasoen der gegenwärtigen Zeit gesagt haben, mit solchen Frauenzimmern nemlich, wenn es solche giebt, die sich nicht schämen, unschuldig zu sein, und noch nicht vergessen haben, zu erröthen; die eben so besorgt gewesen sind, ihre Seele als ihren Körper zu schmükken, die sich in ihrer Jugend einen guten Ruf erwerben, um ihrem Alter Würde zu geben, und die ihre Tugend mehr, als den Ruhm selbst, schäzzen.

Ich kenne kein Gedicht,* das ich jungen Leuten von beiderlei Geschlecht lieber in die Hände geben wollte, als die schöne Erzählung von Cimon und Iphigenia, da sie die Macht der Schönheit auf der einen Seite, und die Vortheile, die daraus können abgeleitet werden, auf der andern, auf eine so schöne Art im Beispiel zeiget. Schönheit giebt dem menschlichen Wilden zuerst Gefühl; Gefühl bringt Bewunderung hervor; Bewunderung Liebe, und Liebe alles, was brav, edel, großmüthig und fein ist.

Aber wäre diese Schönheit auf der Seite des Frauenzimmers nicht durch ein Gefühl der Schönheit und Zärtlichkeit des Geschmaks bewacht worden; hätte sich Iphigenia auf das erste Anerbieten von dem Reichthum und dem vornehmen Stand ihres bäurischen Verehrers einnehmen lassen: so

* Cimon ist ein Gedicht des berühmten englischen Dichters Dryden, das mit der Schieblerischen Romanze: Es war einmal ein Königs-Sohn 2c. die unsere Leserinnen unter der Sammlung der Gedichte dieses Buches finden werden, dem Hauptinhalt nach einerlei ist. Eine Novelle des Bocaz hat ohne Zweifel Gelegenheit dazu gegeben.

würde ihre Herrschaft nicht länger gedauret haben, als seine Leidenschaft, und Cimon, der Mann, würde bald ein ärgerer Unmensch geworden sein, als Cimon, der Liebhaber.

Die Erfahrung zeigt es, daß die Mannspersonen zu einer oder der andern Zeit ihres Lebens der Liebe unterthan sind: und während dieser Zeit hat ein Mann kaum einen Willen, den er seinen eigenen nennen kann. Sein Leib und Seele sind der Verehrung seiner Gebieterinn geweiht, und er treibt seine Biegsamkeit oft bis zum Lächerlichen und Unerlaubten. Wir sind in diesem Zeitpunkt, im eigentlichen Verstande, unter der Herrschaft des schönen Geschlechts, und es ist in einem hohen Grad der Fehler unserer schönen Königinnen, wenn sie in uns nicht iede böse Neigung der Natur, iede niedrige Gewohnheit, und alles lächerlich gesuchte Wesen unterdrükken; ja noch mehr, wenn sie nicht beides, unser Herz und unsern Kopf, verbessern, wenn sie uns nicht eine Liebe zur Wissenschaft einflössen, und uns zu den eifrigsten Verehrern der Tugend und der Ehre machen.

Die Geschichte des Cimon und der Iphigenia ist eine Fabel; was ich nun anführen werde, ist Wahrheit.

Der Bruder eines gewissen noch lebenden Monarchen glaubte, daß ihm seine hohe Geburt die Freiheit gäbe, alles zu thun, was ihm gut dünkte. Er brachte Menschen zur Kurzweil ums Leben, und zerriß alle geistliche und weltliche Bande, seine Lüste zu befriedigen. Eine Nacht, da er sich mit Wein erhizzet hatte, zündete er ein Kloster an, und bemächtigte sich einer der Nonnen, die nakkend der Wuth der Flammen entflohen, deren Schönheit ihn in Verwunderung sezte. Umsonst war ihr Geschrei, ihr Flehen, ihre Thränen, ihre Ohnmachten, er schleppte sie fort, ihres Besizzes gewiß, und um alles andere unbekümmert. Aber wie erstaunte er, da er sich mit Verachtung und Unwillen zurükgestossen sah, sich vorwerfen hörte, daß er ein Schandflek nicht nur seiner Geburt, sondern der Menschheit wäre, und sich trozzen hörte, er möchte nur ihre Brust durchstossen, aber nie sich mit ihrem Genusse schmeicheln.

Eine solche Hoheit und ein so unerwarteter Endschluß von einer Person, die, wie er glaubte, so ganz in seiner Gewalt war, brachte ihn völlig aus aller Fassung. Er drang in sie, er drohete, er schmeichelte, und bot alles an, was Prinzen geben oder Unterthanen wünschen können; aber alles vergebens.

bens. Die nakte, hülflose Nonne war über alles erhaben, und dieser Tirann, dem bisher alles zu Gebote gestanden war, sah sich nun gezwungen, selbst auf seinen Knien um ihre Gunst zu bitten, und dennoch, ob er gleich in seinem ungestümen Anhalten von einem Tag und von einem Monath zum andern verharrte, konnte er nicht einen Schimmer von Hoffnung erhalten, bis er aufhörte ein Wilder zu sein, und darein willigte, durch die Gesezze der Gerechtigkeit, Vernunft und Höflichkeit menschlich zu werden, denn ohne dieß, sagte die vortrefliche Nonne, mache ich keinen Unterschied zwischen einem Monarchen und einem Bären. Und diesem merkwürdigen Zufall hat Europa einen seiner vollkommensten Monarchen zu verdanken.

Wenn es denn also wahr ist, daß Mannspersonen größtentheils Weise oder Narren, wakker oder weiblich, freie Leute oder unverschämte Kriecher werden, so wie die Frauenzimmer, mit denen sie umgehen, dieselben haben wollen; welch ein Vorwurf ist ein Gek, oder ein schaler Schwäzzer, ein ungesitteter Bauer, oder ein Miethling für eine Schöne, für deren Anbeter er bekannt? Und wie können wir es hindern zu schlieffen, daß der

ganze

ganze Kram und Markt ihres Herzens, in dem Bilde, das wir vor uns sehen, ausgelegt ist.

Oder wenn es solche Dinger unter uns giebt, die noch die Livrei irgend eines besondern Frauenzimmers angezogen haben, die sich aber das Ansehen geben, als wenn sie Dienste bei einer suchten: wie gering und unwürdig müssen sie von dem schönen Geschlechte denken, wofern sie überhaupt denken, wenn sie glauben, daß Nichtswürdigkeiten, Thorheiten und Laster die besten, wo nicht die einzigen Mittel sind, sich ihrer Gunst zu empfehlen?

Daß dergleichen Schwärme quälender, unbedeutender Insekten und verderblicher Raupen, nicht nur alle Jahre in Menge hervorkommen, sondern die auch die Pest aller derjenigen Oerter sind, wo sich Schönen befinden, erfodert die Höflichkeit, ihrer Unwissenheit, Eitelkeit, ehe allem in der Welt zuzuschreiben, als dem geringsten Wink von Aufmunterung, daß diejenigen, die ihrer Gestalt nach Engeln gleichen, sich, wie es Shakespear plump, aber stark ausdrükt, herablassen, von Unrath sich zu nähren.

Ich habe bisher nur von der Macht geredet, die Frauenzimmer über ihre Liebhaber haben: Ich will

nun

nun auch den Einfluß berühren, den sie über die Nachkommenschaft haben; und man kann sich darauf verlassen, daß die Kinderstube mehr zur Bildung unserer Sitten beiträgt, als die Schulen. Wenn die Zucht daselbst durch diese Vermischung von Feinheit und gesunder Vernunft, die den Charakter eines feinen Frauenzimmers ausmacht, dirigirt wird: so ist der rechtschaffene Mann, der Rathsherr ꝛc. (obgleich noch in Miniatur) schon gebildet, und fast ieder Pedant kann das übrige thun.

Plutarch trägt kein Bedenken, die erhabenen Vorzüge der Grachen den Unterweisungen, die sie von ihrer Mutter, der vortreflichen Cornelia, erhalten, zuzuschreiben: und wer muß nicht seiner Meinung sein, wenn wir den edlen Vorwurf hören, den sie ihnen macht: Wie lange soll ich noch die Frau des Tiberius und nicht die Mutter der Grachen genennet werden?

Wie sehr ist es bei allen diesen Talenten und Gelegenheiten, die sie haben, das Kind zu bilden, und den Mann zu verfeinern, wie sehr, sage ich, ist es zu bedauren, daß sie scheinen, uns ihrer Bildung nicht würdig zu halten, und zugeben, daß wir verwildern, sichtbar ausarten, und der Erden, die wir bereichern und verschönern sollten, zur Last sind.

Man

Man hat immer den Schönen nachgesagt, daß sie so sehr nach Macht und Gewalt streben, und sich derselben jederzeit auf das beste zu bedienen wissen: und in gewissen Fällen muß man es zugeben, daß ihre Aufführung diese Behauptung vollkommen rechtfertiget. Aber ach, die kurze Tirannei der unumschränkten Gebieterinn, oder auch die dauerhaftere einer der Regierung sich annassenden Frau ist nur eine nichtsbedeutende Kleinigkeit ihres unumschränkten Einflusses. Wie Milton sagt: die Welt liegt vor ihnen; und es kömmt auf sie an, ihr eine Gestalt zu geben, was ihnen für eine beliebt.

Wenn also Mammon gegenwärtig die Gottheit ist, vor der alle die Knie beugen, müssen wir nicht sagen, daß diese schönen Gözzendienerinnen uns zu ihrem eigenen Nachtheil zuerst ein böses Exempel geben? Denn wenn sie selbst sich vor Reichthum bükken, so lehren sie uns, der Schönheit die zwote Stelle einzuräumen, und daß, wenn wir den ersten besizzen, wir die andere leicht erhalten können.

Möchten sie doch deswegen edler von sich selbst, und verächtlicher von denjenigen denken, welche, stolz auf ihren Reichthum, glauben, daß sie ihre

Gunst

Gunst verdienen, und dieselbe befehlen können! Möchten sie sich doch als Bewundererinnen und Gönnerinnen* der Wissenschaft, der Tugend, des Patrio=

* So zeigte sich die Geliebte des berühmten Canz. Sie war die Tochter seines Professors, und gab ihm bei seiner Bemühung um sie zu verstehen, daß ein so träger und unfleißiger Mensch, wie Canz damals war, ihr niemals gefallen könne. In wenigen Jahren ward er durch Anstrengung seiner Kräfte und unvermerkten Fleiß einer der ersten Gelehrten bei der Universität, und trug die Hand seiner Geliebten zur Belohnung davon. Den grossen Mahler Rubens hat man gleichfalls seiner Geliebten zu verdanken. Er war ein Grobschmid, und würde es vielleicht Zeit seines Lebens geblieben sein, wenn er sich nicht in die Tochter eines Mahlers verliebt hätte, die ihm ihre Hand unter keiner andern Bedingung zugestehen wollte, als wenn er suchen würde, in der Kunst ihres Vaters berühmt zu werden. Rubens, von der Hoffnung, den Gegenstand seiner Verehrung zu erhalten, angetrieben, verließ sein grobes Handwerk, und legte sich mit solchem Fleisse auf die Mahlerkunst, daß er in wenigen Jahren darinn vortreflich und durch den Besiz seiner Geliebten beglückt wurde.

Patriotismus, und als unversöhnliche Feindinnen aller derjenigen, die ihren Verstand, Ehre und Gewissen schänden, und für irgend eine Beste-chung, Vermögen, Ehre und die Freiheit ihres Vaterlandes verhandeln, erklären! Dann würde iede unverheirathete Schöne eben so viele Bekehrte als Liebhaber zählen, und iede glükliche Mutter so viele Patrioten als Kinder erziehen.

Ich kann alles, was ich bisher gesagt habe, und noch zu verstehen geben möchte, nicht mehr einschärfen, als wenn ich sie bitte, sich nach dem edlen Charakter der **Volumnia**, * wie ihn die Meisterhand

* Ich will nur eine einzige Stelle aus diesem Trauerspiele des göttlichen Shakespears anführen, die hinreichend sein wird, meine Leserinnen mit dem Charakter der Volumnia, Koriolans Mutter, bekannt zu machen.

Volumnia. Ich bitte dich, meine Tochter, singe, oder sei doch wenigstens nicht so trostlos. Wäre mein Sohn mein Mann, ich wollte mich der Abwesenheit, in der er Ruhm gewann, mehr freuen, als der zärtlichsten Umarmungen seiner Liebe. Als er noch ganz zart war, und Jugend und Artigkeit alle Blikke auf ihn lenkten; wenn

hand des groſſen Vaters der brittiſchen Bühne, in ſeinem Trauerſpiele, Koriolanus, gezeichnet, zu bilden;

eine Mutter eine Stunde, ihn anzuſehen nicht hätte geben ſollen, wenn ein König ſie einen Tag gebeten hätte, ließ ich ihn doch gerne, wenn ich betrachtete, wie Ehre ihn ſchmükken würde, und daß es eben ſo gut wäre, wie ein Gemählde an die Wand zu hangen, wenn Ruhm ihn nicht in Bewegung ſezte, Gefahr zu ſuchen, wo er wahrſcheinlicher Weiſe Ruf finden konnte. In einen grauſamen Krieg ſchikte ich ihn, und er kam zurük, ſeine Stirne mit Eichlaub gekränzt.

Glaube mir, meine Tochter, mehr freute ich mich nicht, da ich zuerſt hörte, daß er ein männlich Kind war, denn nun, da ich zuerſt ſah, daß er ſich als einen Mann gezeigt hatte.

Virgilia, (Gemahlinn des Koriolans) Aber wie, wenn er bei dieſem Geſchäfte geſtorben wäre, wie dann?

Vol. Denn wäre ſein Nachruhm mein Sohn geweſen; darinn wollte ich Nachkommenſchaft gefunden haben. Ich geſtehe es dir aufrichtig: hätte ich ein Duzzend Söhne, die ich alle gleich ſehr liebte, und keinen weniger, als meinen guten Martius: ſo wollte ich lieber, daß elfe edel

für

bilden; oder wenn sie dieß majestätische Bild mehr für das Werk des Dichters, als der Natur halten, so mögen sie lesen, bewundern und nachahmen, was einer unserer Geschichtschreiber von einer brit=

 tischen

für ihr Vaterland stürben, als einen einzigen un=thätig in Wollust verlieren. — — — — — — — —

Vol. Mich dünkt, ich höre bis hieher die Drommel deines Gemahls: ich sehe ihn, wie er den Au=fidius bei den Haaren niederreißt: die Volscer für ihn fliehen, wie Kinder für einen Bären: Mich dünkt, ich sehe ihn stampfen: so! — und ihn also rufen — Fort, ihr Memmen! Ihr wurdet in Furcht gezeugt, ob ihr schon in Rom geboren seid: Dann wischt er seine blutige Stir=ne mit seiner geharnischten Hand, und geht fort, gleich einem Schnitter, der verbunden ist, alles zu mähen, oder seinen Lohn zu verlieren.

Virgilia. Seine blutige Stirne! O Jupiter, kein Blut!

Vol. Je, Thörinn! Das ziemt einem Manne mehr, als seine Siegeszeichen zu vergülden. Die Brust der Hekuba, wenn sie Hektorn säug=te, sah nicht liebenswürdiger, als Hektors Stir=ne, wenn sie Blut quoll, indem sie mit grie'chi=schen Schwerdtern zankte,

tischen Heldinn erzählt: Als die junge verwittwete Gräfinn von Arundel von dem König Heinrich III. eine abschlägige Antwort in einer Sache, auf die sie die gerechtesten Ansprüche hatte, erhielt, redete sie ihn auf folgende freie Weise an: Mein Herr König, warum wendet ihr euer Angesicht von Gerechtigkeit? Wir könnten von eurem Gericht kein Recht erhalten. Ihr seid gesezt zwischen Gott und uns, aber ihr regiert weder uns, noch euch selbsten, wie ihr sollet, sondern unterdrükket täglich die Kirche, und betrübt den Adelstand eures Königreiches. — Der König, von dieser Rede erhizt, frug mit einem wüthenden Blikke: Ob der Adel von England ihr den Auftrag gegeben hätte, seine Advokatinn zu sein? Worauf sie mit nicht geringerer Hizze erwiederte: der Adel hat mir keinen solchen Freiheitsbrief gegeben; aber ihr, Herr König, habt den zerrissen, den ihr und euer Vater uns zugestanden, und so heilig beschworen, und so oft dafür euren Unterthanen Geld ausgepresset habt. Wo ist die Freiheit von England, die so oft schriftlich versichert, so oft zugestanden, und so oft gekauft und losgekauft worden ist? deswegen appellire ich, ob ich gleich nur ein Weib bin, mit allen euren natürlichen Unterthanen an

den

den Himmel, wo der grosse und schrekliche Richter unsere Sache rächen wird. Der König, von so kühnen Wahrheiten bestürzt, schwieg eine Weile still, und frug sie dann, ob sie von ihm eine Gnade verlangte, weil sie seine Anverwandte wäre? Worauf sie antwortete: wie sie eine Gnade erwarten könnte, da er sich weigerte, ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen? Und so gieng sie hinweg, ohne eine andere Befriedigung, als die, einem Monarchen ungehindert die Wahrheit gesagt zu haben.

Mein Herr Aufseher,

Endlich habe ich, nach vielem Bitten, durch einen meiner kopenhagener Freunde, ein Exemplar vom nordischen Aufseher erhalten. Wie geht es doch zu, daß man ihn ausser Kopenhagen nicht hat? Sind Sie zu bescheiden oder zu stolz? Glauben Sie, daß der Geschmak sich izt ganz nach Norden zieht, und daß Ihre Nachbarn ihn gar darüber verlieren? Oder ist Ihr Verleger schuld? Macht ers etwa wie viele Fabricanten, die aus blosser Bequemlichkeit ihre Waaren so theuer

verarbeiten, daß sie nicht aus dem Lande geschikt werden können? Die Ursache mag sein, welche es will, so rathe ich Ihnen, daß Sie diesen Fehler verbessern. Wird Ihr Vergnügen nicht grösser, ie mehr Sie nüzzen? Wollen Sie weniger ausgebreitet als Ihr Vater sein? Doch ich habe Sie izt gelesen, mit vielem Vergnügen, das versteht sich. Aber auch mit vieler Verwunderung, daß Sie bisher fast nichts vom Frauenzimmer gesagt haben. Sie können unmöglich zu denen Männern gehören, die diese liebenswürdige Hälfte des menschlichen Geschlechts nur allein in die Schönheit eingränzen. Sie sind gewiß nicht verheirathet, und haben auch wenig Umgang mit schäzbaren Frauenzimmern, sonst könnten Sie so nicht schweigen. Oder sind ihre Däninnen nicht eben so liebenswürdig, oder weniger fehlerhaft als unsere Deutschen sind? Denn Fehler, Fehler haben sie bei ihren Vorzügen! und diese wollte ich eben, daß Sie bessern sollten. Vielleicht kann ich Ihnen mit einigen Anmerkungen dienen. Denn meine Liebe zu diesem schönen Geschlecht macht, daß ich sehr viel Umgang mit ihm habe. Auf daß Sie mich aber nicht etwa für einen jungen übertriebenen Bewunderer der Schönen halten, so muß ich Ih-

nen

nen sagen, daß ich beinahe ein Greis bin; und durch eine vortrefliche Frau, die mir seit einigen Jahren gestorben, in den Umgang der Frauenzimmer aufgenommen bin. Diese meine selige Clarissa hat mich mit dem ganzen Werthe ihres Geschlechts bekannt gemacht. Ihre gebildete Seele hat mir gezeigt, daß unter der Seele eines Frauenzimmers und der Seele einer Mannsperson schlechterdings kein Unterschied ist. Viele von uns räumen den Empfindungen der Frauenzimmer mehr Feinheit ein, als den unsern. Vielleicht ist dieser Unterschied nicht wirklich. Vielleicht gewöhnen wir uns nur selbst zu einer gewissen Härte, so wie die Frauenzimmer sich nur zu einer gewissen Leichtsinnigkeit gewöhnen. Wenigstens kann die Feinheit der Empfindung und die Stärke des Geistes sehr gut zusammen stehen, das habe ich alles an meiner vortreflichen Clarissa gesehen. Sie werden sagen: es ist sehr selten, eine Clarissa zu finden. Sie haben recht. Aber es ist eben so selten, eine Mannsperson, wie meine Clarissa zu finden. Und wie die Männer noch immer sehr schätzbar sind, an denen man nur einzelne Züge von ihr findet, so sind es die Frauenzimmer mit diesen einzelnen Zügen gleichfalls. — Ach, mein

Herr Aufseher, ich schäme michs zu sagen, daß wir fast an allen Fehlern der Frauenzimmer selbst schuld sind! Wir haben einmal das Regiment in der Republik. — Warum richten wir die Erziehung der Töchter nicht besser ein? Die meisten Väter überlassen eben so leichtsinnig (Leichtsinn wollen wir uns doch nicht gerne vorwerfen lassen!) die Erziehung der Töchter ihren Müttern, oder wohl gar den noch schlechtern Französinnen, als sie sonst die Mütter gewählt haben. Die Mutter handelt nach Humeur, (denn Humeur ist fast der ganze Charakter der Frauenzimmer) die Tochter lernt gleichfalls darnach handeln, welches sie nicht thun würde, wenn der Vater es für wichtig genug hielte, seine Tochter selbst zu bilden, und seinen künftigen Schwiegersohn, und alle seine Nachkommen dadurch glüklich zu machen. Ich will davon schweigen, daß wir selbst die Frauenzimmer mit allen ihren Fehlern so sehr bewundern, daß sie entweder glauben, es sind keine Fehler, oder sie dürfen sie nur dreist behalten, weil sie uns dennoch so sehr gefallen.

Wenn die Frauenzimmer lernten, einen bestimmten Charakter zu haben, wie glükselig wären denn sie und wir! (Es ist traurig, daß fast nur die Spielerinnen

rinnen ihn haben! Möchten die weniger bestimmt sein!) Aber sie beschäftigen sich nur gar zu sehr mit dem, was sie scheinen wollen, ohne darauf zu denken, was sie sind. Ich kann mit Recht dem Frauenzimmer keine Liebe zur Gemächlichkeit Schuld geben, wie einige thun. Ihre Moden selbst beweisen das Gegentheil. Und was ist den Meisten wichtiger als die Moden? Wenn sie wirklich etwas lieben, so sind es die Moden, und zur Mode machen sie alles. Aber ich bin mannichmal sehr zweifelhaft, ob sie etwas lieben. Cidalise opfert ihren Mann, ihre Kinder, ihre Bequemlichkeit, alles ihrem Schooßhunde auf. Ich habe keine zärtlichere Miene gesehen, als die, womit sie Bellinen ansieht. Unterdeß getraue ich mir nicht zu behaupten, daß Cidalise Bellinen liebt. Sie liebt nur die Mode der Schooßhunde. Wenn es doch auch einmal Mode würde, die Männer zu lieben! Wie vielen Männern würde ihr Leben dadurch erträglich werden! Alle Moden sind möglich. Unsere Damen lachen über die Pantins ihrer verstorbenen Tanten; unsere Töchter sehen den Potpourri ihrer Mütter schon mit Verachtung an. Die Schooßhunde scheinen sich zwar durch alle Jahrhunderte behaupten zu wollen, doch ist es

möglich, daß sie einmal von den Männern vertrieben werden, so wie die Lokken den Pudel, der Chignon die Lokken, und die Flechten den Chignon vertrieben haben. Das Frauenzimmer ist sehr zur Nachahmung geneigt. Hätte meine Clarissa nur länger gelebt. Sie wurde sehr nachgeahmt, und hatte mich sehr lieb. — Ich sagte erst: Das Frauenzimmer macht alles zur Mode. Sie machen leider die Tugenden auch darzu! Und wenn eine Sache erst eine Mode ist, wie sehr wird sie dann nicht übertrieben! In der Stadt, wo ich lebe, ist izt das Mitleiden die Haupt-Modeempfindung. Wie schön, wie sehr dem Herzen eines Frauenzimmers angemessen ist das Mitleiden! Aber wenn es eine Mode wird! — — Wenn es sich nur allein auf die Insecten einschränkt! — — In unsrer Stadt wird keine Spinne, keine Mükke mehr getödtet, obgleich der Haß zu den Spinnen sich wie die Liebe zu den Schooßhunden behauptet. Ich wäre neulich bald für einen Atheisten gehalten, und aus allen meinem Umgange verstossen worden, wie ich, ohne es zu sehen, eine Schnekke zertrat. Ich glaubte gestern, mich sehr gefällig zu erzeigen, wie ich an Aramiuthens Wand eine ungeheure Spinne tödten wollte. „Um des Him-

mels

mels willen, was machen sie! schrie sie, tödten sie mir die arme Spinne nicht! sie sizt schon acht Tage da„ Ich machte grosse Augen. „Seit wann haben Sie denn den Abscheu der Spinnen verlo=ren? — — —„ Nichts weniger als das! ich fürchte mich noch eben so sehr, und wenn sie an=fängt zu kriechen, so lauf ich zum Zimmer hinaus. — — — „Soll ich sie denn nicht tödten? — — — „Ein Geschöpf tödten! Viel lieber wollte ich ein ander Zimmer bewohnen.„ Ich wünschte erst den Männern etwas von der Liebe zu den Schooß=hunden; izt möchte ich dem armen Gesinde etwas von dem Mitleiden mit den Insecten wünschen. Denn diese Tugend ist noch nicht Mode geworden. Dieses Mitleiden wohnt in den zarten Herzen der Schönen noch nicht! Ich sahe neulich dieselbe Dame ihrem Kammermädchen, wegen eines leich=ten Versehens, eine Maulschelle geben, die eine Stunde vorher die Mükke nicht hatte tödten wol=len, die ihre schöne Hand zerstach.

Man kann sich izt nicht mehr beklagen, daß un=sere Frauenzimmer sich nur um Handarbeit und Wirthschaft bekümmert. Diese Mode fängt an zu veralten. Ganz neulich sagte noch eine junge Dame zu mir; Es wäre nicht verantwortlich, daß

ein

ein vernünftiges Geschöpf sich um die Wirthschaft bekümmern sollte. Das Leben würde ihr unerträglich dadurch. Sie würde es künftig auch nicht mehr thun. Hingegen legt man sich auf Sentiments und Wissenschaften. Meine Clarissa hatte einige Sprachen gelernt, weil sie das Vergnügen und den Nuzzen davon fühlte: Izt lernt die ganze Stadt englisch, ohne daß ein Buch in dieser nüzlichen Sprache gelesen wird. Es möchte denn sein, daß ein Frauenzimmer, zur Zeit, wenn die Passage am stärksten ist, sich mit einem englischen Buche in die Gartenthür sezte.

Wenn man die Bedekkung unsrer izzigen Frauenzimmer mit der Entblössung vor zehn Jahren vergleicht; so sollte man denken, die Keuschheit wäre auch eine Modetugend geworden. Doch ich muß es gestehen, sie legen aus denselben Ursachen einen Fichu um ihre Brust, als sie eine hohe Feder an ihre Stirne stekken: beides ist Mode. Celine hat es sogar gelernt, sich zu bedekken, die zärtliche Celine! die nur ihr Haar im Sommer pudert, und im Winter nicht. Denn Celine ist viel zu delicat, als daß sie im Winter ein Fenster öfnen könnte, und zugleich viel zu delicat, als daß ihr der Puderstaub ohne Schaden auf die

Bruft

Brust fallen sollte. Celine verhüllt sich izt in die Saloppe, wenn sie von einer Stube in die andere geht, dieselbe Celine, die vor einigen Jahren den kältesten Herbstabenden, in freier Luft, mit ihrer blossen Brust trozte. War sie damals stärker wie izt? Ach nein, sie klagte eben so sehr. Warum bedekte sie sich denn damals nicht? Die Saloppen waren noch nicht Mode.

Es ist sehr traurig, daß auch die Religion unter den Modesentiments leidet! Diese Sache ist zu ernsthaft, als daß ich viel davon sagen sollte. Unterdeß ist es gewiß, daß ich Frauenzimmer kenne, die sich vornehmen, eine Christinn, eine Zweiflerinn, und eine Freigeistinn zu sein, auf dieselbe Art, wie sie sich vornehmen, eine Mode mit zu machen.

Ein ganz wenig fängt die eheliche Zärtlichkeit an, sich zu einem Modesentiment bilden zu wollen. Aber ich fürchte sehr, daß sie sich nicht recht entwikkeln wird. Urtheilen Sie selbst, mein Herr Aufseher, wenn dieß Zärtlichkeit ist: Man wünscht, der Mann möchte verreisen, um die Freude zu haben, ihn wieder zu sehen. Man liebt seinen Mann über alles in der Welt; aber man ist so verschämt, daß man aus Pflicht seinen Kuß erträgt. Man

herrscht

herrscht schlechterdings nicht; aber bei ieder Sache fragt man: Und du wollteſt mir das nicht zu Gefallen thun? Ohne daß der arme Mann ein einzigesmal Gelegenheit bekömmt, das wieder zu sagen. Mit der Zärtlichkeit zu den Kindern will es noch nicht so recht fort. Es sei denn, daß sie das Zärtlichkeit nennen, wenn man ein Kind für das andere wählt, weil es der Frau Mutter so ähnlich ist, weil man sieht, daß man seine Hümeurs, seine Zieren und Parademachen, so leicht in der Tochter Charakter eindrükken kann. Diese liebt man fast mit einer Insektendelicateſſe. Man glaubt, sie hat ein Fieber, wenn sie blaß ist, und schwazt ihr so viel davon vor, daß sie bald die Mode krank zu sein lernt. Man erhebt alles an ihr, was sie thut, so gar die Fehler. Will sie sich nicht um die Wirthschaft bekümmern, so ist ihre Seele zu erhaben dazu. Fürchtet sie sich vor allem, so ist es Weiblichkeit. Erzürnt sie sich, so ist sie lebhaft. Wird sie nicht aus Krankheit blaß, so ist es doch aus Empfindung; ihre Seele fühlt, leidet so stark! (dieß sind auch Modeausdrükke.) Wir machen sie zu einer Phantastinn, wie wir selbst sind. Doch verzweifle ich an nichts. Vielleicht daß so gar die seit dem Paradieſe veraltete Mode,

die

die Kinder selbst zu stillen, noch einmal wieder aufkömmt. Denn die Unbequemlichkeit scheut man nicht, wenn es auf eine Mode ankömmt. So gar aus Freundschaft, denn die Freundschaft war auch einmal eine Mode, ob sie gleich izt schon anfängt, das Alter des Chignons zu erreichen, aus Freundschaft lief Cyntha des Nachts zu ihrer Freundinn, denn ihr hatte geträumt, ihrer Freundinn Haus brannte. Den andern Tag kam ihre Schwester nieder. Es war ihrem zärtlichen Herzen nicht möglich, dabei zu bleiben; sie lief davon, und ließ ihre Schwester ohne Hülfe. Hundert Moden übergehe ich, weil sie nicht so neu mehr sind. Und wer wollte von einer alten Mode sprechen. Die Mode, krank zu sein, haben Sie selbst schon bemerkt. Sie will noch nicht veralten. O, daß die Mode, gesund zu sein, einmal wieder aufkäme! Vielleicht stellt sie sich mit dem Selbststillen zugleich wieder ein. Sie sehen, wie voller Hoffnung ich bin.

Eine Mode muß ich noch anführen. Mit der Mode, wizzig und gelehrt zu sein, hat sich eine gewisse Zuversichtlichkeit eingeschlichen, ich hätte bald Frechheit gesagt, von allen Dingen zu sprechen, ohne etwas davon zu verstehen. Sie können

nen ganz sicher sein, daß hier in — — — kein Frauenzimmer eine Silbe mehr weiß, als sie ihnen in der ersten Visite erzählt. Sie entscheiden alles, wie eine Universität. Mit der Mode zu erröthen, hat sich überhaupt die ganze Mode der Bescheidenheit verloren. Man spricht von Monaden, von vorherbestimmter Harmonie, so wie von einer italienischen Arie, oder einem französischen Chanson. Man versteht von der Arie so viel, als von der Harmonie, aber man spricht von beiden. Zeit, Ort, Nation, Helden und Dichter, alles wird verwechselt, aber man schweigt doch nicht. Man handelt in einem Besuche von der Arznei und der Anatomie, von der Jurisprudenz und Optik. Neulich verwechselte ein Frauenzimmer Alexander Magnus und Eduard Young. Man lächelte, aber sie erzählte uns dennoch den andern Tag von dem dreißigjährigen Punischen Religionskriege. Sollten Ihre Frauenzimmer diese Modezuversichtlichkeit auch haben, so bitte ich Sie, es dahin zu bringen, daß es Mode wird, daß sie folgende Verse auswendig lernen, oder wenigstens in ihre Schreibtafel schreiben. Sie werden es desto eher thun, weil sie in der Modesprache, zwar nicht vom Alexander Magnus, aber doch von Eduard Young geschrieben sind: Na-

Naked in nothing ſhould a woman be,
But veil her very wit with modeſty.
Let man diſcover, let not her diſplay,
But yield her charms of mind with ſweet
delay.

H***, den 6. Sept. 1758.

M.

Sechs und funfzigſtes Stück.

So oft ich an das Frauenzimmer, dieſe liebenswürdige Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes, gedenke, und die gewöhnlichen Schikſale, Beſchäftigungen und Vergnügungen deſſelben mit denen vergleiche, zu welchen ſie wirklich beſtimmt ſind, ſo oft finde ich mich genöthigt, viele von ihnen für ſehr bedaurenswürdig und unglüklich zu halten, ob ſie mir gleich keine Empfindung ihres unglüklichen Zuſtandes zu haben ſcheinen. Die Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts iſt zwar in einigen Stükken von der Beſtimmung des unſrigen unterſchieden; ſie iſt aber in denen, worinnen ſie ſich unterſcheidet, nicht geringer, ſondern vielmehr eben ſo groß und wichtig als ſie. Wenn einige unter uns daran zweifeln ſollten: So wür-

de solches eben so viel unanständige Unwissenheit, als lächerliche Eitelkeit verrathen. Es ist gewiß, daß Frauenzimmer, als Menschen betrachtet, aus eben den Quellen Vergnügen und Glükseligkeiten schöpfen sollen, aus denen wir sie schöpfen; daß sie also, zum Genusse derselben zu gelangen, eben die Pflichten zu erfüllen haben, ohne deren Erfüllung wir der wahren Ehre und Freude der menschlichen Natur beraubt bleiben. Sie haben gewisse Arten der Erkenntnisse und der Tugenden mit uns gemein, ob sie gleich wegen der besondern Einrichtung ihrer Natur auf eine andre Art zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt angewendet werden müssen, als von uns. Die Unwissenheit, die Eitelkeit, der Müßiggang, oder eine unfruchtbare Geschäftigkeit in Kleinigkeiten sind ihnen so unanständig als uns, und wie wir uns durch gewisse Arten von Vollkommenheiten von ihnen unterscheiden sollen, so haben auch sie ihre eigenen Vorzüge, durch welche sie die besondern Endzwekke ihres Geschlechtes erfüllen müssen. Erlaubt ihnen die Natur nicht, sich um die allgemeine Glükseligkeit durch die Geschäfte verdient zu machen, welche uns zu unserm Antheile zugemessen sind; So haben sie andere Pflichten, de-

ren Beobachtung von einem nicht minder ausgebreiteten und unentbehrlichen Einflusse in das gemeinschaftliche Beste ist. Sind wir, wenn wir den Umfang der göttlichen Absichten mit uns übersehen, bestimmt, auch der Seele nach der stärkere Theil des menschlichen Geschlechts zu sein: So muß man es für ihre Bestimmung halten, uns eben so sehr durch die Schönheit ihrer Seele, und durch Feinheit und Zärtlichkeit edler Empfindungen zu übertreffen, als sie uns durch den Reiz und die schönere Bildung des Körpers übertreffen; und so sehr uns weibliche Thorheiten und Fehler erniedrigen, so sehr müssen sie durch männliche Thorheiten und Laster beschimpft werden. Ist es nun gewiß, daß man sehr wenig zum Ruhme eines Mannes sagt, wenn man weiter nichts zu seinem Lobe sagen kann, als daß er einen sehr festen und starken Körper habe; daß er treflich reiten oder fechten könne: So muß es billig ein Frauenzimmer für eine Beleidigung halten, wenn alles Lob, das man ihm giebt, in dem Lobe schöner Augen, regelmäßiger Züge, einer blühenden Farbe und einer feinen und zärtlichen Beschaffenheit ihres Gesichts oder ihrer Hände besteht. Es hat freilich das Ansehen, als wenn die meisten Frauen-

zimmer mit einem so kleinen Lobe zufrieden und mit einem edlern Ehrgeize völlig unbekannt wären. Die Damen werden mir die Freimüthigkeit vergeben, mit der ich dieses Geständniß thue. Ich habe genug von den wizzigen Schriften gelesen, die mit angenehmen Thorheiten erfüllt sind, um ihnen viel artige Schmeicheleien über ihre Reizungen, über eine einnehmende Gestalt, über eine schöne Taille, über schwarze oder blaue Augen, und andere solche Vorzüge machen zu können. Wie leicht wäre es, so manchen guten und schlechten Anakreon auszuschreiben, um die Ehre zu erhalten, einen unterscheidenden Plaz auf ihrer Toilette einzunehmen! Allein wenn sie so würdig von sich selbst denken, als sie billig denken sollten, so muß ihnen meine Offenherzigkeit mehr gefallen, als alle Artigkeiten, die sie von dem sinnreichsten und angenehmsten Schmeichler hören können, da ich zumal gestehe, daß, wenn einige von ihnen nicht in einem höhern Grade liebenswürdig sind, die Schuld davon weniger an ihnen, als an uns liege, die wir entweder nicht wissen, oder nicht wissen wollen, wie viel besser und glükseliger wir durch sie werden könnten, wenn wir alles dazu beitrügen, was wir dazu beitragen sollten, daß

die Schönheit ihrer Seelen eben so groß und vorzüglich, als ihre äusserlichen Reizungen und Annehmlichkeiten, sein möchte.

Ich bin gewiß, daß keine Dame sich mit dem Ruhme befriedigen werde, von bewunderten Statuen nur dadurch unterschieden zu sein, daß sie leben, daß sie sich bewegen, sich kleiden, und sich einen Theil ihrer Schönheiten durch die Zauberei des Puzzes selbst mittheilen könne. Daher nehme ich mir auch die Freiheit, ihnen, mit aller Hochachtung gegen sie, vorzustellen, daß sie einen Geist haben, der eben die Fähigkeiten und Eigenschaften besizt, als der unsrige; daß es vielleicht einige Kräfte ihrer Seele gebe, in denen sie die unsrige übertreffen können; daß also ihre Beschäftigungen dieser edlen Fähigkeiten würdig sein müssen. Allein sie werden mir auch erlauben, die Frage zu thun, ob die gewöhnlichen Beschäftigungen der meisten Frauenzimmer wirklich damit übereinstimmen, ob sie die erhabene Glükseligkeit geniessen, zu der sie berufen sind; ob sie der Würde ihrer Bestimmung gemäß leben, oder ob nicht vielmehr ihre schönsten Kräfte ungebraucht bleiben? Nehmen nicht den Meisten die Toilette, die Sorge für den Puz, die Besuche, die Comödie, die Oper und das

Spiel alle die Zeit weg, die ihnen der Schlaf übrig läßt? Erscheinen sie nicht in den Gesellschaften mehr, um nur gesehen, als wegen der Vorzüge ihres Geistes hochgeachtet zu werden; mehr um bloß da gewesen zu sein, als um etwas zu sagen, oder zu thun? Verkennen diese angenehmen Müssiggängerinnen ihre Bestimmung nicht so sehr, daß sie, ich weiß nicht was für Vorwürfe fürchten, wenn sie sich durch moralische Vorzüge im Umgange unterscheiden sollten? Allein sie sind es sich selbst schuldig zu glauben, daß die Personen unsers Geschlechts kein ausschlieſſendes Recht zu einem mit grossen und nüzlichen Wahrheiten bereicherten Verstande, zu einem ausgebildeten und blühenden Wizze, zum Geschmakke an allen Arten des Schönen, und zu edlen Empfindungen haben; daß es vielmehr die Reizungen der Seele sind, durch welche sie über unsre Ehrfurcht und Zuneigung herrschen müssen. Wenn ich mich nicht sehr irre, so wird es wenig Frauenzimmer von einem gewissen Stande geben, die, so sehr man auch die Ausbildung ihres Geistes vernachläßiget haben mag, doch nicht so viel Empfindung des Guten hätten, daß sie eine auch nur mittelmäßige Beschreibung einer Dame, die sich der Würde ihrer Bestimmung

bewußt

bewußt ist, und mit einem aufgeklärten Verstande eine zärtliche Neigung für Unschuld und Tugend vereinigt, nicht der besten und farbenreichsten Beschreibung eines schönen Gesichts vorziehen würden. Diejenige, die es nicht thun sollte, müßte entweder ganz Coquetterie sein, oder sie müßte eben vor dem Spiegel sizzen. Damit sie aber die Erfahrung selbst an sich machen können, so will ich mich an die Abbildung eines Frauenzimmers wagen, das grösserer Verdienste wegen liebenswürdig ist, als diejenigen sind, die bloß äusserliche Reizungen verschaffen. Ich werde sie mit Fleiß nicht schäzbarer abbilden, als billig alle die sein sollten, welche weder durch ganz niedrige Umstände, noch durch äusserst dringende Sorgen für die nothwendigsten und unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens gezwungen werden, sich mit solchen Arbeiten zu beschäftigen, die sie vor dem Mangel und vor dem Verluste ihrer Unschuld bewahren.

Amalia hat frühzeitig empfinden gelernt, daß sie eine Seele besizt, die einen zu grossen Ursprung hat, als daß sie in ihren Bestrebungen auf eine kleine und vergängliche Glükseligkeit eingeschränkt sein sollte. In der gewissesten Ueberzeugung, daß vor ihrem Schöpfer unter den Seelen kein Unterschied ist,

daß sie vielmehr alle Gegenstände seines Wohlgefallens sein müssen, wenn ihre Freude rein, ihrer hohen Abkunft würdig, und dauerhaft sein soll, betrachtet sie ihn als die einige Quelle aller wahren Schönheit. Sie kennt seine Vollkommenheiten, und bewundert sie; sie kennt sie aus dem Unterrichte seiner Religion, und entdekt sie auch in seinen Werken. Sie weiß die grossen Wahrheiten der Offenbarung, und glaubt sie. Ihre Einsichten sind gründlich, und ob sie gleich keine gelehrte Erkenntniß davon hat, so versteht sie doch die wichtigsten Lehren so sehr, daß sie sich mit Deutlichkeit, Zuneigung und Anmuth darüber erklären kann, ohne jemals den Ton oder die Miene einer Lehrerinn anzunehmen. Sie kennt ihre Verbindlichkeiten gegen das höchste Wesen, und liebt sie, und es ist ihre tägliche Beschäftigung, sowohl in seiner Erkenntniß als in ihrer Zuneigung gegen ihn vollkommner zu werden. Ihre Frömmigkeit ist aufrichtig, ungekünstelt und heiter, und nach der besondern natürlichen Einrichtung ihrer Seele mehr eine sanfte und zärtliche, als eine heftige und feurige Empfindung. Eine Seele, die so eifrig ist, ihre wesentlichsten Pflichten zu erfüllen, kann die Pflichten nicht verkennen, welche sie sich

selbst

selbst schuldig ist. Ihre beständige Sorge gehet auf die Verschönerung aller Fähigkeiten ihrer Seele, ohne ihren Körper zu vernachläßigen, nicht unempfindlich gegen die Reizungen desselben, aber weit entfernt, zu glauben, daß die Schönheit desselben einige Achtung verdiene, wenn sie nicht durch einen viel schönern Geist erhöht wird. Ihr Verstand ist schon mit allen den grossen Wahrheiten bereichert, welche unsere Führerinnen auf dem Wege der Tugend und Glükseligkeit sein müssen. Allein sie sucht ihn täglich noch mehr auszubilden, und entsezt sich vor dem Vorwurfe nicht, daß sie sich als ein denkendes Wesen betrachte, welches vortreflichen Werken Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sie lesen und sich daraus bessern kann. Sie hat sich einen sehr sichern Geschmak erworben, weil sie alles, was sie liest, zugleich empfindet und überlegt. Unterdeß sammlet sie in dem Felde der Erkenntniß nur die Blumen oder die Früchte, und die Dornen überläßt sie uns. Sie kennt verschiedene Wissenschaften, aber nur von der Seite, wo sie entweder auf das Herz wirken, oder ein unschuldiges Vergnügen erhöhen können. Ihr Wiz wird dadurch immer reicher, feiner, lebhafter und anmuthiger. Sie weiß es, daß es mit der

Sittsamkeit eines Frauenzimmers streite, in den Unterredungen des Umganges zu herrschen, und sich aller Gespräche zu bemächtigen; aber sie gewinnt dadurch, daß sie öfter schweigt als spricht, weil alsdann alles, was sie sagt, richtiger, überlegter und schöner ist.

Es ist schon ein ausserordentlicher Ruhm für einen Mann, mehr Verstand zu haben, als zu zeigen. Einem Frauenzimmer muß ein solcher Ruhm noch weit mehr Ehre sein, weil die Sittsamkeit der angenehmste Schmuk aller ihrer Vorzüge und Reizungen ist. Allein ihre Zufriedenheit und Ruhe entspringt mehr aus ihrem Herzen, als aus ihrem Verstande. Die Reinigkeit seiner Bewegungen und Empfindungen, und die unbeflekte Unschuld ihrer Sitten, diese sind ihr Stolz, ihre Glükseligkeit, ihre unvergängliche Schönheit. Es ist ihr nicht genug, nicht lasterhaft zu sein, und besonders sich vor den Ausschweifungen zu bewahren, welcher sie sich nicht schuldig machen könnte, ohne vorher alles Gefühl der Schamhaftigkeit aus ihrer Seele vertilgt zu haben. Vor solchen Unordnungen sind Frauenzimmer von einem gewissen Range und Ansehen in der Welt, wenigstens so lange sie noch unverheirathet sind, selbst durch

ihren Stand und durch die öffentliche Schande gesichert, die sie unausbleiblich begleitet, und auch durch die edelste Aufführung nie völlig wieder ausgelöscht werden kann, wenn sie sich einmal dadurch erniedrigt haben. Allein Amalia würde sehr mißvergnügt mit sich selbst sein, wenn ihre Tugend bloß darinnen bestünde, daß sie sich nicht entehrte. Sie bestrebt sich unabläßig, alle ihre Wünsche, ihre Entschliessungen, ihre Begierden und Leidenschaften den unveränderlichen Gesezzen gemäß einzurichten, welche die wahre Würde der menschlichen Natur bestimmen; überzeugt, daß iedes Laster, das eine Person des männlichen Geschlechts schändet, die Seele eines Frauenzimmers noch ungestalter mache, weil es der Verführung dazu vielweniger ausgesezt ist, als sie. Denn in der ganzen Schöpfung kann kein häßlicherer Anblik gefunden werden, als eine häßliche Seele in einem Körper, der eben zu einer vorzüglichen Wohnung der Tugend geschaffen zu sein scheint. Sie ist tugendhaft; aber sie ist es nicht, um desto mehr bewundert zu werden. Die liebenswürdigste Tugend verliert ihren Werth, wenn die Eitelkeit mehr Antheil daran hat, als das Gewissen.

So wenig sie aber auch eitel, und so sorgfältig sie ist, den Adel ihres Herzens durch Bescheidenheit und Demuth zu erhöhen: So können doch ihre tugendvollen Gesinnungen nicht in ihrem Herzen verschlossen bleiben; sie breiten ihren Glanz über ihr Aeusserliches aus. Auch der Lasterhafte kann sie nicht ohne Ehrerbietung sehen; ein fortgesezter Umgang mit ihr würde ihn vielleicht so weit bringen, daß er sich seiner selbst schämte und sich bestrebte, durch eine bessere Beschaffenheit ihre Achtung zu verdienen. Unterdeß ist ihre Unschuld und Tugend, wie ihre Schönheit. Sie schimmert nicht so sehr, daß man sie auf einmal ganz sehen sollte. Ihr Gesicht wird immer schöner, ie länger man sie sieht; und ihre Tugend immer schöner, ie genauer man sie kennen lernt.

Amalia glaubt, daß ihr ihre Zeit so theuer und kostbar, als einem Manne sein müsse; denn sie ist überzeugt, daß sie von dem vermeidlichen Verluste einer Stunde eine eben so schwere Rechenschaft zu geben habe, als er. Sie bildet sich nicht ein, daß sie ihres zärtlichen Körpers wegen des Schlafes mehr bedürfe, als wir. Den größten Theil der Zeit widmet sie Gott, ihrer Seele, und der

Tugend, und die Stunden des Tages, die sie nicht den Pflichten des Umganges schuldig ist, widmet sie dem besondern Berufe des Frauenzimmers, und bestrebt sich, diejenigen Fähigkeiten zu erlangen oder zu erhöhen, deren Ausbildung zur häuslichen Wohlfahrt und Glükseligkeit unentbehrlich ist, um sich niemals der Gefahr auszusezzen, von denen übertroffen oder getadelt zu werden, deren Geschäfte sie anordnen und regieren soll. Sie ist gegen die Schönheit ihres Körpers gleichgültig; denn warum sollte sie ihren Augen verbieten, das zu sehen, was andere Augen mit Vergnügen bemerken? Sie betrachtet sie als ein Geschenk der Natur, das sie nicht vernachläßigen darf, ob sie gleich nicht stolz auf das ist, was sie sich nicht selbst gegeben hat. Sie betrachtet sie als eine Aufmunterung, ihre Seele desto schäzbarer und liebenswürdiger zu machen.

Die schönste Farbe des Gesichts ist nicht dauerhafter, als die Farbe der Blumen: Wie bald verblühen beide! Welch ein Unglük also für ein Frauenzimmer, wenn sie ihren Stolz über ihre verblühte Schönheit bis in ihr Alter behält, wo er sich in ieder Runzel des Gesichts beschämt und gedemüthigt sieht! Dieses weiß Amalia, und bestrebt

strebt sich, Vollkommenheiten zu besizzen, die so wenig durch die zerstörende Macht der Zeit ihren Glanz verlieren, daß sie vielmehr immer glänzender werden. Sie ist weit über die thörichte Einbildung erhaben, daß Kleider einem Menschen ein Verdienst geben können. Die Schönheit braucht keinen fremden und erkünstelten Schmuk, und die Häßlichkeit kann dadurch nicht verborgen werden; gemeiniglich hat vielmehr die Kleidung eine ganz andre Wirkung, als sich diejenigen, die den Puz sehr lieben, davon versprechen; denn sie macht den Mangel der Schönheit sichtbarer. Amalia ist in der Kleidung sorgfältig, ohne eigensinnig und eitel zu sein. Sie kleidet sich nach der Mode, wenn sie der Unschuld ihres Herzens weder unanständig noch gefährlich ist. Eine neue Mode gefällt ihr nicht, weil sie neu ist, und deswegen eilt sie auch niemals, den ersten Befehlen zu gehorchen. Sie untersucht allezeit, ob sie auf eine leichte und natürliche Weise eine Versuchung für sie oder für andre veranlassen, und eine unordentliche Einbildung aufbringen und erhizzen kann, und alsdann widersteht sie ihrer Tirannei mit einem Muthe, der ihrer Tugend einen neuen Werth giebt. Daher verabscheut sie die bis zur

Aus=

Ausschweifung tiefen Ausschnitte der Frauenzimmerkleidung. Denn wenn solche von Mannspersonen für die eigentliche Kleidung der unanständigsten Coquetterie erklärt wird, wofür muß sie nicht ein Frauenzimmer halten, das auf den Ruhm der Keuschheit und Unschuld eifersüchtig ist? Im Umgange ist sie sittsam, ohne schüchtern zu sein, auf eine edle Art frei und doch zurükhaltend, besonders gegen unser Geschlecht. Sie empfindet ihren Beruf zu gefallen, und ihre ganze Aufführung beweist, daß sie nur durch die Tugend zu gefallen wünsche. Sie verachtet den Ruhm, viele Bewunderer und Schmeichler um sich zu sehen, und erlaubt ihren Augen das eingebildete Vergnügen nicht, Eroberungen zu machen. Je siegender eine Schönheit ist, desto mehr ist sie in Gefahr besiegt zu werden. Sie ist freilich verführerisch genug, wenn sie sich vornimmt, zu verführen; allein sie verführt auch diejenigen, die sie besizzen, gemeiniglich noch mehr, als die, die sie zu verblenden sucht. Amalia ist also, ihrer Reizungen wegen, so wenig für sich eingenommen, daß sie so gar, ohne einer Ueberwindung ihrer selbst nöthig zu haben, andern Frauenzimmern Gerechtigkeit wiederfahren lassen kann, wenn sie schöner sind,

als sie. Nunmehr nehme ich mir die Freiheit, Sie, meine geehrtesten Damen, zu ersuchen, daß Sie, wenn Sie dieses lesen, selbst urtheilen, ob es Ihnen angenehmer sei, daß man von Ihnen denke, wie man von Amalien denken muß, oder daß man weiter nichts von Ihnen zu sagen wisse, als daß Sie sehr gut gebildet sind; daß Ihren Augen zu einer vollkommnen Schönheit nichts als eine liebenswürdige Seele fehlt; daß der Hals, dessen Anblik uns ganz unverwehrt ist, sehr weiß sei; daß Sie zwar nicht sprechen können, daß Sie aber doch sehr angenehme Lippen haben; daß Sie, um uns alle Ihre äusserlichen Reizungen zu zeigen, Ihrem Schneider volle Macht und Gewalt über Ihre Kleidung geben; daß Sie das Spiel vollkommen verstehen; daß man Sie endlich bewundern muß, ohne Sie hochachten zu können. Ich denke zu vortheilhaft und ehrerbietig von Ihnen allen, als daß ich glauben sollte, Sie könnten sich in der Wahl, die ich Ihnen überlasse, auf eine Ihrem wahren Ruhme nachtheilige Weise irren.

Die fromme Verläumderinn.

Niemand weiß auf eine feinere und behutsamere Art andern ihren guten Namen zu rauben, als Dorothea, die andächtige Dorothea. Sie weiß, daß es Sünde ist, ihrem Nächsten übel nachzureden, wenigstens, wenn es ohne Noth geschieht. Sie thut es auch sehr selten, und wünscht vielmehr, die ganze Welt loben zu können. Spricht sie von jemanden, so kriegt sie anfänglich alle seine guten Eigenschaften hervor, und wenn sie an die bösen kömmt, so hört sie auf einmal auf; dabei hat man die Zärtlichkeit ihres Gewissens zu erkennen; man merkt wohl, daß sie gewisse Züge aus ihrem Gemählde wegläßt, allein man kann sie leicht durch Muthmassungen ergänzen.

Sie spricht zum Exempel von der Person der Helena: „Sie ist, sagt sie, eine liebenswürdige „und vernünftige Frau, die sehr wohl erzogen ist, „aber — —„ weiter geht sie nicht. Ein anderer, der weniger behutsam wäre, hätte vielleicht gerade zu gesagt: Aber sie hat sichs nicht zu Nutze zu machen gewußt; Dorothea bleibt bei ihrem Aber. Man fragt sie, man bittet sie, sie bleibt verschwiegen. Nein, sagt sie, es ist nichts;

habe ich nicht gesagt, daß sie liebenswürdig ist, und Verstand hat?

Vom Rangstreit unter dem schönen Geschlecht.

Was für eine feierliche Sache die Beobachtung der Rangordnung unter dem schönen Geschlecht sei, davon zeugen ihre Staatsvisiten, mit allen den sonderbaren Dingen, die damit verbunden sind. Unter Personen, die zu leben wissen, ist es die einzige Beschäftigung eines eigenen Bedienten, darüber zuzuschreiben, was für Besuche abgelegt worden, was für Nachfragen man hat thun, und was für Komplimente man hat sagen lassen, damit die gnädige Frau die nemlichen Besuche, Komplimente und Nachfragen in gehöriger Ordnung erwiedern könne. Und so, damit der geringste Bruch der Rangordnung vermieden werde, wird die Visitenrechnung ordentlicher Weise nach Credits und Debets eingerichtet, und die gnädige Frau übersieht ieden Morgen ihr Schuldbuch, damit ia keine Schuld der Ehre unbezahlt bleibt. Auf diese Art scheint der Rang ein Handel, und

zwar

zwar um so viel mehr, weil, wenn eine der schö-nen Komplimentenhändlerinnen die Visitenwech-sel, die auf sie gezogen worden, nicht bezah-len wollte, sie sogleich in der schönen Welt für banquerot erklärt wird, und augenbliklich ein Be-fehl der schlechten Lebensart wider sie ergeht, kraft und vermöge dessen sie ihren Credit, und ihre Freunde verliert.

Mit welcher Beständigkeit das schöne Geschlecht ihre Ehre vertheidigt, wenn es auf Rangstreit an-kömmt, will ich durch ein paar Beispiele zeigen, deren eins von der französischen, das andere von der spanischen Nation genommen ist. Der erste Streit war zwischen zwo Damen; u ich will ihre Geschichte erzählen, so wie ich sie . i dem Zu-stand von Europa auf den Monat Februar 1696. gefunden habe.

In Paris hat sich eine lustige Begebenheit zu-getragen, die mitten unter den ernsthaftesten Din-gen zu einer kleinen Ergözlichkeit dienen kann. Die Gemahlinn des Herrn Fager, Rechnungs-rath, und die Gemahlinn des Schazmeisters von Frankreich, begegneten sich in der Strasse des Goquilles. Beide hatten die Absicht durchzufah-ren, aber weil die Strasse sehr enge ist, und die

eine Kutsche zu einem und die andere zu dem andern Ende derselben hereingefahren waren, so mußte eine Kutsche nothwendig umkehren, wenn die andere durchkommen sollte. Keine von beiden konnte zu so einem entehrenden Schritt überredet werden, und auf diese Art blieben sie von 6 Uhr des Morgens bis Mittag stehen, um welche Zeit sie ihre Bedienten nach Heu und Haber für die Pferde schikten, und befahlen, daß man ihnen ihr Mittagsessen in ihre Kutsche bringen sollte. Man kann sich leicht vorstellen, daß eine solche Neuigkeit eine Menge von Zuschauern um sie her werde herbeigezogen haben, deren ieder begierig war, zu sehen, was dieser seltsame Rangstreit für ein Ende nehmen würde. Endlich gieng ein Bürger von Paris, aus dieser Strasse, der mit einem Karn mit Wein nach Hause fahren wollte, und kein Mittel sah, vor den beiden Kutschen durch zu kommen, um 4 Uhr Nachmittags zu dem Kommissair dieses Viertels, und bat ihn, der Unordnung abzuhelfen. Da der Kommissair sah, daß die beiden Damen hartnäkkig darauf bestanden, keine der andern auszuweichen, und er sie nicht gerne, aus Hochachtung für ihre Männer, beschimpfen wollte, so verfiel er auf das Mittel,

beide

beide Kutschen zu gleicher Zeit zurükkehren zu lassen, so daß keine von ihnen wieder in diese Strasse umkehren sollte. Dieser Vertrag ward angenommen und mit der äussersten Genauigkeit ausgeführt. Die Damen fuhren also, der Unruhe, in die sie sich selbst durch ihre hartnäkkige Beobachtung ihres Rangs begeben hatten, müde, ganz ruhig zurükke, iede mit dem Vergnügen, ihre Ehre behauptet zu haben.

Nicht weniger hartnäkkig war der Entschluß einer spanischen Dame, deren Geschichte ich aus dem nemlichen Buche ausschreiben will, und die sich im Julius darauf zutrug.

In diesem Jahre starb die Königinn Mutter von Spanien, und als ihr Testament eröfnet werden sollte, so versammleten sich der Constabel, und die übrigen Grands von Spanien, der Gewohnheit nach, und nachdem sie sich alle gesezt hatten, so schikten sie nach der vornehmsten Kammerfrau der Königinn, die mit von der Versammlung sein sollte. Aber diese ließ ihnen zurük sagen, daß die Pflicht ihres Amts erforderte, bei dem Leichnam ihrer Königinn zu bleiben, sie möchten also belieben zu ihr zu kommen, weil sie nicht zu ihnen kommen wollte. Worauf sie

die Antwort erhielt: Daß die Versammlung der Grands so unbeweglich wäre, als ein Berg; daß ieder unter ihnen seine schuldige Achtung gegen die Damen versicherte, aber daß es, da sie in einem Körper versammlet wären, ein Eintrag in ihre Privilegien sein würde, in diesem Puncte nachzugeben. Darauf ließ die Oberkämmererinn zurüksagen, daß sie nicht weniger entschlossen wäre, ihre Privilegien zu behaupten, als sie; daß sie kein Frauenzimmer wäre, das gewohnt sei, Mannspersonen nachzulaufen, und daß sie in der Königinn Zimmer bleiben würde. Acht ganzer Stunden wurden so mit Hin- und Wiederschikken zwischen der Dame und den Grands zugebracht; aber endlich hielten die Grands Rath, und der Ausweg, den sie fanden, war, daß sie, ohne von den Sizzen aufzustehen, worauf sie sassen, und ohne sich zu bewegen, in ein Zimmer von gleicher Entfernung zwischen dem ihrigen und der Dame ihrem, die an den nemlichen Ort kommen sollte, gebracht werden sollten. Die Oberkammerfrau ward in dasselbe Zimmer, auf einem hohen Polster sizzend, eben so wie sie in der Königinn Zimmer gesessen hatte, gebracht, damit man sagen könne, daß von keiner Seite ein Schritt geschehen wäre, einander nachzugeben.

Ob ich schon ein Jahrhundert zurükgegangen bin, um von zwei fremden Nationen Beispiele von der Entschlossenheit des schönen Geschlechts in Rangstreitigkeiten zu borgen, so hätte ich doch viele neuere Beispiele aus unserer eigenen Nation anführen können, wo mir nicht wenige Frauenzimmer von einer erstaunlichen Beharrlichkeit auf ihre Privilegien und Standesvorzüge bekannt sind.

Ueber die Moden.

Sich nach den Gebräuchen anderer zu richten, ist an und für sich selbst mehr ein Zeichen der Demuth, als des Stolzes; und sich ohne Noth von denen zu unterscheiden, mit denen man lebt und umgeht, ist gesuchtes Wesen; und alles gesuchte Wesen, es mag im Reden, im Gehen, oder im Umgange sein, hat immer das Ansehen des Stolzes, und einer allzuguten Meinung von sich selbst. Ausserdem ermuntert uns auch unser eigenes Interesse, das uns antreibt, alle rechtmäßigen Vortheile zu nüzzen, der Mode, was die Kleider anbetrift, zu folgen. Ist es nicht Thorheit von einem Menschen, sich selbst lächerlich zu machen,

und seine guten Eigenschaften vor andern unter der Verkleidung eines altfränkisch n Anzugs zu verbergen. Der Natur der Dinge nach, ist es freilich, ich muß es bekennen, sehr gleichgültig, ob unsere Kleider von dieser oder jener Form oder Farbe sind, wenn sie nur den beiden Absichten, der Schamhaftigkeit, und der Beschüzzung des Körpers, entsprechen. Freilich, wenn die Mode den Menschen verbietet, ihre Brust zu bedekken, und sie der Gefahr der Kälte und des Schnupfens ausseZZet, so überwiegt die Unbequemlichkeit die Bequemlichkeit: denn in diesem Falle ist die Sorge für unsere Gesundheit vernünftiger, denn daß wir uns nach der Mode bequemen. Und wenn die Mode Frauenzimmer einen Theil ihrer Bedekkung beraubt, und über die Hälfte ihres Busens zur öffentlichen Schau ausseZZet, so ziemet es einem bescheidenen und schamhaftigen Mädchen, ob sie schon in der Mode ihres Schnürleibs sich den übrigen so gleich stellt, als möglich, die Unverschämtheit derselben mit einem Halstuche oder sonst irgend einer andern Bedekkung zu verbessern, und gewisse bezaubernde Anreizungen einem neugierigen Auge zu verbergen, wenn sie gleich Ursache hat, zu fürchten, daß man ihre

Scham=

Schamhaftigkeit zum Nachtheil ihres Halses und Busens erklären wird.

Es giebt noch einige andere Regeln einer klugen Anständigkeit, welche uns Schranken sezzen, wenn wir der Mode folgen wollen. Leute von Verstand, welche sich nicht aus Neigung nach der Mode richten, sondern dazu bloß durch Nachgeben und Gefälligkeit bewogen werden, sind niemals die ersten, welche neue Moden annehmen. Auch treiben sie dieselbe nicht aufs äusserste, sondern bedienen sich derselben mit Klugheit, und suchen sie zu mäßigen, und der Gestalt ihres Körpers anzupassen. Von dem schönen Geschlechte läßt sich dieses sehr leicht, und ohne die Gesezze der Mode zu überschreiten, bewerkstelligen; denn die Mode gestattet, in Rükficht auf sie, die größte Mannigfaltigkeit. Wenn sie die Welt kennen, und ihr vornehmstes Geschäfte sein lassen, angenehm zu sein, so werden sie alles, was menschlicher Wiz und Erfindung beitragen kann, zu Hülfe rufen. Es ist kein verborgener oder fast unmerklicher Reiz in ihren Zügen, den sie nicht durch die Stärke der Kunst und Erfindung sichtbar zu machen wissen. Sie überlassen nur den weniger feinen Theil des Anzugs den Händen ihrer Kammermädchen, die

feinsten und lebhaftesten Manieren geben sie sich durch ihre eigenen zarten und beugsamen Finger, die, so zu sagen, von der Selbstliebe unterrichtet sind. Die Kleidung der Mannspersonen hinge= gen leidet in vieler Absicht viel weniger Verän= derung.

Was mir am merkwürdigsten in den neuesten Moden vorkömmt, ist, daß sie die Wirkung einer Verschwörung von allem, was häßlich und unge= stalt in der Natur, gegen alles, was schön und wohlgestaltet ist, scheinen. Gerade, als wenn die Häßlichkeit die Schönheit zum besten hätte, und sie berükte, fällt der Verlust immer auf arti= ge Glieder und schöne Züge, und der ganze Ge= winst wird durch die Mode in die Hände ihrer natürlichen Feinde gespielt. In Frankreich, dem Mittelpuncte und der Schule der Künste des Le= bens, sind die Frauenzimmer fast alle gleich schön, und es ist sehr schwer einen Unterschied zu machen, wenn man auch noch so wenig entfernt ist. Die= jenigen, die der Natur eine feine Haut zu verdan= ken haben, sind verbunden, Roth aufzulegen, wenn sie unter andern nicht blaß und leblos erscheinen wollen. Wenn diejenigen, gegen die die Natur nicht so freigebig gewesen, finden, daß das künstliche Roth

mit

mit ihrem natürlichen Weiß zu glänzen scheint, und den Betrug verräth, so machen sie keine Schwierigkeit, ihre Haut über und über zu übertünchen, und wenn das Weiß noch nicht genug ist, so thun sie noch Blau hinzu, und mahlen die Adern damit, dergestalt, daß für die wahre Schönheit nichts übrig bleibt, sich von der nachgekünstelten zu ihrem Vortheil zu unterscheiden, als die Regelmäßigkeit der Züge, welche sich doch in wenig Gesichtern zur Vollkommenheit entdekket. Die Kunst sich zu betünchen, ist bei uns noch nicht allgemein Mode; aber wenn sich unsere Frauenzimmer nicht wohl vorsehen, und nicht fest entschlossen sind, den Farbetopf, wenn er ie unter uns eingeführet werden sollte, bloß den gelben und hölzernen Gesichtern zu überlassen, ohne ihn iemals selbst zu berühren, so fürchte ich, daß sie bald aus ihren natürlichen Vortheilen heraus betrogen sein werden. Meine Furcht ist nur allzugut gegründet, denn gegen andere Theile der wahren Schönheit sind schon längst Kniffe gespielt worden. Ein schönes Frauenzimmer ist nie angenehmer, als in ihrem Negligee, und nichts vermehrt die Reize ihrer Schönheit so sehr, als lange Lokken eines wohlgenährten Haares, das los um ih-

re

re Schultern und ihren Busen wallt. Aber diejenigen, die keinen gleichen Antheil an diesem Vortheil haben, haben die neidische List erfunden, ihre Nebenbuhlerinnen dieses natürlichen Reizes zu berauben, indem sie dieselben zwingen, ihn zu verbergen: so, daß die Kunst, die bestimmt war, die Magd und der Beistand der Natur zu sein, nunmehr die Zügel der Herrschaft in die Hände nimmt, und trozzig die Natur als eine gefesselte Sklavinn an den Rädern ihres Triumphwagens mit sich fortschleppt.

Vom Mitleiden und Mildthätigkeit.

Es giebt keine grössere Probe einer menschlichen und edlen Seele, als das Leiden und Unglük unserer Mitgeschöpfe innigst zu empfinden. Zwar wird eine solche Zärtlichkeit der Gemüthsart von vielen für eine Schwachheit der Seele angesehen: aber, wenn es eine Schwachheit ist, so wollte ich nicht um alle erhabene Verfeinerungen derselben, deren sich andere rühmen mögen, ohne dieselbe sein. Ich will nicht sagen, daß die Menschen alle gleich zärtlich und wohlwollend sind; aber das

Mit-

Mitleiden ist doch der menschlichen Natur so eigen, daß auch die härtesten Gemüther bei gewissen Zeiten und Gelegenheiten sich davon bewegt finden. Ich sahe einst eine Probe davon, wo ich sie am wenigsten erwartet hätte. Ich ward jüngst durch einen Freund bewogen, die verurtheilten Verbrecher zu Chapel zu sehen. So ungern ich auch in seinen Vorschlag willigte, weil ich wußte, daß der Anblik so vieler elender Verbrecher meine Seele mit zu vielen melancholischen Betrachtungen erfüllen würde; so ließ ich mich doch von ihm endlich überreden. Ich kann nicht beschreiben, wie sehr ich erschüttert wurde, als ich eine solche Anzahl elender Geschöpfe sahe, von denen die meisten unter allen Quaalen des Hungers, der Blösse und der Ketten schmachteten: aber noch mehr ward ich gerührt, da ich bemerkte, wie die meisten so sehr durch die Gewohnheit im Laster verhärtet waren, daß sie um ihren annahenden Tod und den Schmerz, den ihre Freunde über ihr trauriges Schiksal ausschütteten, nicht im geringsten bekümmert schienen.

Die Kerkermeister und Wachten waren, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht gerührt; sondern stiessen sie mit ungestümer Strenge in ihre verschiedenen Zellen. Indem ich so über diese

Scene

Scene meine Betrachtungen anstellte, hörte ich ein Gesumse unter dem Volk — das ist sie! das ist sie! — Ich kehrte mich um, und sahe eine hübsche Weibsperson, reinlich angekleidet, gegen uns zu kommen. Ich erkundigte mich, wer sie wäre, und erfuhr, daß sie wegen Beutelschneiderei verurtheilt wäre. Als sie näher kam, konnte ich in ihrer Miene und Betragen bemerken, daß sie unendlich mehr, als alle die übrigen litte. Ihre Augen zeigten die tödtliche Angst ihres Herzens, und mit allen Bewegungen des Schmerzens und der Verzweiflung sah sie rund um sich her. Endlich rief sie aus: Wo, wo ist mein Kind? — Sogleich kam ein Weib mit einem sehr artigen Kinde, von ungefehr zwei Jahren, zu ihr. Kaum hatte die Mutter ihr Kind erblikt, als sie auf dasselbe zurennte, es aus den Armen des Weibes.riß, und es mit alle der Leidenschaft küßte, die die zärtlichste Mutter für den Liebling ihrer Seele zeigen kann. Auf diese heftige Bewegung, die sie auffer sich selbst riß, folgte eine andere, die eben so heftig und rührend war. Ihre Leidenschaft konnte nicht länger schweigen, und sie brach in den bittersten Schmerz von Thränen und Ausrufungen aus, indem sie dabei zärtlich auf ihr Kind sah: Ist dieß das leztemal! — Muß

ich

ich dich nimmer — nimmer wieder sehen! — Muß ich diese Lippen niemals wieder küssen! — O Gott! O Gott! Was hab ich gethan! — Was hab ich gethan! — O ich unglükliche Elende! — O mein Kind! mein Kind! — Sie konnte ihren Schmerz nicht länger ertragen, sondern sank, mit ihrem Kinde in den Armen, in eine Ohnmacht nieder. Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie sehr ich gerührt war. Alle Zuschauer verloren die Verbrecherinn in der Mutter, und ihre Verbrechen in der Zärtlichkeit gegen ihr Kind. Die Kerkerschliesser zeigten eine ungewöhnliche Zärtlichkeit, und, was kaum zu glauben ist, einer der Hüter konnte die Thränen nicht verbergen, die in seinen Augen standen, als er sie von ihrem Kinde trennen, und sie in ihre Zelle führen mußte. Wenn Mitleid an dem schändlichsten Orte, und unter der verhärtesten Gattung von Leuten kann gefunden werden, so wundere ich mich sehr, daß Personen von Vermögen eine Eigenschaft nicht mehr ausüben, die nicht nur wohlthätig für das menschliche Geschlecht sein, sondern auch die wahre höchste Ehre und das erhabenste Vergnügen auf sie zurükstrahlen würde. Ich meine hier nicht ein bloß mitleidiges Herz, sondern ein solches, das alles in

seinem

seinem Vermögen beiträgt, anderer Leiden zu erleichtern. Ein zärtliches Herz und ein mildthätiges Herz sind zwo sehr verschiedene Eigenschaften. Kann jemand ein zärtlicher Herz haben, als Madame Hundefreund? Wenn Chloe oder Marquis, oder Schok ꝛc. nur das geringste fehlt, wie besorgt ist sie nicht! Wie bedauert sie nicht das arme stumme Geschöpf! Sollte es gar verscheiden, denn kann die zärtliche Frau die Thränen nicht zurükhalten, und ruft mit der Dame in der Farce aus:

Wie hart ists nicht, daß Hunde sterben müssen!

Aber Madame schränkt die ganze Zärtlichkeit ihrer Seele bloß auf ihre Hunde ein. Bei dem Tode ihres Mannes und ihres Sohnes vergoß sie keine Thräne. Sie kann von den schreklichsten Scenen der Dürftigkeit hören, ohne die geringste Bewegung zu fühlen, und giebt das Jahr über mehr für ihre Thiere aus, als zwo oder drei arme Familien brauchten, sich davon zu erhalten. — Olivia kann keine Scene der Zärtlichkeit auf der Bühne sehen, ohne daß sogleich ihr Schnupftuch vor ihren Augen ist. Niemand kann mehr Mitleid mit Antonius und Kleopatra's unglüklicher Liebe, dem Unglük der Belvidera, dem Unrecht der Monimia, oder dem Tode des Varanes haben, als

sie.

sie. Sie giebt viele Pfunde, bei solchen tragischen Erzählungen des Unglüks zu weinen; aber niemals in ihrem Leben gab sie eine Krone aus christlicher Liebe aus. — Aber, ob es gleich viele von solchem Charakter giebt, so giebt es doch auch einige Personen von Vermögen, die alle die schrekklichen Scenen des Mangels, der Armuth, und des Elends zu Herzen nehmen, und sie, so sehr es in ihrem Vermögen ist, zu erleichtern suchen; die einige Vergnügungen nach der Mode für andere, von edlerer Beschaffenheit, vertauschen.

Rath an ein Frauenzimmer.

Hören Sie, Belinda, die Gedanken eines Freundes an, die zwar unsanft sind, die Ohren eines Frauenzimmers zu ergözzen, und ganz anders, als die Schmeicheleien eines Verliebten klingen; die Sie aber auf Wahrheiten bringen werden, welche das schöne Geschlecht von den Männern selten höret. Denken Sie nicht, daß es Ihnen unrühmlich sei, wenn ich Sie auf dasjenige führe, was die weibliche Eitelkeit ungerne einsieht. Ich verdiene einiges Lob, daß ich mich unterstehe, aufrichtig zu sein, und

Sie verdienen ein viel gröſſeres, daß Sie die Aufrichtigkeit vertragen können.

Das Schikſal Ihres Geſchlechts iſt deßwegen ſchwer, weil das Frauenzimmer ſo, wie die Fürſten, nicht leicht wahre Freunde hat. Alle, die ſich zu demſelben nahen, ſuchen nur ihre Abſichten zu erreichen. Buhler und Hofleute ſind zu ſelten aufrichtig. Deßwegen verirrt ſich manche unbedachtſame Schöne, und wird oft von ihrem vertrauteſten Führer am erſten verführet. Wenn ſie ſich eben mit angenehmen Träumen von einer eingebildeten Macht ergözt, und vollkommen zu herrſchen glaubt; ſo wird ſie alsdann gemeiniglich am allererſten betrogen.

Was iſt bei Ihrem Geſchlechte die allererſte Sorge? Und wohin zielet die innigſte Begierde Ihres Herzens? Ich glaube: — Schön zu ſein! Deßwegen werden ja alle Gedanken auf den Anzug tiſch gerichtet, und ſo viele Bemühungen mit Freuden unternommen: deshalb werden Hände, Lippen und Augen abgerichtet, und faſt eine iede Geſichtsbildung kunſtmäßig angewandt. Allein, wie wenige wiſſen, ohngeachtet der Kunſt, die Gaben des günſtigen Himmels einſt nicht zu verdunkeln? Wie wenige können, bei allem Stolze ihrer Bildung, bewegen?

wegen? Und wie wenige sind liebenswürdig, die doch zur Liebe gebildet waren? Bemühen Sie sich, meine Schöne, die Artigkeit des Verstandes sowohl, als des Anpuzzes zu besizzen, nur jene für Ihren Schmuk zu halten, und durch die Anmuth einer natürlichen und ungekünstelten Bildung zu gefallen.

Machen Sie auf hervorstechenden Wiz keinen besondern Anspruch; begnügen Sie sich vielmehr weislich an einem bescheidenen Verstande! Der Wiz kann, wie der Wein, in das Gehirne steigen, und gar leicht einem schwachen Werkzeuge gefährlich werden. Mehr als die Hälfte derer, die ihn zu besizzen glauben, haben ihn nicht; und die Hälfte von solchen, die ihn wirklich haben, sind dabei unglüklich. Verachten Sie großmüthig die oft gewöhnlichen Ränke Ihres Geschlechts; und denken Sie niemals, daß die List ein Zeichen der Vernunft sei. Das offenherzigste Verfahren muß für Sie das klügste sein. Ein hinterlistiges Frauenzimmer ist eine armselige Thörinn.

Begnügen Sie sich, unsträflich zu sein, und glauben Sie nicht, daß die Beschämung einer andern Ihr Verdienst erheben, und Ihren Ruhm vermehren könne. Heuchlerinnen schelten auf ihre

freien und barmherzigen Schwestern, wie gestürzte Hofleute auf diejenigen, die noch im Ansehen sind, deren Stellen sie gerne haben möchten. Die Tugend ist liebreich, mild, heiter, sehr schön von aussen, und ganz ruhig von innen; die Heuchelei sucht sich hingegen umsonst unter einer zügellosen Verleumdung zu verbergen. Sie zeiget ihre völlige Häßlichkeit, indem sie Gott und den Menschen, wie die an der Höhle eines Riesen wachenden Ungeheuer, mit ihrer Zunge drohet. Bestreben Sie sich gut zu sein: aber suchen Sie nicht groß zu werden! Die Einsamkeit ist die edelste Zierde eines Frauenzimmers. Ihre schönsten Tugenden vermeiden alles Aufsehen. Sie scheuen ein allzustarkes Licht, weil sie ihren Werth nur zu Hause zeigen. Ueberlassen Sie dem rauhern männlichen Geschlechte alle ehrgeizigen Bemühungen! Uns kömmt es nur zu, in Staatsversammlungen und an Höfen zu glänzen, für das verfallene und verderbte gemeine Wesen zu sorgen, der Wuth des Neides zu trozzen und dabei groß zu sein. Sie müssen in Ihrem zarten Alter nur eine einzige Sorge haben! Die wichtige Beschäftigung Ihres Lebens muß eine erlaubte Liebe sein! Richten Sie nach diesem grossen Endzwekke, von

dem

dem Ihre Glükseligkeit und Ihr Ruhm abhängen, alle Handlungen ein.

Bei Ihrer Liebe muß sich kein kaltsinniger Vorbehalt einfinden. Wählen Sie mit grosser Einsicht: Wenn Sie dieß aber einmal gethan haben; so lieben Sie recht zärtlich. Ein eigennüzziges und nur halbgeschenktes Herz wird in der Ehe einen gar schlechten Himmel finden. Nur eine vollkommne eheliche Liebe macht glüklich. Eine unangesprochene Schöne mag gar wohl ihre gut angebrachte Neigung bekennen. Es ist keine Schande zuerst zu lieben: aber einen Unwürdigen zu lieben, das ist Schande.

Verlachen Sie den schwachen Stolz, daß man sich Ihrentwegen eine unendliche Mühe geben müsse; und denken Sie nicht, daß alle diese Bemühungen durch die Erwerbung Ihrer Person hinlänglich bezahlt werden! Die übertriebene Macht währet nur eine Weile, und die beleidigte Liebe weiß sich dereinst zu rächen. Die überlassene Gewalt wird alsdann zurükgefodert; und aus einer trozzigen Beherrscherinn wird eine Sklavinn.

Glükselig ist diejenige, die ihr Herz ihrem Geliebten gänzlich überzieht, bei ihrer Liebe alle weibliche Eitelkeit vergißt, und nach keinem Anse-

hen in der Ehe, als nur die Liebenswürdigste zu sein, verlanget. Sie kann sich alsdann mit Recht auf die Zärtlichkeit einer unverstellten Gegenliebe Rechnung machen. Sie wird auch einen unbeständigen Ehegatten von allen Irrwegen abbringen, und ihn angenehm zwingen, aus Dankbarkeit an keine sträfliche Veränderung zu denken.

Damit aber betrübte Nahrungssorgen die bei der Liebe nöthige Ruhe nicht vertreiben, noch die zärtlichen Freudenstunden des Ehestandes gleich anfangs verderben: so lassen Sie sich die Vernunft belehren, was die Leidenschaft verschweigt, daß nemlich das Band der Ehe durch die Vorsichtigkeit geknüpft werden müsse. Die Liebe wird umsonst das Ehepaar krönen, wenn ihrer Zärtlichkeit der Mangel drohen sollte. Die schmeichlerischen Träume einer beständigen Glükseligkeit werden bald verschwinden, und an statt derselben die widrigsten Vorstellungen gar zeitig sich einfinden. Alle Tage würden nach durchgewachten Nächten die Sorgen vermehren: die Thränen würden auch in dem Ehebette nicht ausbleiben, und die zärtlichste, sonst so tröstliche Liebe würde nur das Ungemach dadurch vergrössern, daß ein iedes vielmehr seinen eigenen Kummer, als die Mühseligkeiten seines Geliebten, ertragen könnte.

Doch wäre es ungleich besser, Belinda, diese tugendhaften Sorgen zu erfahren, als Ihren Reiz für einen schnöden Gewinn zu verkaufen, und einen Unwürdigen, den Sie verachten und hassen, wegen des eitlen Glanzes eines unbrauchbaren Reichthums zu heirathen. Diejenigen Mädchen sind die verächtlichsten, die nicht so sehr der Wollust, als dem Geize zum Raube werden; und solche erkaufte Beischläferinnen massen sich des würdigen Namens einer Ehegattinn mit Unrecht an.

Selbst bei der glüklichsten Wahl, wenn Ihnen der günstige Himmel, nebst dem benöthigten Auskommen, auch eine gleich starke Liebe wird beschert haben, müssen Sie noch nicht glauben, daß alles da sei, wenn man einen solchen Ehegatten hat. Die rechte eheliche Glükseligkeit muß noch erst erworben werden. Sorglose Schönen erfahren oft mit ihrem Schaden, daß sich der Liebhaber bei dem Ehemann verlieret. Nur Zärtlichkeit kann ihn anziehen; nur sie und Tugend können sich seiner versichern. Lassen Sie unermüdet Ihre Klugheit in der aufmerksamsten und zärtlichsten Sorgfalt für ihn bestehen, und alle Ihre häuslichen Pflichten nur sein Wohl zum verbindlichen Gegenstande haben. Wenn er Ihnen auch das

Haushaltungsscepter zu führen befiehlt: so lassen Sie Ihre größte Ehre nur darinnen bestehen, daß Sie seinen Beifall erhalten. Wird also die Anmuth alle häuslichen Geschäfte erleichtert haben: so wird auch der Ehemann allezeit seine Liebste in der Ehegattinn finden, und das runzlichte Alter wird herannahen, ehe seine Augen des Verlustes einiger Schönheit gewahr werden. Seine zärtliche Flamme wird selbst bei Ihrer kalten und ihm geheiligten Asche brennen.

Von der Oekonomie und den häuslichen Sorgen.

Ich verstehe unter häuslichen Sorgen alles, was eine Beziehung auf die innere Regierung eines Hauses hat, und alles, was die Ausgaben für Kleider, Equipage, Hausrath, Tisch, Erziehung und Unterhalt der Kinder, Kost und Lohn für Gesinde betrift. Dieß ist im eigentlichen Verstande die Wissenschaft der Frauenzimmer, dieß ist die Beschäftigung, die die Vorsicht ihnen als ihr Erbtheil zum voraus angewiesen, und für welche sie ihnen mehr Talente, als den Mannspersonen verliehen

liehen hat. Dieß ist dasjenige, was sie wahrhaftig der Achtung und des Lobes würdig macht, wenn sie so glüklich sind, alle hieher gehörige Pflichten zu erfüllen. Es ist höchst billig und vernünftig, daß sie ihre Männer, indem diese ausser dem Hause mit verschiedenen ihnen anvertraueten Geschäften beschäftigt sind, dieser kleinen Sorgen und Geringfügigkeiten überheben, die ihnen eine Zeit rauben würden, die sie nüzlicher für das gemeine Beste, und zum Dienste des Staats anwenden können. Diese ökonomische Beschäftigung macht einen Theil der Hülfe aus, die Gott dem Manne hat verschaffen wollen, da er ihm eine Gefährtinn gegeben: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, lasset uns ihm eine Gehülfinn machen, die ihm gleich sei.

Nach der Religion scheint mir bei Frauenzimmern nichts von grösserer Wichtigkeit. Ein Frauenzimmer kann in allem Uebrigen wenig unterrichtet und doch eine vortrefliche Hausmutter sein: aber die Pflichten, von denen ich rede, dürfen ihr nicht unbekannt sein, und die darf sie nicht vernachläßigen, wenn sie nicht eine ihrer wesentlichsten Verbindlichkeiten versäumen will. Ein schöner Geist und Wissenschaft bedekken einen solchen

Fehler nicht, und wenn diese Pflicht hintangesezt wird, so machen sie einem Frauenzimmer mehr Schande als Ehre.

Aus dem, was ich sage, werden Mütter begreifen, wie sehr sie verpflichtet sind, ihre Töchter zeitig zu diesen häuslichen Beschäftigungen anzuführen. Sie selbst müssen hierinnen ihre Lehrerinnen sein, sie allein können ihnen über diesen Punct die Unterweisungen geben, die ihnen nöthig sind. Wenn sie so viel vom Rechnen gelernt haben, als ihrem Alter und Geschlecht zukömmt, und dieß schränkt sich auf sehr wenig ein, so müssen sie sogleich zur Ausübung gebracht und angehalten werden, selbst Rechnungen zu führen und in Ordnung zu bringen. Eine vernünftige Mutter führt sie nach und nach zu diesen verschiedenen Uebungen an, und läßt sich zu diesem Ende bis auf die geringsten Kleinigkeiten mit ihnen ein. Sie gewöhnt sie an, den Preis und Werth der Tücher, Linnen, Zeuge, Geschirrs, und andern Hausraths kennen zu lernen. Wenn sie sich etwas anschaft und einkauft, so nimmt sie ihre Tochter mit zu den Kaufleuten. Sie lehrt sie die Zeit, wo man sich mit iedem versehen muß. Sie unterrichtet sie in der Art und Weise, wie man eine Mahlzeit einrichten

muß,

muß, und was ordentlicher Weise in ieder Jahrs=zeit dazu gehört; von dem Preis alles dessen, was man braucht, ein Schloß, ein Haus, ein Zimmer aufzurichten. Sie läßt sich mit ihr auf die Kenntnisse ein, die zu den Pächtereien gehören, als welche bei grossen Häusern oft ein wahres Guth ausmachen; weiset sie an, die Ländereien in gutem Zustande zu erhalten, daß sie sich nicht verschlimmern, und wo möglich verbessern.

Vor allen trägt sie Sorge, einem jungen Frauenzimmer die Grundsäzze einer weisen und edlen Sparsamkeit einzuflössen, die sich eben so sehr von einem schändlichen Geiz, als einer verderblichen Verschwendung entfernet. Diese Tugend erhält das Vermögen grosser Häuser, und unterstüzt sie mit Ehren in der Welt, und der gegenseitige Fehler ist ihre Schande und Umsturz, wie man es alle Tage aus einer nur gar zu gewöhnlichen Erfahrung siehet, durch die sich bei alle dem Leute von Stande nicht belehren lassen.

Man kann den Unterricht, den eine Mutter ihrer Tochter über diesen Punct zu geben hat, auf einige wenige Grundsäzze bringen, die die übrigen in sich begreifen.

1) Seine Ausgabe nach seiner Einnahme und nach seinem Stande einzurichten, ohne sich jemals über die Gränzen eines ehrlichen Wohlstandes durch Gewohnheit und Beispiel verleiten zu lassen, die die Ueppigkeit nie ermangelt für sich anzuführen.

2) Niemals bei Kaufleuten etwas auf Credit zu nehmen, sondern immer das, was man kauft, sogleich baar bezahlen. Dieß ist das Mittel, das Beste, was sie haben, und um geringern Preis zu bekommen.

3) Sich gewöhnen, es als eine grosse Ungerechtigkeit anzusehen, Handwerksleute und Bediente auf ihren verdienten Lohn warten zu lassen. Tobias unterläßt nicht, seinem Sohn den Rath zu geben: **Wer dir arbeitet, dem gieb bald seinen Lohn, und vorenthalte niemand seinen verdienten Lohn.** Tob. 4, 15. Die heilige Schrift redet an vielen Orten von diesem Aufschub, als einer sehr sträflichen Ungerechtigkeit, von der das Geschrei zu den Ohren Gottes hinaufsteigt und Rache und Fluch nach sich ziehet.

4) Sich die Rechnungen ordentlich alle Monate zeigen lassen und in Richtigkeit bringen, und sie unfehlbar alle Jahre schliessen, und sich sehr

hüten,

hüten, die Verwaltung der Güther und des Hauses andern Händen anzuvertrauen, die nicht immer eifrig und getreu sind. Diese Sorgfalt macht nicht viele Mühe, und kostet fast gar keine, wenn man nur genau ist: wenn man sie aber vernachläßiget, so wird sie zur wahren Arbeit, die ekelhaft und abschrekkend ist, und welche macht, daß man Jahre sich auf Jahre häufen läßt, welches denn eine schrekliche Unordnung und Verwirrung in den Sachen verursacht, die unmöglich wieder aus einander zu wirren sind, und die am Ende die reichsten Häuser ins Elend stürzen.

5) In der Einrichtung, die man von den Ausgaben macht, welche immer der Einnahme gemäß sein müssen, vor allen den Theil, den man für die Armen bestimmt und ihnen schuldig ist, auszuszen. Es ist dieß keine Gnade, die man ihnen erzeigt, sondern eine Schuld, die man ihnen, oder vielmehr unserm Erlöser abträgt, der ihnen seine Rechte übergeben. Das sicherste und leichteste Mittel, diese Schuld getreulich abzutragen, ist, wenn man, sobald man eine Summe seiner Einkünfte einnimmt, ihren Antheil auf die Seite legt. Die Freigebigkeit kostet weniger, wenn man Geld vor sich hat; und durch diese Aufmerksamkeit

erspart

erspart man sich immer einen Vorrath zu den verschiedenen Mildthätigkeiten, die man auszuüben verpflichtet ist. Dieß ist ein Theil der Weisheit, von der die heilige Schrift redet: Durch weise Weiber wird das Haus erbauet, eine Närrinn aber zerbrichts mit ihrem Thun.

Von dem weiblichen Geschlecht.

Dieses wird an verschiedenen Orten sehr verschieden gehalten. Viele alte Völker, zum Exempel auch die alten Celten und Germanen, haben geglaubt, daß etwas göttliches in diesem Geschlecht wäre, daher sie dasselbe auch zu allen wichtigen Sachen gezogen haben. Noch izzo haben die Iroquesischen Matronen ihre eigene Rathsversammlungen, und erst der weibliche und männliche Rath zusammen genommen macht die Sentenz gültig, in welchen Zusammenkünften die Weiber sehr oft ihrer Meinung den Ausschlag zu geben wissen. Vor einigen Jahrhunderten ist, iedoch aus ungleichem Grunde, eine ähnliche, ja ganz lächerliche Verehrung des andern Geschlechts Mode geworden; so daß man im Kriege, in Duellen, in

Gefahren, die Hülfe seiner Schönen angefleht, wie ein Catholischer etwa die heilige Jungfrau um Hülfe anrufet. Bei andern Völkern gehet im Gegentheil die Unterdrükkung dieses Geschlechts so weit, daß sie nicht viel besser als Sklaven behandelt werden. Bei allen jagenden Nationen müssen die Weiber alles übrige auser der Jagd besorgen, Häuser bauen, Hausmobilien verfertigen, Kleider machen, das Vieh hüten, das, was die Jagd einbringt, verarbeiten, und ihre die meiste Zeit besoffne Männer bedienen, welche sie sehr oft noch dazu schlagen. Daher auch mehrere solche Weiber, wenn sie Mädchen zur Welt bringen, solche sogleich erwürgen, damit sie nicht eben so tirannisirt werden. Selbst bei den gesitteten Arabern waren die Weiber immer Mägde, und bedienten ihre Männer. Unter den Kalmukken darf kein Weib mit ihrem Manne zu Tische sizzen, sondern sie lebt von dem, was er übrig gelassen hat. Die Tschinesen sind zwar höflich gegen das andere Geschlecht, allein die kleinen Füsse mögen wol auch erdacht worden sein, um ihrer desto mehr mächtig zu bleiben. Die Guineaschwarzen haben ein Schrekmännichen gegen die Weiber ausgedacht. Wenn sie widersezlich sind, so verkleidet

sich

sich der Schwarze in einer Nacht, kömmt in die Hütte seiner Frau, und macht einen schreklichen Lärm, prügelt sie aber unterdessen derbe durch, und giebt dann vor, daß der Fetis es gethan habe. Mehrere afrikanische Könige haben eine Leibwache von Weibern, und man weiß, daß bei den Germaniern die Weiber in gleicher Reihe mit ihren Männern in der Schlacht gestanden und tapfer gefochten haben. Man möchte bald daraus schliessen, daß das weibliche Geschlecht zur Stärke der Männer erwachsen könne, wenn es von Jugend auf zu Leibesübungen und solchen Dingen angehalten würde; und es läßt sich begreifen, daß ehedem ganze Nationen von Weibern, die Amazonen hiessen, in Asien und am schwarzen Meere gelebt haben, welche eine Brust absengten, um den Bogen desto besser ansezzen zu können, ihre Kinder männlichen Geschlechts umbrachten, und vielen umliegenden Völkern furchtbar waren. Unter uns begegnet man dem Frauenzimmer mit vieler Höflichkeit, aber zugleich auch nicht viel anders, als Kindern, indem man ihm keine Wissenschaften oder reale Kenntnisse beibringt, und von nichts wichtigem oder nüzlichem mit ihm spricht, da der ganze Umgang mit ihm in Tändeln und Spie-

len besteht. In England wird das Frauenzimmer am besten erzogen. Bei den Lacedämoniern allein aber bekamen die Mädchen eine männliche Erziehung, und hatten nicht wenig Ansehen in der Republik.

Von der Handarbeit.

Die Vortheile, die ein junges Frauenzimmer von der Beschäftigung ihrer Hände erhält, fallen zu sehr in die Augen, als daß ich nöthig hätte, mich viel darauf einzulassen. Diese Beschäftigungen waren vor kurzen auch unter den Vornehmsten noch ziemlich gemein bei uns, und brachten ihnen Ehre. In den entferntesten Zeiten, die noch die glükliche Einfalt der jugendlichen Welt beglükte, beschäftigten sich Frauenzimmer vom höchsten Stande mit mühsamen Arbeiten, die uns gegenwärtig niedrig und verächtlich scheinen würden. Sara bereitete in einem reichen Hause, das an allem Ueberfluß hatte, und bei einer zahlreichen Menge von Gesinde, mit ihren eigenen Händen das Essen für die Gäste. Rebekka und Rahel sahe man in einem noch zarten Alter, mit

schweren Gefässen voll Wassers auf den Schultern, von der Quelle zurükke kommen. Bei dem Alcinous, König der Phäacier, der die Gastfreiheit mit einer wahrhaftig königlichen Pracht ausübte, erröthete die junge Prinzeßinn Nausicaa, seine Tochter, nicht, an den Fluß zu gehen und ihre Wäsche selbst zu waschen. Das schöne Geschlecht hat diese löbliche Gewohnheit der Arbeit ihrer Hände zu allen Zeiten und in allen Ländern beibehalten. Die Geschichte bemerket, daß Alexander, der größte der Eroberer, und der Kaiser Augustus, Herr der Welt, Kleider trugen, die ihnen ihre Mütter, Frauen, oder Schwestern mit eigenen Händen verfertigt hatten. Das Christenthum hat nicht weniger vortrefliche Muster aufzuweisen. Hauptsächlich kommt es darauf an, dergleichen Dinge nicht auf nichtsbedeutende, sondern auf Dinge, die nüzlich und zu gebrauchen sind, anzuwenden.

II.

Fabeln

Erzählungen

und

Einfälle.

Die glükliche Vereinigung.

Das Glük hatte eine Tochter, deren Name Schönheit war. Schwester, sagte die sorgsame Mutter zu Minerva, die Natur hat mein Kind liebenswürdig gebildet, und sie hat Reichthums so viel sie braucht; was muß ich thun, sie glüklich zu machen? — Was, meine Liebe? erwiederte die Göttinn der Weisheit — mache die Tugend zu ihrer Gespielinn.

Der Kopfpuz nach der Mode.

Eine wizzige Hänflinginn, mehr berühmt wegen ihrer Schönheit, als ihrer Tugend, stand in dem allgemeinen Ruf, die beste Beurtheilerinn und Erfinderinn der Mode zu sein. Keine Dame durfte es wagen, sich in einem Puzze zu zeigen, den ihr feiner Geschmak nicht billigte. Unter andern hatte sie einen herrlichen Kopfpuz erfunden, der nicht gröſſer als die Flügel des kleinsten Buttervogels von der Welt war. Jedermann erkannte ihn für ein Meisterstük des Genies, und das ganze schöne Geschlecht nahm ihn mit allgemeinem

Beifall auf. Aber ohngeachtet der allgemeinen Achtung, die man gegen die kleine Haube beobachtete, trug es sich doch zu, daß eine grosse dikköpfichte Eule, die mit diesem schönen Schmuk in einer Loge bei einem Trauerspiel erschien, die ganze Versammlung in ein lautes Gelächter versezte. Meine Liebe, sagte sie zu einer Dame, die zunächst bei ihr saß, was mag doch wol den Pöbel so lustig machen? — Madame, erwiederte ein muthwilliger Sperling — ein so weises Haupt, als das ihrige, in einer Narrenkappe zu sehen.

Der Rangstreit.

Zwo Damen stritten beim Herausgehen aus einer Kirche um den Vorgang. Kaiser Carl der fünfte legte den Streit durch den Befehl bei: daß die Thörichtste den Vorgang vor der andern haben sollte. Diese Entscheidung bewog eine iede durch eine besondere Thür hinauszugehen.

Die Pächtersfrau und die Henne.

Ein gutes häusliches Weib beklagte sich in ihrem Herzen über die schlechten Zeiten, über die

Seuche

Seuche unterm Vieh, und über andere traurige Zufälle, die sie trafen. Indem sie ihren traurigen Gedanken so nachhieng, bemerkte sie auf ihrem Hünerhofe eine Henne, die mit gröſter Zufriedenheit einige Gerstenkörner aufscharrte, ohne darum weniger zärtlich für ihre kleine Familie besorgt zu sein, die sie mit gröſtem Vergnügen zu führen schien, indeß ihre lieben Kleinen zur Vergeltung ihrer mütterlichen Sorgfalt auf das geringste Kluchzen ihrer Stimme flatternd unter ihre Flügel eilten. Ach! sagte die arme Pächtersfrau, von ihrem unzufriedenen Gemüthe angetrieben (verleitet,) wie beneidenswürdig ist das Loos dieser armen einfältigen Thiere! Sie fühlen weder das Schrekliche des Mangels, noch die Begierde nach Ueberfluß, da wir elende menschliche Geschöpfe von unzählbaren Uebeln unaufhörlich bedroht werden. Wie kömmt es doch, daß das edelste aller erschaffenen Wesen, was den Punct der Glükseligkeit betrift, so weit unter den unvernünftigen Thieren selbst steht? — Kaum war meine gute Frau mit ihren Betrachtungen fertig, als ein himmlischer Strahl der Vernunft ihre Seele erleuchtete, und eine Stimme aus dem Innersten ihres Herzens sie folgendermassen ermahnte: Undankbares

Weib! dein Glük ist in deiner Gewalt, und du bemerkest es nicht. Laß den einfältigen Vogel, der diesen Aufruhr in deiner Seele erregt hat, ihn auch wieder stillen. Siehst du nicht, mit welcher Zufriedenheit, mit welcher Begierde ihre kleinen Küchelchens, bei der geringsten Annäherung der Gefahr, dem Schirm ihrer mütterlichen Schwingen zueilen? Wie weit grösser ist die Hülfe, der Trost und Schuz, den das menschliche Geschlecht in den höchsten Leiden genieſſen könnte, wenn es mit der nemlichen Aufrichtigkeit und Zuversicht auf die gütige Vorsorge des Vaters der ganzen Natur sein Vertrauen sezte.

Der wilde Apfelbaum und der Nußbaum.

Meine lieben Kleinen, sagte ein wilder Apfelbaum zu seiner zahlreichen Nachkommenschaft, ich bitte euch, laßt euch doch in keine Gemeinschaft mit der Familie des Nußbaums ein. Es ist ein abscheulich häßliches Volk, und die Schande nicht nur unserer Nachbarschaft, sondern des ganzen edlen Geschlechts der Bäume. Ei, ei,

mein

mein guter Vetter, sagte ein Nußbaum, der ihn hörte, dieses glatte Gesicht, und diese rothen Wangen stimmen auch nicht mit deiner innerlichen Rauhigkeit und Bitterkeit zusammen. Unser Anblik, es ist wahr, ist nicht sehr versprechend, aber ieder, der Geschmak besizt, wird gestehen, daß an unserm Innerlichen nichts auszusezzen ist.

Das Gericht des Löwen.

Ein Wolf wurde bei dem höchsten Gerichte des Löwen belanget, daß er boshafter und grausamer Weise das Verderben einer armen unschuldigen Biene verursacht hätte. Er wurde seines Verbrechens überwiesen, und verurtheilt, seinen Kopf zu verlieren. Der Wolf führte zu seiner Vertheidigung das beständige gleichförmige Beispiel iedes Raubthiers auf dem Erdboden an. Es ist hier ein grosser Unterschied zu machen, sagte der königliche Richter, die Stimme der Natur rechtfertigt in gewissen Nothfällen den Tod selbst edlerer Geschöpfe: aber bloß aus Muthwillen und Grausamkeit auch dem geringsten Geschöpfe das Leben zu rauben, ist Mord.

Eine Spartanerinn wurde gefragt, was sie ihrem Manne zum Heirathsguth mitbringen wollte. Was ich von meinen Eltern geerbt habe, antwortete sie, Tugend.

* * *

Eine andere Spartanerinn, die als Sklavinn verkauft werden sollte, antwortete dem, der sie kaufen wollte, als er sie fragte: Ob sie auch gut sein würde, wenn er sie kaufte? das werde ich sein, wenn du mich auch nicht kaufest.

Die Biene und die Hummel.

Immer fleißig, Jungfer Biene? —
(Sprach aus einer Hummelschaar
Eine unverschämte, kühne
Hummel zu der fleißgen Biene)
Immer fleißig? — das ist wahr!
Aber, Kind, man muß sich auch vergnügen!
Geh, laß deine Arbeit liegen,
Lustig, lustig laß uns sein!
Komm mit uns, es soll dich nicht gereun!
Meine Arbeit ist für mich Vergnügen,
Sprach die fromme Honigsammlerinn.
Um die Welt nicht wollt ich mit euch fliegen,
Und ich hab auch eine Königinn.

„Je,

„Je, die wirds auch gleich erfahren!„
Kann es doch — „So machst du ihr was weiß!„ —
Nein, behüte! — „Jungfer Fleiß. —
„Da hat sie nichts zu befahren.
„Sie soll mit uns, kurz und gut!
„Wenn sies uns nicht zu Gefallen thut,
„So will ich sie selber, daß sies weiß,
„Bei der Königinn verklagen,
„Und, daß sie herumgeschwärmt, ihr sagen.„
Wie es dir beliebet. Muß ich denn auch leiden,
So ist Unschuld meine Trösterinn!
Gerne will ich mit ihr leiden,
Und um alle eure Freuden
Geb ich sie nicht hin.

Der Spiegel.

Ein Vater hatte eine kleine Tochter, die sehr häßlich, und einen kleinen Sohn, der sehr schön war. Einst, da sie beide zusammen spielten, wie Kinder zu thun pflegen, fanden sie einen Spiegel auf dem Puztische ihrer Mutter, und besahen sich darinnen. Der junge Herr konnte sich an dem schönen Bilde, das ihm aus dem Spiegel entge-

gen

gen schimmerte, nicht satt sehen, und gab es seiner Schwester nicht undeutlich zu verstehen, daß er sich auf sein Gesicht was zu gute thäte. Ja, mein liebes Schwesterchen, sagte der kleine Narciß, wenn mir der Spiegel so ein garstiges, zerkraztes Gesicht, wie das deinige, wiese, in tausend Stükken wollt ich ihn zerschmeissen: aber so — Man kann denken, wie das dem guten Mädchen durch die Seele gieng. Mit Thränen lief sie zu ihrem Vater, und verklagte ihren Bruder, daß er sich immer in dem Spiegel begukte, und das schikte sich doch für Knaben gar nicht, und daß er sich so viel auf seine rothen Bäkchen einbildete, und — und — sie konnte für Schluchzen nicht weiter reden. Der Vater umarmte beide mit gleicher Zärtlichkeit. Laß sich deinen Bruder nur im Spiegel begukken, sagte er zu dem Mädchen, mein liebes Kind, und du sollst auch fleißig hineinsehen. Du, mein Sohn, damit du deine Schönheit nicht durch die Häßlichkeit des Lasters entstellst, und du, meine Tochter, damit du den Mangel der Schönheit durch die Reinigkeit deiner Sitten und deines Lebens ersezzest.

Sabina, Herzoginn von Wittenberg.

Sabina, Herzog Ulrichs von Wittenberg Gemahlinn, sagte, als sie starb: Sie verlasse keinen bessern Schaz, als den, welchen sie den armen und wohlverdienten Dienern hinterliesse.

Klaus Narr.

Klaus Narr lobte einst ein junges Mädchen wegen ihrer Schönheit. Als sie darüber erröthete, sagte er ihr: Wenn ihr euch immer fein schämen werdet, Jüngferlein, werdet ihr allezeit schön bleiben; denkt an einen Narren.

Magnus, Herzog von Lüneburg.

Magnus, Herzog von Lüneburg, vermählte seines Bruders Ludewigs Wittwe an Otto, Grafen von Schaumburg. Als die neuen Eheleute, nach gehaltenem Beilager, nach Hause reiseten, ließ sie der Herzog durch heimlich nachgeschikte Reuterei überfallen, und der Gräfinn allen Puz und Schmuk, den sie bei sich hatte, abnehmen. Die Gräfinn konnte sich über einen so

trau=

traurigen Zufall nicht trösten. Bekümmert euch nicht, sagte ihr Gemahl. Eure Ehre, Keuschheit und unverfälschtes Gemüth, ist mir lieber, als aller Schmuk des Leibes. Die ist genug geziert, die mit Tugend und gutem Herkommen bekleidet ist.

Der Hund und die Kazze.

Als einmal ein Hündchen die Gesellschaft seiner gnädigen Frau beim Spieltisch verdrießlich und als wenn sie alle Augenblikke an einander wollten, sahe, frug er die Kazze: Was sie denn wol da zusammen vorhätten? Vorhaben? sagte Miezgen, siehst du denn nicht, daß die Herrschaft Karten spielt? Nun gewiß und wahrhaftig, erwiederte das Hündchen, wenn du mir nicht gesagt hättest, daß sie spielten, so hätte ich Stein und Bein geschworen, sie wollten einander bei die Ohren kriegen.

Solche Possen, sagt ein alter Schriftsteller, sind der Grund von sehr ernsthaften Uebeln.

Der Hänfling des Pabsts Johannes des 23sten.

Zwei Dinge haben sich noch nie verbinden können: Ein Weib, und recht verschwiegen sein.

Abt

Abt Grecourt sagts. Ich muß ihn nennen,
Um mich Unschuldigen vom Argwohn zu befrein,
Als fiele mir dergleichen ein.
Ihm will ich stets den Haß verschiedner Damen gönnen.
Zum spöttischen Beweis erzählt er ein Gedicht.
Ihr Schönen, was erzählt man nicht.
Der fürchterliche Pabst, der durch den Bliz des Bannes
Dem fünften Ludewig dem Baiern widerstand,
Der drei und zwanzigste Johannes
War, wie Franzosen sind, bei Nonnen recht galant.
Galant; doch wie ein Pabst, ohn Abgang seiner Würde.
Er sprach zu Frontevaux sehr oft den Schwestern zu,
Theils zur Erleichtrung seiner Bürde,
Theils zur Beförderung ihrer Ruh.
Dieß Kloster war der Siz geweihter Schwäzzerinnen,
Die suchten alles auszusinnen
Durch ihrer Zungen Fertigkeit,
Den Schuz und die Gewogenheit
Des Oberhirten zu gewinnen.
Und die Hochwürdigen gewannen seine Huld.
Sie war kaum reichlicher und schöner anzulegen.

Was gab er ihnen nicht! Bald Ablaß, bald Indult,
Und bald verschwendrisch seinen Segen.
War ihnen das genug? O nein.
Wenn weiß der Mensch vergnügt zu sein?
Sie liessen sich gar von dem Wahn bethören,
Den Männern beichten sei nicht recht,
Und von dem weiblichen Geschlecht
Sollt eine stets der andern Beichte hören:
Und dieses einzusehn sei auch der Päbste Pflicht.
Er kömmt auch kaum ins Kloster wieder,
So wirft vor ihm sich die Aebtißinn nieder,
Küßt zärtlich seinen Fuß und spricht:
O heilger Vater, hör ein Flehen:
Laß bei dem Priester uns nicht mehr zur Beichte
gehen!
Wir alle schämen uns, ihm alles zu gestehn.
Im Wachen und im Schlaf giebts manche Klei-
nigkeit,
Die, Männern zu vertraun, sich iede Nonne scheut.
Laß künftig uns einander beichten;
Wir sind weit fähiger, die Sünden zu beleuchten.
Den Pabst befremdet sehr der Bitte Dreistigkeit.
Wie? sagt er: Ihr wollt Beichte sizzen?
Ihr guten Kinderchen könnt sonst der Kirche nüzzen.
Wißt, dieses Sakrament erheischt Verschwiegenheit,

Die ward euch nicht zu Theil. Ihr denkt schön
und erhaben,
Und ihr, Geliebteste, besizzet viele Gaben:
Doch eine nicht, die Zuverläßigkeit.
Allein, ich nehm es in Bedenken,
Vielleicht weiß Frontevaux sich klüglich einzu-
schränken.
Ist die Aebtißinn nicht verständig, wie ein Mann?
Zur Prüfung will ich hier noch heut ein Kästchen
senden,
Das überliefre sich nur ihren keuschen Händen!
Wenn sie, nichts ist so leicht, mirs wiedergeben kann;
Doch uneröfnet, merkt dieß an!
So bin ich ganz geneigt, euch alles zuzuwenden.
Das Kästchen kömmt. Die Ankunft wird bekannt,
Und ieder Nonne Blik und Hand
Will, darf, und muß es sehn, betasten und recht
kennen.
Sie reissen sich darum. Die Eifernden zu trennen
Kömmt die Aebtißinn und die Nacht.
Das schöne Kästchen wird vorizt nicht aufgemacht.
Der Vorwiz quälet oft mehr, als der Alp der Sorgen.
Die Nonnen flieht der Schlaf, auch die Aebtis-
sinn wacht,
Voll reger Ungeduld, bis an den müden Morgen.

Die Messe geht nun an. Gebet, Gesang und Chor
Geräth erbärmlich schlecht: man zischelt sich ins
Ohr
Und singt nicht, sondern schwazt, und fragt sich,
und will wissen,
Warum sies nicht eröfnen müssen.
Die weibliche, verschleirte Klerisei
Versammlet sich noch vor der Mittagsstunde,
Und stimmet, als aus einem Munde,
Gehorsamst der Aebtißinn bei,
Daß man, obgleich der Pabst es nicht erlauben
wolle,
Das Kästchen untersuchen solle.
Selbst unserm Arbrissel stand etwas Vorwiz frei.
Es bleibt ja unter uns: Wir alle können schweigen.
Das eben soll uns selbst izt die Eröfnung zeigen.
Auch kein Concilium erräth,
Daß wir im mindsten nur am Dekkelchen gedreht.
Doch damit lassen wir die Frau Aebtißinn schalten,
Die nimmt den Dekkel ab. Ein Hänfling fliegt
heraus.
Ein Wunderwerk hat ihn erhalten.
Er flattert, singt, entwischt, sezt sich aufs nächste Haus,
Da mag für ihn der Vögel Schuzgeist walten.

Man

Man klopft gebietrisch an. Wer wars? — —
Der Pabst war da.
Er kam. Sobald er nur den frommen Haufen sah,
Wollt er sein schönes Kästchen schauen:
Denn, sprach er, es enthält, was ihr so sehr begehrt,
Die Bulle selbst, die euch den Beichtstuhl schon
gewährt.
Allein! — — darf man auf Weiber bauen!
Ihr zaudert, wie mich deucht. Gebt her! — —
Was seh ich izt?
Ist meine Bulle schon entflogen?
Das schönere Geschlecht ist sinnreich und verschmizt,
Doch zum Geheimniß nicht erzogen.
Dem Priester nur geziemt, daß er zur Beichte sizt.

v. Hagedorn.

Die Raupe. Der Schmetterling.

Eine kleine Raupe lag,
Von sich selber eingesponnen,
Todt im Angesicht der Sonnen,
Und es war der schönste Tag.
Ein recht schöner Schmetterling
Kam geflogen, sezte sich
Neben sie, und sagte: dich,

Arme Raupe, wird nun bald
Die allmächtige Gewalt,
Die dort oben strahlt, erheben,
Und in schönerer Gestalt,
Als du starbest, wirst du leben!
Ach! ich will doch Achtung geben,
Wie du zu dem neuen Leben
Wirst hervorgehn.

Plözlich warf
Sie die Schaal' ab, ließ sie liegen,
Und der schöne Schmetterling
Sah den neuen Engel fliegen,
Wenn ich ihn so nennen darf.

Gleim.

Der Wiedehopf. Die Nachtigall.

Ein Wiedehopf pries sich
Und sein gekröntes Haupt
Der Nachtigall — Mein Weibchen, sprach er,
glaubt,
Du wärst recht häßlich gegen mich.
Das könnte sein, erwiederte
Die Nachtigall, und flog auf eine Höh'
Und sang.

Und alle Wandrer blieben stehn,
Und sagten, wie singt sie so schön!
Ei, welch ein Klang!
Der Wiedehopf hört' es, flog hin und her,
Doch keiner sprach: Wie schön ist er!
Denn für die kleine Philomele
War alles Ohr.
Man zieht gemeiniglich doch eine schöne Seele
Dem schönsten Körper vor.

Gleim.

Die fromme Nachtigall.

Streitend mit dem Wiederhall
Sang der Mann der Nachtigall
Tag und Nacht, und ward nicht müde.
Und von seinem Morgenliede,
Das man weit erschallen hört,
Ward ich oft im Schlaf gestört,
Wenn sich von des Tages Sorgen
Noch mein müdes Haupt erholte,
Und ich gern noch schlummern wollte.
Aber jüngst am schönsten Morgen
Der verneueten Natur,
Als ich glaubt, er hätte nur

Seinem Weibchen was gesungen,
Das bei seinen lieben Jungen,
Von Aurorens Thränen naß,
Horchend auf dem Neste saß,
Hört ich, daß das Weibchen sprach:
Folget eurem Vater nach,
Liebe Kinder! Tag und Nacht
Lobt er Gott, der euch gemacht.
Und seitdem werd ich mit Freuden
An dem frühsten Morgen wach,
Und ermuntre mich und springe
Von dem sanften Lager auf,
Eile dann in vollem Lauf
Zu der ofnen Gartenthür,
Und, wach auf, mein Herz und singe,
Sing ich alsobald mit ihr.
Mit verdoppelt lautem Schall,
Schlägt die fromme Nachtigall
In mein Lied alsdann, und hüpft
Oft wol eine ganze Stunde
Nächst um mich herum, und schlüpft,
Mit der Speis' im kleinen Munde,
Eh nicht zu den lieben Jungen,
Bis wir ausgesungen.

Gleim.

Lucilia.

Lucilia.

Lucilia war seit zwei Jahren die herrschende Schönheit der Stadt. Sie besaß in der That Schönheit, und zugleich jene Schwachheit, von der die Schönheit nur allzugewöhnlich begleitet wird; einen eitlen Stolz, den ihr das Bewußtsein ihrer Schönheit einflößte, und was noch mehr dazu beitrug, ihren Stolz zu erhöhen, war, daß sie drei tausend Pfund besaß, mit denen sie frei schalten und walten konnte. Solche Reize in einem Frauenzimmer vereinigt, können nicht ohne Bewunderer bleiben. Sie war der Wunsch aller Mannspersonen, und der Neid aller Frauenspersonen: aber, ob ihr schon verschiedene Parthien angetragen wurden, die in iedem Betracht annehmungswürdig waren, so schlug sie doch dieselben alle mit Verachtung aus. Ihr Stolz machte sie weniger liebenswürdig in den Augen der Mannsund unerträglicher in den Augen der Frauenspersonen. Der hizzigste Liebhaber kann wol vertragen ausgeschlagen zu werden, aber nicht sich verachtet zu sehen, und ein Frauenzimmer kann wol mit stillem Neide die überlegene Schönheit einer andern betrachten; aber sie wird in Anmerkungen

ausbrechen, wenn diese Schönheit ein Ansehen von Stolz und Uebermuth hervorbringt. Lucilia hatte durch ihr Betragen diese allgemeine Anmerkung veranlaßt, daß Hochmuth vor dem Fall kömmt. In diesen Umständen erhielt sie den Antrag eines neuen Liebhabers vom Hofe. Er hatte sie in einer Oper gesehen, und empfand für sie eine plözliche Leidenschaft. Er machte sich bei einer öffentlichen Lustbarkeit an sie, plauderte mit ihr, tanzte mit ihr, und erhielt die Erlaubniß, ihr einen Besuch abzustatten. Er kam dieser Erlaubniß zu Folge in einer Kutsche mit prächtiger Equipage, und da er, seiner Person nach, ein sehr artiger junger Mensch war, so wurde er besser aufgenommen, als irgend ein anderer ihrer Bewunderer. Mit einem Worte, die Equipage sowohl als der Mann entzükten Lucilien. Sie hörte noch überdieß, daß er ein Mann von Vermögen wäre, und so war in zween Tagen der Kauf geschlossen. Die Vermählung wurde mit grosser Pracht gefeiert, und die nunmehrige gnädige Frau verließ die Stadt für den Hof. Sie rollte in ihrer Karosse herum und gab sich alles Ansehen eines Frauenzimmers von Stande. Aber alles dieß war nur eine träumerische Scene. Sobald ihr Mann in dem Besizze ihres

Ver-

Vermögens war, kam Execution ins Haus, die sich des Silbergeschirres, der Kutschen, Pferde und aller Geräthschaft bemächtigte. Sie fand bald, daß sie einen jungen Menschen geheirathet, der ein grosses Vermögen in allen den fröhlichen Ausschweifungen eines grossen Lebens durchgebracht hatte, und kein anderes Mittel als die Heirath wußte, sich vom Gefängniß zu befreien. Zu diesem Unglükke gesellte sich noch ein anders, nemlich, daß sie fand, daß ihre Schönheit nicht Reize genug hatte, um von ihrem Manne nur eine mässige gute Begegnung zu erhalten, der sich so wenig um sie bekümmerte, daß er von dem Ueberrest ihres Vermögens sich eine Stelle kaufte, und ohne einigen Schmerz, sie zu verlassen, nach Westindien gieng. Lucilia, die sich in so kurzer Zeit in so beweinenswürdige Umstände versezt sah, war genöthigt, sich nach Hause zu einer Anverwandtinn von ihr zu begeben, um ihren Unterhalt zu finden. Sie machte ihr selbst die bittersten Vorwürfe, und der traurige Zustand, in dem sie sich befand, sollte selbst in denen Mitleiden erregen, die einst dachten, daß sie es nie von ihnen verdient haben könnte. Diese Blüthe der Schönheit, die bei ihren Jahren nun in ihrer höchsten Vollkommenheit sein

würde, ist verwelkt und abgefallen. Der Wurm des Grames hat sie zerstört, und sie ist andern jungen Frauenzimmern ein trauriges Beispiel, nicht zu eitel, oder zu stolz auf ihre Schönheit und Vermögen zu sein.

Trau, schau wem.

Ein französisches Frauenzimmer sah sich gezwungen, ihr Vaterland wegen der reformirten Religion, zu der sie sich bekannte, zu verlassen, und entschloß sich daher nach Holland zu gehen, um daselbst in völliger Freiheit die Religion, in der sie geboren war, zu bekennen. Nachdem sie Genf und einen guten Theil der Schweiz durchreiset hatte, gieng sie auf dem Rhein zu Schiffe, und nahm ihren kleinen Schaz, der in einem Reisekistchen eingeschlossen war, mit sich. Dieser bestand in einem Halsband, goldenen Ketten, Ringen und andern dergleichen Sachen, die sie zusammengeraft hatte, und aus denen sie vorhatte, ein kleines Kapital zu machen, um in fremden Ländern davon leben zu können. In dem nemlichen Schiffe, in dem sie war, befand sich auch ein Spizbube, der sich für einen Baron ausgab, und da

die

die Reise von langer Dauer war, so hatte er Zeit, mit ihr vollkommene Bekanntschaft zu machen. Der vorgegebene Baron, da er sahe, daß die Französinn immer ein aufmerksames Auge auf ihr Kistchen hatte, bildete sich sogleich ein, daß sie darinnen etwas von Kostbarkeit haben müsse; und da er aus keiner andern Ursache reißte, als andere Leute zu betrügen, so zweifelte er nicht, daß er die Beute gefunden habe, die er suchte. Er bemühte sich daher, mit ihr Freundschaft zu schliessen; lobte zuerst ihren Eifer für die Religion, sodann die Reize ihrer Schönheit, und erklärte ihr noch an demselben Tage alle die Hochachtung, die ein so edelmüthiger Entschluß verdiente, Vaterland und Eltern um der Religion willen zu verlassen. Den folgenden Tag gieng er von der Hochachtung zur Liebe über, und darauf machte er ihr auf einmal einen Antrag mit seinem Herzen und seiner Hand. Eine so schnelle und lebhafte Leidenschaft hätte iedem andern als der armen Französinn verdächtig scheinen müssen, aber bei ihr machte die Eigenliebe, die ieden geneigt macht, sich selbst zu schmeicheln, daß sie in sich Bewegungsgründe fand, welche machten, daß sie sich für würdig hielt, dergleichen Empfindungen einzuflössen. Und

wirk-

wirklich glaubte sie eine ansehnliche Eroberung gemacht zu haben, und dachte auf nichts, als auf Mittel, bald Baroneſſe zu werden. Da sie es nicht gewagt haben würde, einen so vornehmen Rang in ihrem Vaterlande zu hoffen, so sahe sie dieß Glük als eine Vergeltung an, mit der der Himmel ihre Frömmigkeit belohnte; und machte sich zum voraus sehr schmeichelhafte Begriffe von ihrer künftigen Gröſſe, und von dem Neide, den sie ihrer Familie und ihren alten Gespielinnen einflöſſen würde. Dergleichen reizende Vorstellungen bewogen sie, dem Herrn Baron alle Achtung zu erweisen, der auf seiner Seite weder Seufzer noch Blikke, noch alles das sparte, was die gröſßte Hizze eines zärtlichen Liebhabers erfordert. Das gute Mädchen trauete eben so sehr seiner Liebe, als den Vortheilen, die sie zu erhalten hofte, wenn sie seine Gemahlinn werden würde, dergestalt, daß Liebe, Eigennuz und Ehrgeiz sie zu dem Entschluß verleiteten, sich ihrem Liebhaber völlig zu überlaſſen, indem sie ihn zum unumschränkten Herrn von ihrem Herzen und von ihrem Kistchen machte. Beide schwuren sich gegenseitig eine ewige Liebe, gaben sich zum Pfand einer ewigen Treue Ringe, und der Baron wollte sie noch überdieß zum vor-

aus

aus mit dem Titel einer Baroneßinn beehren, indem er ihr zugleich den ansehnlichsten Rang und Vermögen versprach.

Die übrige Reise wurde in lauter Fröhlichkeit zugebracht; aber da sie sich der Stadt Wesel näherten, aus der dieser Betrüger gebürtig zu sein vorgab, sagte er ihr: Meine theure Baronesse, es ist nöthig, daß ich ihrer Ankunft zuvorkomme, und meinem Vater Nachricht gebe, daß ich ihm eine Schwiegertochter ins Haus führe. Ich will deswegen aussteigen, und mit der Post schnell voraus eilen, die Sachen in Richtigkeit zu bringen, damit sie mit grösserer Anständigkeit empfangen werden. Sobald sie in Wesel ankommen, so gehen sie nur gerade zu nach meinem Pallast. Hier haben sie die Addresse. Mein Name ist so bekannt in der Stadt, daß ihn jedermann ihnen wird zeigen können. Die neue Baronesse hielt diese Fürsicht für sehr klug, und bat ihren Liebhaber, seinem Herrn Vater ihre Zärtlichkeit und Erkenntlichkeit auf das lebhafteste vorzustellen, damit diese Bewegungsgründe den Mangel der Mitgift ersezzen möchten, und, um diese zu vergrössern, übergab sie ihm alles, was sie hatte, sogar das Geld, welches sie in der Tasche hatte. Darauf nahm sie, ohngeachtet

geachtet des schmeichelhaften Gedankens, ihn bald wieder zu sehen, von ihrem geliebten Bräutigam, mit Thränen in den Augen, Abschied, der, im Herzen erfreut über die Beute, die er gemacht hatte, ausstieg, die Post zu nehmen. Das Schif sezte indessen seine langsame Reise fort, und kam in Wesel, dem erwünschten Hafen der armen Verliebten, an. Sie konnte nicht geschwinde genug ans Land kommen, und eilte sogleich nach dem Hause ihres vermeinten Bräutigams. Sie frug die Bedienten nach dem Hrn. Baron von — — den sie gerne sprechen wollte; aber es wurde ihr geantwortet, daß er abwesend wäre. Wie! erwiederte sie, er muß bereits zurükke gekommen sein. Oh! oh! sagten die Bedienten! er kömmt in 6 Monathen nicht zurük, sie weiß nicht, was sie redt, Mamselchen; und endlich, da sie sie für ein schlechtes Mädchen hielten, gaben sie ihr nicht eben auf die höflichste Art zu verstehen, daß sie ihre Wege gehen möchte. Sie bestand darauf, mit dem Vater des Hrn. Barons zu sprechen. Da dieser ihr Schreien und Weinen hörte, wurde er dadurch mehr gerührt, als seine Bedienten, und sagte dieser Unglüklichen, die in Thränen zerfloß, daß sie das Opfer eines Spizbubens gewesen wäre, denn

sein Sohn, der über 200 Meilen entfernt wäre, hätte unmöglich mit ihr reden können, und nach der Beschreibung, die sie ihm von ihm machte, erkannte er ihn für einen seiner Bedienten, den er kurz vorher aus dem Hause gejagt, und der das schöne Handwerk eines Spizbubens ergriffen hatte. Er bedauerte das Unglük des armen Mädchens, verwies ihr ihre allzugrosse Leichtgläubigkeit, und gab ihr mitleidig so viel Geld, als sie brauchte, ihre Reise fortzusezzen. Sie mußte nun aus der Noth eine Tugend machen, und aus ihrem eigenen Unglük lernen, nicht so leicht den Schmeicheleien derjenigen Personen zu trauen, die allzu viel versprechen, ohne vorher ihr Herz ausgeforscht und ihre Gänge entdekt zu haben.

Carlo Visconti.

Die edelmüthige Tochter.

In Tschina war ein altes Gesez, welches die Obrigkeiten, wenn sie Betrügereien vorgenommen hatten, verdammte, daß ihnen die Hände abgehauen werden sollten. Ein Mandarin wurde dieser Strafe schuldig befunden, und eben sollte sie an ihm vollzogen werden, als seine Toch-

ter,

ter, mit allem Reize der Jugend und Unschuld geschmükt, seine Vertheidigung übernahm. Sie hielt eine kurze aber nachdrükliche Rede.

Es ist wahr, grosser Kaiser, sagte sie, als sie sich dem Monarchen vorstellte, mein Vater hat das Schikksal verdient, das er izt erwartet, und seine Hände müssen ihm abgehauen werden. Hier sind sie, sezte sie hinzu, indem sie die ihrigen aus dem Ermel hervorzog, womit sie verdekt waren. Ja, grosser Kaiser, fuhr sie fort, diese Hände, die sie hier sehen, gehören meinem unglüklichen Vater. Zum Unterhalt seiner Familie unnüz, überliefert er sie der Strenge der Gesezze, um diejenigen zu erhalten, die uns, meinem Großvater, meinen Brüdern und mir den Unterhalt verschaffen.

Der Kaiser konnte bei einem so rührenden Auftritt sich kaum der Thränen enthalten. Der Vater wurde begnadigt, und die verehrungswürdige Tochter vermehrte den Glanz ihrer Schönheit noch durch die Lobsprüche, die der ganze Hof ihrer Tugend machte.

Catharina.

Catharina, Heinrich VIII. Gemahlinn, wollte lieber vollkommen unglüklich, als vollkommen glük-

glüklich sein. Den ersten fehle es selten am Trost, den andern immer am Verstande.

Lykurgus.

Man fragte den Lykurgus, warum er verordnet habe, daß die Töchter ohne Morgengabe verheirathet werden sollten? Ich wollte, sagte er, daß Armuth keine Heirath hindern, und Reichthum keine stiften sollte.

Mittel wider die Verläumdung.

Ein Araber klagte einsmals einem alten ehrlichen Manne mit vielem Schmerze, daß ein gewisser boshafter Mensch ihm sehr beschwerlich wäre, indem er ihn allenthalben verläumdete. Dieser antwortete ihm: Den Menschen kannst du nicht besser, als durch Tugend und einen ehrbaren Wandel zu Schanden machen. Er wird alsdann nichts böses von dir zu sagen wissen. Ich habe noch nie auf eine wohlklingende Laute, deren Saiten rein gestimmet waren, schelten hören.

Der beschämte Wollüstling.

Der wizzige und wollüstige Kaiser von Tschina, Tschingti, fuhr einst in seinem Garten, und sahe eine von seinen Gemahlinnen vom zweiten Range auf einer Terasse spazieren; es soll eine vortrefliche Dame gewesen sein, welche sich alle Mühe gab, ihren Gemahl auf ernsthaftere Gedanken zu bringen. Ihr Name war Pan-hiai. Tschingti fuhr nahe an der Terasse vorbei, und ladete sie in seinen Wagen ein. — „Ich kann mich nicht entschliessen,„ antwortete die Dame. Und warum nicht? versezte der Prinz: „Unsere alten Dichter beschreiben die guten Könige, wie sie mit Generalen und tapfern Männern im Wagen fahren; die bösen aber mit Weibern.„

Wirkung eines wohl angebrachten Scherzes.

Der Kaiser Tschingti wollte eine schöne Tänzerinn zur Gemahlinn nehmen. Die Censoren, die Mandarinen der höchsten Tribunalen waren äusserst mißvergnügt; sein Serail war ganz wider ihn empört, allein seine Paßion achtete auf nichts.

Die

Die Hochzeit war angestellt, die Tschao-sei erschien wie eine Göttinn. Eifersucht war auf allen Seiten der Tafel nach allen Abänderungen zu sehen. Unter andern sagte der Kaiser zu der gegen über sizzenden Pan-hiai: ich weiß, daß sie aufrichtig sind, sagen sie, ich bitte, was halten sie von unserer neuen Kaiserinn? — Sie ist vortreflich, versezte die Königinn, sie spielt sehr wohl, und eine Hauptrolle steht ihr sehr gut an. — Ein Gelächter schlug von allen Seiten zusammen, der Kaiser lachte gezwungen mit, und, um sich nicht selbst lächerlich zu machen, eröfnete er, daß Pan-hiai es getroffen, und daß die Erhebung der Tschao-sei nur ein Scherz sei. Und in der That trat diese Person zu grosser Freude des Hofes wieder in ihren vorigen Stand zurük.

Die Witwe des Barnevelts.

Warum bittet sie nun für ihren Sohn, da sie sich doch geweigert hatte, das gleiche für ihren Mann zu thun? sagte der Prinz von Oranien zu der Witwe des Barnevelt, die ihn um das Leben ihres Sohnes flehete. „Mein Mann war unschuldig, versezte die Dame, aber mein Sohn ist schuldig.„

Geschichte der Florise.

Eine Bäuerinn war mit einer Fee in ihrer Nachbarschaft bekannt, und bat sie, sie möchte sie in ihrem Wochenbette besuchen, wo sie eine Tochter geboren hatte. Die Fee kam, nahm das Kind sogleich auf ihre Arme, und sagte zu der Mutter: Wähle! Dein Kind wird, wenn du willst, schön sein, wie der Tag, und die Schönheit ihres Geistes soll noch reizender sein, als die Schönheit ihres Körpers, sie wird Königinn eines grossen Reichs werden, aber sie wird unglüklich sein: oder sie wird häßlich und eine Bäuerinn, wie du, aber zufrieden mit ihrem Stande, und glüklich sein. Die Bäuerinn, ohne sich lange zu besinnen, wählte für ihr Kind Schönheit und Verstand mit einer Krone, und ließ es wegen des dabei gedrohten Unglüks darauf ankommen.

Schon fieng die Schönheit des kleinen Mädchens an, alle andere, die man bisher gesehen hatte, zu verdunkeln. Ihr Geist war sanft, fein, einnehmend; sie lernte alles, was man sie lehren wollte, mit Leichtigkeit, und wußte es in kurzer Zeit besser, als die sie unterrichtet hatten. Sie tanzte an den Festtagen mit mehr Anmuth, als alle ihre

Gespielinnen. Reizender, als irgend ein musikalisches Instrument, war ihre Stimme, und sie dichtete die Lieder selbst, die sie sang. Sie wußte anfänglich nicht, daß sie schön war, aber da sie eines Tages mit ihren Gefährtinnen an dem Rande einer hellen Quelle spielte, sah sie sich, bemerkte, wie sehr sie von den andern unterschieden wäre, und bewunderte sich. Das ganze Land, das in Menge herzu lief, sie zu sehen, gab ihr ihre Reize noch mehr zu erkennen. Ihre Mutter, die sich auf die Prophezeiungen der Fee verließ, betrachtete sie schon als eine Königinn, und verdarb sie durch ihre Schmeicheleien und durch ihre Nachsicht. Das junge Mädchen wollte weder nähen, noch spinnen, noch ihre Heerden weiden, sondern vertrieb sich ihre Zeit damit, daß sie Blumen pflükte, ihren Kopf püzte, sang, und in dem Schatten des Waldes tanzte.

Der König des Landes war sehr mächtig, und hatte nur einen einzigen Sohn, den er vermählen wollte. Er konnte nie von einer Prinzeßinn aus den benachbarten Staaten reden hören, weil ihm eine Fee versichert hatte, daß er eine Bäuerinn, schöner und vollkommener, als alle Prinzeßinnen in der Welt, finden würde. Er entschloß sich deswegen, alle junge Landmädchen seines Reiches,

die über achtzehn Jahr alt waren, zusammen zu rufen, und diejenige aus ihnen zu wählen, die am würdigsten wäre, gewählet zu werden. Man schloß gleich anfänglich eine grosse Menge von Mädchen aus, die nur von einer mittelmäßigen Schönheit waren, und sonderte dreißig ab, die alle übrigen unendlich übertrafen.

Florise (so hieß unser junges Mädchen) hatte keine Mühe, unter diese Anzahl zu kommen. Man stellte diese Mädchen mitten in einen grossen Saal, nach Art eines Amphitheaters, wo der König und sein Sohn sie auf einmal übersehen konnten. Florise schien sogleich unter allen andern, was eine schöne Anemone unter Ringelblumen, oder ein blühender Pomeranzenbaum mitten unter wilden Gesträuchen scheint. Der König rief alsobald aus, daß sie seine Krone verdiente, und Rosimond hielt sich für glüklich, Florisen zu besizzen. Man zog ihr ihre ländlichen Kleider aus, und gab ihr statt deren welche, die über und über mit Golde gestikt waren. In einem Augenblik sah sie sich mit Perlen und Diamanten bedekt. Eine grosse Anzahl Damen waren beschäftigt, sie zu bedienen, und dachten an nichts, als zu errathen, was ihr beliebte, um es ihr zu geben, ehe sie die Mühe hatte,

es

es zu fodern. Sie wurde in ein prächtiges Zimmer des Pallasts gebracht, das statt der Tapeten mit lauter grossen Spiegeln von der Höhe des Zimmers und der Cabinetten ausgeschmükt war, damit sie das Vergnügen haben konnte, ihre Schönheit von allen Seiten vervielfältigt zu sehen, und damit der Prinz, er mochte seine Augen hinwerfen, wohin er wollte, sie bewundern konnte. Rosimond hatte Jagd, Spiel, alle Leibesübungen aufgegeben, um ohne Unterlaß um sie sein zu können; und da der König, sein Vater, bald nach der Vermählung starb, so entschied nunmehr der Rath der weisen Florise, die anizt Königinn geworden war, alle Angelegenheiten des Staates.

Die Königinn, Mutter des neuen Königes, Namens Gronipote, wurde bald eifersüchtig über ihre Schwiegertochter. Sie war listig, boshaft und grausam. Ihre natürliche Häßlichkeit wurde durch das Alter mit einer fürchterlichen Ungestalt vermehrt, so daß sie mehr einer Furie, als einer Frau ähnlich sah. Die Schönheit der Florise machte, daß sie noch häßlicher aussah, und brachte sie alle Augenblikke auf. Sie fürchtete sich auch vor ihren Verstand, und überließ sich aller Wuth des Neides. Du hast kein Herz, sagte

sie oft zu ihrem Sohn, daß du diese kleine Bäuerinn hast heirathen wollen, und du hast die Niederträchtigkeit, sie zu deinem Abgott zu machen: sie ist so trozzig, als wenn sie in der Stelle gebo=ren wäre, in der sie ist. Da der König, dein Vater, sich vermählen wollte, zog er mich ieder andern vor, weil ich die Tochter eines Königs war, der eben so groß und mächtig war, als er selbst. So hättest du es auch machen müssen. Schikke dieses kleine Hirtenmädchen in ihr Dorf zurük, und denke an eine junge Prinzeßinn, deren Stand sich für dich schikket.

Rosimond widerstand seiner Mutter: aber Gronipote nahm eines Tages der Florise ein Billet weg, das sie an den König schrieb, und gab es einem jungen Menschen am Hofe, den sie zwang, dieses Billet dem Könige zu bringen, als wenn sie ihm alle die Freundschaft bezeigt hätte, die sie nur für den König allein haben sollte. Rosimond, verblendet durch seine Eifersucht, und durch die boshaften Rathschläge, die ihm seine Mutter gab, ließ Florisen Lebenslang in einen hohen Thurm einschlieſſen, welcher auf die Spizze eines Felsen, der aus dem Meer hervorragte, erbauet war. Sie durfte niemand sehen, als ein altes Weib, der sie

Gro=

Gronipote anvertrauet hatte, und die ihr alle Augenblikke neue Beleidigungen in diesem Kerker zufügte.

Nunmehr erinnerte sich Florise an ihr Dörfchen, an ihre Hütte und an alle ihre ländlichen Vergnügungen. Eines Tages, da sie ganz niedergedrükt die Verblendung ihrer Mutter beweinte, die lieber gewollt, daß sie eine schöne Königinn und unglüklich, als eine häßliche Schäferinn und zufrieden mit ihrem Zustande sein sollte, kam die Alte, die ihr immer so übel begegnete, und kündigte ihr an, daß der König einen Henker schikte, ihr den Kopf abzuhauen, und daß sie sich nur zum Tode entschliessen möchte. Florise antwortete, daß sie bereit wäre, den Streich zu erwarten. Der Henker, den der König auf Anrathen der Gronipote geschikt hatte, kam auch wirklich, und hielt schon ein grosses Schwerdt bereit, sein Amt zu verrichten; aber in dem Augenblik erschien eine Frau, welche sagte, daß sie von dieser Königinn käme, um mit Florisen ein paar Worte allein vor ihrem Tode zu sprechen. Die Alte ließ sie mit ihr reden, weil ihr diese Person eine von den Damen aus dem königlichen Pallast schien; aber es war die Fee, welche das Unglük der Florise bei ihrer

Geburt vorhergesagt, und die Gestalt dieser Dame der Königinn Mutter angenommen hatte. Sie ließ jedermann abtreten, und redete mit Florisen allein. Willst du, sagte sie ihr, den Titel einer Königinn ablegen, deine alten Kleider wieder nehmen, und in dein Dorf zurükkehren? — Mit Entzükken nahm Florise dieses Anerbieten an. Die Fee legte ihr darauf eine eiserne Larve auf das Gesicht, und sogleich wurden die Züge desselben gröber, und verloren all ihr Ebenmaaß; kurz, sie wurde so häßlich, als sie vorhin schön und angenehm gewesen war.

In diesem Zustande konnte man sie nicht mehr erkennen, und sie gieng ohne Anstoß durch alle diejenigen hindurch, die gekommen waren, Zeugen ihrer Hinrichtung zu sein. Sie folgte der Fee und kehrte mit ihr nach ihrer Heimath zurük. Vergebens suchte man nun die Florise, man konnte sie in keinem Orte des Thurms finden. Man hinterbrachte diese Nachricht dem König und der Gronipote, die sie gleichfalls, aber vergebens, in dem ganzen Königreiche suchen liessen. Die Fee hatte sie ihrer Mutter wiedergegeben, die sie unter einer so grossen Veränderung nicht erkannt haben würde, wenn sie davon nicht wäre benachrichtiget worden.

Florise war es zufrieden, häßlich, arm und unbekannt in ihrem Dorfe zu leben, wo sie ihrer Heerden hütete. Sie hörte alle Tage ihre Begebenheiten erzählen, und ihr Unglük beweinen. Man hatte Lieder darauf gemacht, die jedermann weinen machten: sie fand ein Vergnügen daran, dieselben oft ihren Gespielinnen zu singen, und wollte niemals sich jemand entdekken, wer sie wäre.

Fenelon.

Der Weg ins Schlafzimmer.

Heinrich der IV. fragte ein Fräulein, in die er sehr verliebt war, durch welchen Weg man in ihre Schlafkammer kommen könnte? Durch die Kirche, Sire, antwortete sie.

Der Gewissensprediger.

Ein Prediger hatte die Gewohnheit, daß er sich bei seinen Sittenpredigten sehr lebhafter Beispiele und Fragen bediente. Als er einsmals von jungen Frauenzimmern reden wollte, die sich gerne verliebte Schmeicheleien vorsagen lassen, sagte er: Mein gutes Mädchen, was hast du nun für Vortheil

theil von den schönen Dingen gehabt, die dir dieser junge Mensch vorgeschwazt hat? von den Liebkosungen, die er dir erzeigt, von den Heirathsversprechungen, die er dir gethan? Ein artiges Mädchen, das dem Prediger gegenüber saß, und sich in diesem Falle befand, glaubte, daß diese Fragen an sie gerichtet wären; sie stand auf, und nachdem sie einen Kniks vor dem Prediger gemacht, sagte sie mit weinenden Augen: er hat mir mit vielen schönen Versprechungen das Maul geschmiert, und nachdem er mich betrogen, hat er mich sizzen lassen.

Es ist am besten, nicht jünger sein zu wollen, als man ist.

Ein unverheirathetes Frauenzimmer klagte, daß sie dreißig Jahren so nahe sei, da sie doch schon viel älter war. Trösten sie sich, Mademoiselle, sagte ein lustiger Kopf zu ihr, **Sie kommen alle Tage weiter davon ab.**

Warum erröthen sie? — Weil sie das Ding verstehn.

Swift.

Ein Frauenzimmer befand sich mit ihrer jüngern Schwester in einer Gesellschaft, wo ein lustiger

ger Kopf eine verliebte Begebenheit erzählte: er brachte sie aber in so dunkeln Ausdrükken vor, daß ein Mädchen ohne Erfahrung nicht leicht etwas davon verstand. Je dunkler die Erzählung war, desto aufmerksamer hörte das junge Mädchen zu. Die ältere Schwester, die für schamhafter gehalten sein wollte, sagte zu ihrer jüngsten Schwester: Ei pfui, meine Schwester, und du kannst, ohne roth zu werden, das anhören, was diese Herren da sagen? Ach, liebe Schwester, antwortete die Jüngere, ich weiß noch nicht, wenn man roth werden muß.

Edelmüthigkeit einer Braut.

Ein junger Engelländer war mit einem Frauenzimmer versprochen, allein vor der Vollziehung ihrer Verbindung verlor er durch einen Unglüksfall sein ganzes Vermögen. Er gieng zu ihr, und erzählte ihr sein Unglük, indem er hinzusezte, daß er bis auf fünf Guineen heruntergekommen wäre. Das ist mir von Herzen lieb, erwiederte sie — Wie so? fragte er bestürzt. Sie sagte: Ich kann ihnen nun mit desto grösserm Vergnügen fünf tausend geben.

Die

Die Nachtigall und das Johannis-würmchen.

Das kluge Mädchen, auf deren Wangen die Lilie und die erröthende Rose blühen, wird ihre Reizungen vor dem Auge der Welt verbergen, und sich selten in dem Geräusche derselben zeigen; folgende einfältige Wahrheit wird sie weise erhalten: „Die schönsten Früchte lokken Fliegen herbei.„

Als eine Nacht ein stolzes und eitles Johanniswürmchen sein schimmerndes Untertheil betrachtete, rufte es aus: Wahrhaftig, die ganze Natur hat kein so artiges und feines Geschöpf, als mich. Alle übrigen Insekten, die ich sehe, die ökonomische Ameise, die fleißige Biene, oder den Seidenwurm, mit alle dem niedrigen, mechanischen Pöbel, der, ein Feind der Freuden, sein sclavisches Leben in Geschäften zubringt, blikke ich mit Verachtung an. Ein niederträchtiger gemeiner Schwarm! wie geringe schäzze ich euch. Ich einzig war zur Hoheit geboren, oder bin gewiß aus göttlichem Geschlecht entsprossen, und auf die Erde gesezt, zu leben und zu glänzen. Diese Lichter, die so hoch über mir schimmern, sind nur des Himmels Johanniswürmer, und Könige auf Erden bewundern ihre Edelsteine, weil sie mein Feuer nachahmen.

So

So sprach es. Aufmerksam auf einem Aestchen hielt eine Nachtigall in ihrem Gesange inne; sie sahe den schimmerden Bissen in der Nähe, und flohe, durch den Glanz angewiesen, zu ihm; betrachtete ihn ein Weilchen mit nüchternem Blik, und redete also den zitternden Raub an: Betrogene Närrinn, eitlen Stolzes voll, wisse, deine Schönheit verursachet deinen Untergang; weniger schimmernd hättest du vielleicht lange auf dem sammtnen Gefilde verborgen gelegen: der Stolz trauert früher oder später herabgestürzt, und die Schönheit, die zu sehr glänzet, leidet oft Schifbruch.

Die Gans und die Schwäne.

Ich hasse das Gesicht, so schön es auch immer sein mag, das ein affektirtes Wesen trägt; der lispelnde Ton, die gezwungene Miene, der ausstudierte Blik, die nachgemachte Leidenschaft, sind Grimassen, die bloß dasjenige verunstalten, was sie zu verbessern sich bemühen.

Mit was für einer weit höhern Grazie bezaubert das Gesicht, das der Pinsel der Natur mahlet? wo die Augen in keiner Kunst geübt, von den Empfindungen des Herzens glühen! wo Frei-

müthigkeit, Lebhaftigkeit, angenehme Munterkeit und Wiz herrschen! Obgleich hier keine vollkommene Schönheit, keine meisterhafte Linien und keine ausnehmend vollendete Miene ist, so schöpfen wir doch aus iedem Blik Entzükken, und werden bei ihrem Anblik verliebt: denn die Schönheit, an der wir auch nichts zu tadeln finden, erwekt unsere Bewunderung mehr, als unsere Liebe, da uns das Angenehme sicher rührt und die unheilbaren Wunden macht.

Warum also, mein liebes Mädchen, diese Sorgfalt, die dich in der That weit weniger schön bildet? Wenn die Natur deinen Wangen eine Blüthe mittheilet, die die Rose nachahmet, oder nach einem himmlischen Bildnisse eine Gestalt zeichnet, die Apelles niemals kannte, warum willst du ihr deine übel angebrachte Hülfe ertheilen, und sie durch buhlerische Künste verderben? oder wärst du auch, ein Irrthum der Natur, zu frühzeitig gekommen, so würde sie doch noch deine bildende Sorgfalt verwerfen, die bloß ihre Fehler erhöht? Wenn solche Personen, stolz auf glänzende Juwelen, sich demnach mitten in die Welt drängen, und mit ihrer schiefen und ungestalten Miene sich bei iedem öffentlichen Schauspiel zeigen, so zieht der

prächtige Puz das Auge auf sich, und zeigt die Häßlichkeit in ihrem ganzen Glanze.

Die Natur kann fehlen, aber selten braucht sie die Hülfe der Kunst, traue ihr, sie ist deine treueste Freundinn, und machte deine Gestalt gar nicht, daß du sie bessern solltest.

Eine gezwungene, leere und eitle Gans, die lauteste von der ganzen geschwäzzigen Heerde, machte einstens mit Stolz und aufgehobenen Halse den Rang allen übrigen streitig.

Ich lache nur, sagte sie, über die Menschen, sie sprechen, die Gänse hatschten in ihrem Gange; seht her — die Verläumdung ist offenbar; kein stolzer Mann geht so aufgericht. Jener Pfau dort! Himmel! wie eitel ist nicht das Geschöpf auf seinen prächtigen Schwanz! und wären wir beide ausgezogen, so wollte ich darauf wetten, eine Gans würde ein feinerer Vogel sein. Die Natur, ihre eigenen Fehler zu verbergen, bedekt ihr ungeschiktes Geschöpf mit einem schönen Gewand; wären die Gänse nur mit halb so vielem Zierrath geschmükt, würden die Menschen wol den Pfau bewundern? Gewiß nicht.

Unter solchen Prahlereien gieng sie über die Wiese: die geschwäzzige Heerde begleitete sie auf ih-

rem Spaziergang. Die Sonne schoß ihre mittäglichen Strahlen herab, die Schwäne spielten auf den Teichen: ihr schneeweisses Gefieder und ihr stattlicher Stolz reizten ihre Galle. Da sehen wir wiederum, schrie sie, was der Hochmuth thut! Diese armen Geschöpfe! wie sie mir es nachmachen! muß denn ieder Vogel auf dem Wasser herumstreichen, weil man von uns Gänsen weiß, daß wir schwimmen? sie sollen bald Demuth und ihr eigenes Unvermögen einsehen lernen.

So sagte sie, und mit ausgebreiteten Flügeln flatterte sie leicht auf dem Wasser dahin; ihre Brust schwoll auf, sie spreitete ihre Federn, und wollte es des Schwanes prächtig gewölbtem Halse nachmachen. Verachtung und Spott folgte, und ein lautes Gelächter erschütterte die Flur.

Ein Schwan, der sich vor den übrigen ausnahm, schoß hervor, und redete die Närrinn also an: Betrogenes und aufgeblasenes Ding! alle belachen deine Eitelkeit; diese wichtigen Mienen verrathen deine Ungeschiklichkeit, und zeigen deutlich, was du bist. Unter der grossen Heerde von deines gleichen wärest du dem Gelächter entgangen, und man hätte dich zu deinem eigenen Besten für eine gute, ehrliche, wakkelnde Gans gehalten.

Lerne daraus die Grundsäzze der Weisheit wohl prüfen; wisse, alberne Grimassen sind der Stolz der Narren; und indem du die widerstrebende Natur verbergen willst, entdekst du bloß ihre Mängel.

Die Spinne und die Biene.

Die Nymphe, die auf den öffentlichen Strassen geht, und ihre Kappe niederschlägt, so oft sie jemandem begegnet, kann den Thoren betrügen, der sich umdreht, sie anzublikken; aber der Mann von Verstand vermeidet die Schlinge.

Als an dem Ufer eines Flusses mit einem seidnen Faden meine Lidia stand, lachte ich über die Mühe, die sie sich gab, die betrügerische Angel zu verbergen. Als wir längst an dem Walde hingiengen, sahest du den Knaben seine Leimruthen aufstellen, weißt du, warum er so furchtsam war? damit wir nicht unvorsichtig uns zu sehr näherten; denn da wir hinter dem Busche lagen, flatterte der Häufling an der Ruthe. Braucht man solche Vorsicht, die Fische und Vögel zu hintergehen, und du glaubst mit weit geringerer Kunst das menschliche Herz zu fangen? Das Mädchen, das bescheiden ihre Reize verbirgt, entdekt sie,

indem sie sich verbirgt. Gebt uns nur die geringsten Linien, und die Einbildungskraft zeichnet uns eine griechische Venus. Von unserer ersten Mutter Feigenblatt an bis zu dem Brocade war iede Art von Anzug bestimmt, die Einbildungskraft anzufeuren, die allezeit an demjenigen Orte voll Entzükken verweilt, den das verschämte Mädchen am meisten verbirgt. Wenn Celia in Mannskleidern strozzet, so zeigt sie zu viel, als daß sie unsere Begierde reizen sollte; doch unter des Reifroks bezaubernden Cirkel hat selbst ihr Schuh die Gewalt, uns zu verwunden. Das herumschweifende Auge, der entblößte Busen, das laute Gelächter, die verbuhlte Miene, können einen Narren erhaschen; Gründlinge fahren nach der blossen Angel und beissen an, da Hechte, ohne es anzusehn, umherspielen, bis die Kunst der Natur die Lokspeise nachmacht.

* * *

Unter eines Landmanns Strohdache hatte schon lange eine Spinne ihre Wache: vom Morgen bis in die Nacht sponne sie ihre Gespinnste, und webte ihre Schlinge. In den Gränzen ihres Reichs lag schon mancher unvorsichtige Gefangene erschlagen, oder sträubte sich flatternd in den Fäden, um die

Fesseln zu zerbrechen, und ihren Nachstellungen zu entgehen.

Eine herumschwärmende Biene, die nahe dabei saß, betrachtete sie mit einem verächtlichen Auge, und sagte also: Elendes Geschöpf, gieb deine Kunst auf, und lege deine schwachen Fäden nicht mehr; ein oder höchstens zwo gedankenlose Fliegen sind der ganze Sieg, dessen du dich rühmen kannst, aber Bienen vom Verstande entgehen deinen Künsten, denn wir sehen deine Nezze zu deutlich gelegt.

Die bunte Tulipane, die ihre ausgebreiteten Blätter dem Auge zu sehr vorlegt; die iedes, das vorüber geht, auf ihre Reizungen weiset, und sich iedem muthwilligen Weste überläßt, lokket mich nicht: wo die bescheidne Rose mit Dornen bewacht errö-thend blüht, fliege ich verliebt immer um sie her, oder liege auf ihrem wohlriechenden Busen: unwillig widersezt sie sich meiner Hizze, und verschämt überläßt sie mir ihre Süßigkeiten.

Leihe deine Aufmerksamkeit weisern Leuten, und lerne diese Lehre von einem Freunde: Sie, die sich mit Bescheidenheit entfernt, verschaffet den Flammen ihres Liebhabers einen neuen Zunder, da solche unbehutsame Buhlerinnen, wie du, durch Thorheit ihre eigne Absichten vernichten.

Antwort eines türkischen Gesandten.

Man fragte den türkischen Gesandten in Paris, wie ihm die Hofdamen, die alle sehr geschminket waren, gefielen? Er antwortete: Ich kann davon nicht urtheilen, denn ich verstehe nichts von Mahlereien.

Das Kleid vom Goldschmidt gemacht.

Als einstens eine Dame bei Hofe in einem Kleide erschien, das so stark mit Gold und Silber gestikt war, daß sie nicht dafür gehen konnte, so fragte sie ein Cavalier: Madame, welcher Goldschmidt hat ihr Kleid gemacht?

Die verlorne Schamhaftigkeit.

Ein Frauenzimmer suchte eine philosophische Unempfindlichkeit zu zeigen, und sich gleichsam damit viel zu wissen, daß sie die unzüchtigsten Reden anhörte, ohne roth zu werden. Es sagte darüber einsmals eine Mannsperson zu ihr: Mademoiselle, die Frucht ist verdorben, wenn die Blüthen abgefallen.

Der Ring.

Ein artiges Dienstmädchen hatte einen grossen Ring mit Diamanten am Finger stekken, welchen ein Gast mit Verwunderung betrachtete. Die Frau vom Hause, welche gegenwärtig war, behauptete, daß er von den feinsten Diamanten sei. O, erwiederte jener, wir wollen ihr die Ehre erweisen und glauben, daß er unächt ist. Denn wenn der Diamant ächt ist, so ist gewiß die Jungfer unächt.

Eine Sünde, die nicht viel zu bedeuten hat.

Eine Frau bekannte in der Beichte, daß sie sich schminkte. Und warum thut sie das? fragte sie der Beichtvater; um mein Gesicht zu verschönern, gab sie ihm zur Antwort. Aber wird sie denn auch wirklich schöner davon? fragte der Beichtvater weiter. Ich glaube es wenigstens, Herr Pater, antwortete die Frau. Der Geistliche führte hierauf dieselbe ein wenig nach der Seite gegen ein Fenster, und sagte, da er sie bei Lichte sah: Gehe sie immer und schminke sie sich noch ein wenig, sie ist noch sehr häßlich.

Noch etwas von der Schminke.

Einer machte einem Frauenzimmer, welches sich stark zu schminken pflegte, das zweideutige Compliment: Madame, ich entdekke alle Tage neue Schönheiten an ihnen. Sie war nicht fein genug, den Doppelsinn dieses Compliments zu bemerken, und antwortete: Sie urtheilen gar zu gütig von mir, ich muß ihre Höflichkeit als einen Scherz ansehen.

Amanda.

Eine tugendhafte Person, die mit ihrem Unglüke ringt, und sich über dasselbe empor hebt, ist ein Gegenstand, sagt Seneka, auf welchen die Götter selbst mit Vergnügen herabsehen.

Ein vornehmer Bürger, der auf eine gute Art lebte, und in gutem Ansehen stand, ward durch eine Reihe unglüklicher Zufälle in den schlechtesten Zustand versezt.

Eine gewisse Bescheidenheit, von der die unschuldige Armuth immer begleitet wird, machte, daß er lieber seine Lebensart seinen gegenwärtigen Umständen gemäß einrichten, als seinen Freunden

anlie=

anliegen wollte, den äusserlichen Schein des Vermögens zu erhalten, da das Wesentliche dahin war. Sein Weib, eine vernünftige und tugendhafte Frau, betrug sich bei dieser Gelegenheit ungemein anständig, und hatte seinen Augen niemals so liebenswürdig geschienen, als izt. Anstatt ihm das grosse Vermögen, das sie eingebracht, oder die vielen grossen Anerbietungen vorzurükken, die sie um seinetwillen ausgeschlagen, verdoppelte sie vielmehr die Proben ihrer Zärtlichkeit gegen ihn, indem ihr Mann beständig sein Herz in Klagen gegen sie ausschüttete, daß er die beste Frau auf der Welt unglüklich gemacht habe. Oefters kam er zu einer Zeit, wo sie ihn nicht erwartete, nach Hause, und überraschte sie in Thränen, die sie sich zu verbergen bemühete, und immer nahm sie ein heiteres Ansehen an, ihn zu empfangen. Ihre Ausgaben zu vermindern, schikten sie ihre älteste Tochter, die ich Amanda nennen will, auf das Land, in das Haus eines ehrlichen Pächters, der eine Magd aus der Familie geheirathet hatte. Dieses junge Frauenzimmer fürchtete den nahen Umsturz ihres Vaters, und hatte heimlich eine Freundinn in der Nachbarschaft gebeten, ihr von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, wie es um die

Angelegenheiten desselben stünde. Amanda war in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, als der Herr des Guths, der oft bei seinen ländlichen Vergnügungen dem Pächter zusprach, heftig in sie verliebt wurde. Er war ein Mann von ausserordentlicher Großmuth, aber er war dabei sehr frei erzogen, und hatte daher eine herzliche Abneigung vor dem Ehestand. Er machte deswegen einen Anschlag auf Amandas Tugend, den er vor der Hand noch für gut fand, heimlich zu halten. Dem jungen unschuldigen Geschöpfe, das seine Absichten nicht argwohnte, gefiel seine Person, und da sie seine wachsende Liebe für sie bemerkt hatte, hofte sie durch eine so vortheilhafte Heirath bald im Stande sein zu können, ihre verarmten Verwandten zu unterstüzzen. Als er sie eines Tages besuchte, fand er sie in Thränen über einen Brief, den sie eben von ihrer Freundinn erhalten hatte, und in welchem sie benachrichtiget wurde, daß ihr Vater durch gerichtliche Execution alles, was er um und an besaß, verloren hätte. Der Liebhaber, nachdem er mit einiger Schwierigkeit den Grund ihres Kummers erfahren hatte, ergrif diese Gelegenheit, ihr einen Antrag zu thun. Es ist unmöglich, die Bestürzung der Amanda

aus-

auszudrükken, als sie fand, daß seine Absichten nicht ehrlich wären. Sie war nun von allen ihren Hoffnungen verlassen, und konnte nicht mehr reden; sondern riß sich in der äussersten Bestürzung von ihm, und verschloß sich in ihr Zimmer. Er aber schikte sogleich einen Boten zu ihrem Vater mit folgendem Briefe:

Mein Herr,

Ich habe von Ihrem Unglükke gehört, und Ihrer Tochter angeboten, wenn sie mit mir leben will, ihr jährlich vierhundert Pfund auszumachen, und die Summe, wegen der, wie ich höre, Sie izt in Noth sind, niederzulegen. Ich bin aufrichtig genug, Ihnen zu gestehen, daß Heirath nicht meine Absicht ist. Aber wenn Sie klug sind, so werden Sie Ihr Ansehen bei ihr anwenden, daß sie nicht allzu delikat ist, wenn sie eine Gelegenheit hat, Sie und Ihre Familie zu retten, und sich selbst glüklich zu machen. Ich bin ꝛc.

Dieser Brief kam in die Hände der Mutter der Amanda. Sie las ihn mit grossem Erstaunen und Bekümmerniß. Sie hielt es nicht für rathsam, sich gegen den Boten zu erklären, sondern bat ihn, den nächsten Morgen wieder anzufragen, und schrieb ihr, wie folgt:

Mein

Mein liebstes Kind,

Dein Vater und ich haben so eben von einem Herrn, welcher vorgiebt, daß er dich liebt, einen Brief erhalten, mit einem Antrage, der unserm Unglük Hohn spricht, und der uns zu einem niedrigern Grad des Elends herabsezzen würde, als irgend etwas, das über uns gekommen ist. Wie konnte dieser barbarische Mann denken, daß die zärtlichsten Eltern in die Versuchung gerathen könnten, ihr Bestes der Schande und dem Verderben aufzuopfern, um ihrem Mangel abzuhelfen? Es ist eine niederträchtige und grausame List, diesen Antrag zu einer Zeit zu thun, wo er denkt, unsere Noth müsse uns zu allem zwingen, und wir legen dir deswegen auf, nicht an uns zu denken, sondern nur der Schlinge auszuweichen, die deiner Tugend geleget ist. Beklage uns nicht; es ist nicht so schlimm, als man dir etwa gesagt haben mag. Alles wird noch gut gehen, und ich werde meinem Kinde bald bessere Neuigkeiten schreiben.

Ich bin unterbrochen worden. Ich weiß nicht, mit welcher Rührung ich geschrieben, es werde bald besser gehen. Indem ich fortfahren wollte,

ward

ward ich durch den Lärm von iemand, der anklopfte, beunruhiget. Er brachte uns eine unvermuthete Hülfe, von einer Schuld, die lange gefällig war. O ich will dir nicht alles sagen. Ich habe einige Tage ohne alle Unterstüzzung gelebt, indem ich das wenige Geld, was ich auftreiben konnte, deinem Vater zugeschikt habe — Du wirst weinen, wenn du dir vorstellest, wo er ist, aber sei versichert, er wird bald wieder in Freiheit sein. Dieser grausame Brief würde sein Herz gebrochen haben, aber ich habe ihn vor ihm verborgen. Ich habe nun niemand um mich, als die kleine Fanny, die da steht, und alle meine Blikke bewacht, indem ich schreibe, und nach ihrer Schwester ruft. Sie sagt, sie weiß gewiß, daß du nicht wohl bist, da sie entdekt hat, daß meine gegenwärtige Unruhe um deinetwillen ist. Aber denke nicht, daß ich dir mein Unglük vorerzähle, um dich zu bekümmern: nein, es geschieht bloß deßwegen, dich zu bitten, daß du es nicht unerträglich machst, indem du demselben noch das hinzufügest, was ärger ist, als alles. Laßt uns fröhliches Muthes eine Trübsal ertragen, die wir uns nicht selbst zugezogen haben, und denke, daß es eine Macht giebt, die uns daraus besser, als durch den Verlust deiner Un-

schuld ziehen kann. Der Himmel beschüzze mein liebes Kind, und

deine

dich zärtlich liebende Mutter

Der Bote, ob er schon versprochen hatte, den Brief an Amanda zu bestellen, überlieferte ihn seinem Herrn, der, wie er dachte, sich freuen würde, ihr denselben selbst einzuhändigen. Sein Herr war ungeduldig, den Erfolg seines Antrags zu erfahren, und erbrach deswegen den Brief, um den Inhalt zu sehen. Er war nicht wenig gerührt, ein so wahres Gemählde der leidenden Tugend zu sehen: aber auch zugleich äusserst erstaunt, seine Anerbietungen verworfen zu finden. Indessen entschloß er sich doch, den Brief nicht zu unterdrükken, sondern siegelte ihn sehr sorgfältig wieder zu, und brachte ihn zu Amanda. Alle seine Bemühungen, sie zu sehen, waren vergebens, bis sie versichert war, daß er ihr einen Brief von ihrer Mutter brachte. Er wollte ihn nicht anders hergeben, als unter der Bedingung, daß sie ihn lesen sollte, ohne das Zimmer zu verlassen. Indem sie ihn las, heftete er mit der größten Aufmerksamkeit seine Augen auf ihr Gesicht. Ihr Kummer machte

te ihre Schönheit noch sanfter, und als sie in Thränen ausbrach, konnte er sich nicht länger zurükhalten, einen Theil ihrer Trübsal zu tragen, und ihr zu sagen, daß er den Brief auch gelesen habe, und entschlossen sei, es wieder gut zu machen, da er die Gelegenheit dazu gewesen. Es wird unsern Leserinnen nicht mißfallen, den zweiten Brief, den er nun an ihre Mutter schrieb, zu lesen.

Madame,

Ich bin durchaus beschämt, und will mir niemals vergeben, wenn ich nicht Vergebung wegen dessen, was ich ohnlängst schrieb, von Ihnen erhalte. Ferne war es von meiner Absicht, die Traurigen noch mehr zu betrüben, und nur, daß ich Sie nicht kannte, konnte mich allein zu einem Fehler verführen, den ich, wenn ich lebe, als ein Sohn wieder gut machen will. Sie können nicht unglüklich sein, so lange Amanda Ihre Tochter ist; und sollen es nicht, wenn es etwas hindern kann, was in der Macht ist

Madame,

Ihres gehorsamsten Dieners,

Diesen Brief sandte er durch seinen Haushofmeister, und bald darauf kam er selbst in die Stadt, die großmüthige Handlung, zu der er sich nunmehr entschlossen hatte, zu vollenden. Durch seine Freundschaft und durch seinen Beistand ward Amandas Vater bald in Stand gesezt, seine verwirrten Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen. Kurz, er heirathete Amanda, und genoß das doppelte Vergnügen, eine würdige Familie wieder zu ihrem vorigen Wohlstand verholfen, und sich selbst durch eine Verbindung mit ihren Tugenden glüklich gemacht zu haben.

Die Spinne und das Fieber.

Die Spinne, um sich eine kleine Bewegung zu machen, gieng eines Tages spazieren. Von ohngefehr traf sie auf ihrem Wege das Fieber an, das mit langsamen Schritten auf sie zugieng, und kaum zu ihr kommen konnte. Sie machten mit einander Gesellschaft, und nachdem sie einen Tag über mit einander gegangen waren, so kamen sie gegen Abend bei einem Dorfe an, und suchten eine anständige Herberge iedes für sich aus. Die

Spinne

Spinne gieng, ohne sich viel zu besinnen, in das Schloß des Herrn vom Orte, und fieng sogleich ihre Arbeit an, in der Absicht, sich daselbst häuslich niederzulassen. Allein, kaum war sie damit fertig, so sah sie dasselbe auch schon wieder zerstöret. Sie wußte nicht, auf welche Seite sie sich wenden sollte, um der Gewalt des Vorstwisches zu widerstehen, und so war sie mitten im Ueberfluß unglüklich und arm. Dem lieben Fieber gieng es nicht besser, als seiner Reisegefährtinn. Es hatte sich unter der Gestalt eines Bettlers in die Hütte eines armen Bauers eingeschlichen, wo es allen Gattungen des Elendes ausgesezt war. Hartes schwarzes Brodt, und das nicht im Ueberfluß, war seine Nahrung, und das reine Wasser sein Trank. Abgemattet und müde von der Reise sehnte es sich vergebens nach einem bequemen Lager. Da waren weder Otterdunen noch Pflaumfedern zu finden, sondern es mußte sich gefallen lassen, seine weichlichen Glieder auf ein hartes und unbequemes Bett auszustrekken, und so die Nacht höchst mißvergnügt zuzubringen.

Kaum war die Sonne aufgegangen, als die Spinne und das Fieber ihre unbequemen Herbergen verliessen, und beide sich wieder zusammen-

fanden. Man kann denken, daß sie nicht unterlassen haben werden, einander ihre traurige Abentheuer zu erzählen, und ihre Noth einander zu klagen. Die Spinne fieng zuerst an, alle die Beschwerlichkeiten auszukramen, und ihre herzbrechendsten Trauerlieder über die Grausamkeit des Stubenmädchens, und die Verheerungen, die sie mit dem Borstwische in ihren Geweben ausgeübt, anzustimmen. Das Fieber hatte seinerseits über die Armuth seines Wirths, und die Nacht, die es auf eine so unbequeme Weise hatte zubringen müssen, nicht geringere Klagen zu führen. Nachdem sie einander beiderseits ihre Noth geklagt, und ihr freundschaftliches Beileid bezeigt hatten, überlegten sie, wo sie künftig ihre Herberge aufschlagen wollten. Sie faßten endlich den gemeinschaftlichen Entschluß, ein andermal sie zu vertauschen, und hielten es für das klügste, daß die Spinne künftighin unter den Hütten der Armen, das Fieber aber in den Pallästen der Grossen wohnen sollte. Es war schon spät, als sie beide an dem Thor einer grossen Stadt ankamen. Das Fieber, seines gefaßten Entschlusses eingedenk, schlich sich sogleich in die Wohnung eines sehr reichen Mannes. Mit welcher Gefälligkeit, mit welcher Achtung,

tung, mit welcher Ehrerbietung ward es nicht aufgenommen? Man ließ es auf Küssen ruhen, die mit Schwanenfedern ausgestopft waren; man trug ihm die besten Weine und die auserlesensten Gerichte aus allen vier Theilen der Welt auf; kurz man gab sich alle erfinnliche Mühe, alles, was man nur zur Wollust und zum Vergnügen erfinden konnte, herbeizuschaffen, um diesen neuen Gast recht zu bewirthen und zu verpflegen.

Die Spinne suchte indeß ihre Herberge in der Hütte eines sehr armen Mannes, und spannte daselbst ihr Gewebe in voller Freiheit aus, ohne daß es einem Menschen eingefallen wäre, sie in ihrer Arbeit zu hindern. Sie genoß hier der stolzesten Ruhe, und war vor allen Anfällen der grausamen Besen und Borstwische in vollkommener Sicherheit. Wenige Tage hernach legte das Fieber seinen Besuch bei der Spinne ab, und konnte nicht Worte genug finden, sein Wohlbefinden, und die Glükseligkeit und den Ueberfluß, in dem es lebte, und alle die Wollüste und Vergnügen, die es in dem Hause seines reichen Wirthes genoß, zu schildern. Mit nicht geringerem Vergnügen redete die Spinne von dem Leben, das sie izt führte, und von der vollkommnen Freiheit, die man ihr

ließ, ihr Gewebe auszuspannen, und ihre andere Arbeiten alle in größter Sicherheit zu thun, ohne daß sie von einem Menschen beunruhiget würde, so daß sie nun in ihrem Entschlusse bestärkt wurden, künftig bei allen Reisen, die sie mit einander thun würden, es so zu halten, daß das Fieber in den Häusern der Reichen, die Spinne aber in den Hütten der Armen einkehren sollte.

Lavinia.

Lavinia, die Liebenswürdige,
Hatt' einmal Freund'; an dem Geburtstag lachte
Das Glük sie lieblich, doch betrüglich, an.
Sie kam in ihren noch unmünd'gen Jahren
Um alles, ausser Unschuld und den Himmel.
In eines Thales krummgeschlungnen Gründen
War tief verschlossen eine schlechte Hütte
Mit Wald umgeben, dorten lebte sie,
Gesichert vor der Menschen Uebelthaten,
Mit der verwittibt armen alten Mutter.
Durch Einsamkeit und schattigtes Gebüsch,
Doch mehr noch durch verschämte Sittsamkeit

Ver=

Verborgen, so vermieden sie zusammen
Den bittern Hohn, den Tugend, die zur Armuth
Herabsank, von dem niedern Stolze sonst
Und schwindelreicher Leidenschaft erduldet.
Sie lebten bloß von dem, was der Natur
Wohlthät'ge Hand für iegliches Geschöpf
Läßt werden; gleich den muntern Vögeln, die
Zur Ruh sie sangen, sorgenlos, zufrieden,
Und unbekümmert um den andern Morgen.
Ihr Angesicht war frischer als die Blätter
Der Morgenrose, die der Thau benezt;
So rein, so unbeflekket, wie die Lilje,
Und wie der Schnee, der auf Gebürge fällt.
In ihren unter sich geschlagnen Augen
Verbanden sich die Zucht und Tugenden,
Sie schossen ihre feuchten Strahlen alle
Nur auf die Flur der lieblich blühnden Blumen.
Bloß, wenn die Mutter die Geschicht erzählt,
Wie sehr das falsche Glük ihr einst geschmeichelt,
Und was es treulos ihr versprach, die ihr
Das Herz durchbohrt, so blinken sie in Thränen
Gleich dem bethauten Abendstern. Es saß
Ein artiges, ihr angebornes Wesen
Im schönsten Ebenmaaß auf ihren netten Glie-
dern,

Wiewohl ein schlecht Gewand nur sie umhüllte,
Denn Anmuth darf des fremden Puzzes nicht,
Und stehet ungeziert am zierlichsten,
Verborgen in den Wäldern dachte sie
An Schönheit nicht, und war die Schönheit selbst.
Wie in dem Schooß des Appenins, umkränzt
Von Hügeln, fern von aller Menschen Blik,
Ein Myrthenstrauch empor sproßt, und um sich
Balsamischsüssen Wohlgeruch verbreitet,
So blühte lang verstekt und unbekannt
Die liebenswürdige Lavinia,
Bis einsten sie mit solchem ruhigen
Und heitern Blik, als die Gedult kann geben,
Aus Noth gezwungen, auf Palämons Felder
gieng,
Die Aehren nachzulesen. Dieser war
Der Hirten Stolz, großmüthig, edel, reich,
Der ganz die Lust des ländlich frohen Lebens
Genoß, vereinigt mit der Freiheit, wie
Arcadien der Dichter Lied uns schildert,
Als die Gewohnheit dem gebükten Menschen
Noch keine Fesseln angeleget hatte,
Und es noch Mode war, frei der Natur zu folgen.
Derselbe gieng, indem er in Gedanken
Sich mit des Herbstes schönsten Scenen trug,

Izt

Izt ungefähr dem Schnitterhaufen nach,
Als die Lavinia, das gute Mädchen,
Auf sich sein Auge zog, doch, ihrer Macht unwissend,
Mit unverstellter Schaam zurük schnell wich
Und seine Blikke floh; er sah sie reizend,
Doch sah er halb die Reize nicht, die ihm
Gebükt die Sittsamkeit verheelete.

Den Augenblik entsprang in seiner Brust
Getreue Lieb und ehliches Verlangen,
Jedoch ihm selbst verborgen, weil er noch
Die Welt und ihr gefürchtet Lachen scheute,
Worüber kaum der stärkste Weise siegt,
Sollt ihm das Herz ein Mädchen abgewinnen,
Das er im Feld die Aehren lesend fand. —
So seufzt' er heimlich izt zu seiner Seele:
Welch Schade, daß ein solches niedlich Bild,
Das durch die Bildungskunst der Schönheit selbst
In solcher Harmonie gestaltet ward,
Worinn Aufrichtigkeit und edle Güte
Und redlicher Verstand zu wohnen scheinen,
Verurtheilt ist von einem plumpen Feldmann
Mit einem rauhen Arm umarmt zu werden.
Mich dünkt, sie sieht in des Acasto Stamm,

Sie bringet mir den Gönner meiner Tage
In das erkenntliche Gedächtniß wieder,
Der meinem Glük den ersten Schwung ge-
geben,
Er selber in den Staub gefallen, seine Häuser
Und Länder, und so blühendes Geschlechte
Verstreuet worden sind. Man sagte mir,
Daß irgendwo in einer dunklen Wildniß
Aus edlem Stolz und tiefgesetztem Kummer,
Fern von den Scenen ihrer schönen Tage,
Sein' alte Wittib und sein Kind noch lebten;
Die mein fruchtloses Suchen bis dahin
Nicht finden konnte. Ach! wäre dieses Mädchen
Dasselbe Kind! allein ein eitler Wunsch.

Als er auf fleißiges Erkundigen
Nun von ihr selbst vernahm, daß sie es wäre,
Die Tochter seines Freunds, des gütigen Acasts,
O wer kann das Gemisch der Regungen be-
schreiben,
Die seines Herzens sich bemächtigen,
Und ihm mit Zittern durch die Nerven fahren?
Dann flammte die bisher erstikte Liebe
Ganz offenbar und kühn, und als er sie
Vom Haupt zum Fuß begierig überlaufen,

So

So weinten auf einmal Mitleiden, Liebe
Und edle Dankbarkeit aus seinen Augen.

Sein plözlich Weinen machte sie verwirrt,
Der Reiz von ihrer Schönheit stieg dadurch,
Und schimmerte mit einer höhern Blüthe.

Palämon ließ, so redlich als bewegt,
Den frommen Wallungen den freien Lauf,
Und bist du denn Acastens theurer Rest?
Sie, die mein ungeduldig dankbar Herz
So lang umsonst gesucht? O ja, du bists
Das zarte Ebenbild des edlen Freunds
Leibhaftig, alle Züg' und alle Linien
Seh ich in dir, doch zierlicher gezeichnet;
Weit schöner als der Lenz! Du einzger Zweig,
Allein noch übrig von dem theuren Stamm,
Dem ich mein Glük verdank'; ach, sage, wo,
In welcher schlimmen Gegend hast du wol
Des Himmels, der an dir Gefallen hatte,
So lieblich zarten Einfluß eingesogen,
Und bist in solcher Schönheit aufgesprossen,
Mit dieser blühnden, glänzend weissen Haut?
Ob Armuth gleich, und Wind und kalter Regen
Auf deine Kindheit scharf und drükkend fielen.

O laß mich dich in einen bessern Boden,
Wo du gesichert stehen kannst, verpflanzen!
Wo Frühlingssonnen und gelinde Regen
In warmen Influenzen dich begiessen;
Und sei die Zier und Wonne meines Gartens!
Es stehet dir nicht an; o nein, Acastens Tochter,
Des Mannes Tochter, dessen ofne Vorraths-
häuser
Zwar groß, doch kleiner als sein Herze waren,
Des Vaters eines Landes, steht es nicht an,
Die Reste dieser Felder aufzulesen,
Die seine Güte mich gewinnen lehrte,
Mich lehrte, wie ich sie gebrauchen sollte.
Gieb denn dieß schlechte Körbchen von der Hand,
Der solche harte Arbeit nicht gebührt,
Die Felder hier, die von den Aehren schimmern,
Sind alle dein, und wo mein Wunsch sich nicht
vergeht,
Ihr Herr zugleich, der dann erst glüklich wäre,
Wenn er Acastens Kind beglükken könnte.

Hier schwieg der Jüngling, doch sein redend
Auge
Sprach immerfort von dem Triumph der Seele,
Wo Tugend, Tapferkeit und Liebe, die sich kennten,
Mit

Mit nicht geringer Freud auf einen Grad,
Der göttlich ist, empor gestiegen waren.

Er durfte nicht lang auf die Antwort warten,
Der Güte Reiz, der alles weichen muß,
Bemächtigte sich ihres Herzens bald,
Mit Wangen, die nicht Farbe halten können,
Giebt sie den Beifall ganz verwirrt von sich.

Man trägt die Zeitung bald der Mutter zu,
Indem sie mit herznagendtiefen Sorgen
Um der Lavinia zukünftig Leben
Zu Hause die einsamen Stunden maß;
Sie stuzt und glaubte kaum, was sie vernahm,
Die Freude kam in ihre welken Adern;
Ein heller Strahl des untergehnden Lebens
Schoß an den Abend ihrer lezten Stunden.
Sie war so stark entzükt, als das beglükte Paar,
Das lang im Flor des süßten Wohlstands lebte,
Und sich in manchen Sproß verbreitete,
Die gut und liebreich waren, wie sie selbst,
Die Ehr und Zier des Landes weit und breit.

Die Zukkermandel.

Am fröhlichen Saturnusfest,
Wo die Moral an Ertans Arme
Sich von der Scherze holdem Schwarme
Zu Wein und Mädchen führen läßt,
Gieng durch Athens belebte Gassen
Ein muntrer Kopf, der ohne Bart
Noch Buch zum Philosophen ward,
Und eben einen Schmaus verlassen.
Ach! dieser war vom rechten Schrot;
Ein Demokrit lehrt auch im Lachen,
Der Schulfuchs, der nur seufzt und droht,
Wird wenig Proselyten machen.

Mein Weiser schwung, indem er gieng,
Mit seiner Rechten eine Weide,
Woran ein Band von bunter Seide
Mit einer Zukkermandel hieng.
Ein ganzer Schwarm verschmizter Knaben,
Auch Mädchen waren mit dabei,
Folgt ihm mit jauchzendem Geschrei;
Ein ieder will die Mandel haben.

Ihr Kinder, rief der seltne Mann
Zu seinem hüpfenden Geleite,

Nur der bekömmt die süsse Beute,
Der mit dem Mund sie fangen kann.
Nun gieng der rechte Spuk erst an.
Sie schliessen zehn gedrängte Kreise,
Wie Tantalus nach seinen Aepfeln,
Und ich nach einem Reim auf Aepfeln.
Allein umsonst; weg war der Schaz.
Ein ieder lauscht; izt kommt er wieder,
Und wie beim Pruth der Türken Glieder
Stürzt izt die halbe Truppe nieder.
Hier flog ein Kranz, dort riß ein Laz.
So geht es, wenn man gerne naschet.
Der Weise lacht, die Gerte sinkt;
Er merkt es nicht, Fortuna winkt,
Und kurz, die Mandel wird erhaschet.
Hilf Himmel! wie die Kinder schrein.
Sie klopfen tanzend in die Hände.
Doch nun hat auch der Spaß ein Ende.
Auf einmal stund mein Mann allein;
Es war, als ob der Trupp verschwände.

Die kleine braune Delia,
Die niedlichste von allen Zofen,
Die das Turnier am Fenster sah,
Verspottet unsern Philosophen.

O, rief er drohend, nicht gelacht;
Mein Täubchen, nimm dich wohl in Acht!
So fliehn der Lekker bunte Schaaren,
Wenn sie der Unschuld Sieger sind.
Ihr Mädchen, Amor ist ein Kind:
Laßt ihm die Mandel ja nicht fahren!

Pfeffel.

III.

III.

Briefe.

111

An ein Frauenzimmer.

Das Wetter ist zu schön für ieden, der das Land liebt, als daß man es um diese Jahrszeit verlassen sollte; da iedes Lächeln der Sonne, gleich dem Lächeln einer spröden Schönen, eben so schäzbar, als ungewöhnlich ist: und ich finde so viel Geschmak an den ländlichen Vergnügungen, daß ich lieber die Sonne sehen mag, als alles, was sie mir zeigen kann, Sie ausgenommen. Ich verachte alles, was man in der Stadt fein nennt, Ihr neues Kleid selbst nicht ausgenommen, so lange ich es nicht an Ihnen sehe.

Ich werde, hoffe ich, zu einer bessern Welt geschikt, zu einer Welt, gegen welche das Licht der Sonne nur ein Schatten ist: denn ich zweifle nicht, daß Gottes Werke hier seinen Werken dort am nächsten kommen, und daß ein wahrer Geschmak an den Schönheiten der Natur, die leichteste Vorbereitung und der sanfteste Uebergang zu den Schönheiten des Himmels ist: da im Gegentheil ein wahres Stadtleben von Unruhe, Verwirrung, Geräusch, Verläumdung und Zwietracht eine Art von Lehrlingsstand für die Hölle und ihre

Furien ist. Ich bemühe mich, meiner Seele eine so ruhige Lage zu geben, als ich kann, um auf den Streich gefaßt zu sein, der sich, wie ich glaube, mir nähert, und ich habe mich völlig darein ergeben, ihn zu empfangen.

An die Trennung meiner Seele und meines Leibes könnte ich mit geringerm Schmerz denken, denn ich bin gewiß, daß der, der sie gemacht hat, auch Sorge für sie tragen wird: aber mich von meinen Freunden zu trennen, daran kann ich nicht ohne Thränen denken, zumal da ihr Zustand so zweifelhaft ist, daß ihnen selbst ein solcher Beistand als der meinige nüzlich ist. Gewiß, es ist gütiger, uns nach dem Tode alles Andenkens an das, was wir in der Welt liebten, zu berauben: Denn welche Marter würde es sonst für einen Geist sein, immer diese Geschöpfe zu lieben, von denen er gänzlich getrennet ist? — Wir müßten denn annehmen, daß in einem erhabnern Leben alles das, was wir in diesem unvollkommenen Zustande schäzten, uns eben so wenig rühren wird, als das, was wir in unserer Kindheit liebten, uns nun interessirt.

Eine seltsame Art an ein Frauenzimmer zu schreiben! Ich fühle es, wie lächerlich ich aussehen würde,

de, wenn Sie diesen Brief Ihren Bekannten zeigten. Aber Ihnen ist vielleicht diese Art zu denken selbst nicht fremde. Möchte doch, dieß ist mein herzlicher Wunsch, Ihr Leben so lange und so glüklich sein, daß Sie sich niemals ganz so weit denken mögen, als ich nun verleitet werde zu thun; aber ein wenig daran zu denken, wird Sie zu allen Zeiten nur desto glüklicher und ruhiger machen.

Es giebt kein Vergnügen und keine Ergözlichkeit, die ich Ihnen nicht wünsche, und daher ist es nicht wenig kränkend für mich, daß ich künftig nicht so sehr im Stande sein werde, daran Theil mit Ihnen zu nehmen. Aber lassen Sie das Schikksal das ärgste thun! Was es uns auch verlieren macht — Wenn es uns nur unsere Rechtschaffenheit und unsere Unabhängigkeit läßt. Ich verachte von ganzem Herzen denjenigen, der sich von der ersten trennt, und bedaure den innigst, der die lezte verläßt. Leben Sie wohl!

Pope.

* * * * * * * * * * * * *

Ein Brief im Frauenzimmerstil, von Pope.

Was ist doch Ihre Meinung, ich bitte Sie, von dem Verhängnisse? Was mich anbetrift, so

muß ich Ihnen bekennen, daß ich unter diejenigen gehöre, die an ein Verhängniß und Vorherbestimmung glauben. Nun, das nicht eben, aber das muß ich doch sagen, daß ich der Meinung bin, daß die Gestirne uns vermögen, wenn sie uns auch nicht zwingen, und das ist doch eine Art von freiem Willen, denn einer Neigung sind wir im Stande zu widerstehen, aber dem Zwang nicht.

Scheint es Ihnen nicht die ungereimteste Mode von der Welt, die diesen Winter aufgekommen ist, den Rok so tief herab mit Falbeln zu besezzen, daß er wie ein einzig Stük Taft aussieht?

Es ist ein bischen kalt für diese Jahrszeit, in der That; aber Sie müssen auch zugeben, daß alles vortreflich und reinlich aussieht.

Ja, so sieht meine nesseltuchene Schürze auch aus; aber zu einem Winterkleide wollte ich sie doch nicht gerne machen.

Nun sehen Sie, Kind. Gewiß und wahrhaftig, da bringen Sie mich auf einen Einfall. Ich will sterben, wenn eine nesseltuchene Falbala, hübsch vollgemacht, nicht das angenehmste, drolligste Ansehen von der Welt geben müßte.

Gewiß und wahrhaftig, allerliebst müßte das lassen! — Denken Sie, daß es solche Dinge in der Natur giebt, die man Geister nennt?

Glauben Sie, daß es so einen Ort giebt, wie die Elysäischen Felder? O Jemene! das wäre allerliebst! Ich wollte, ich käme in die Elysäischen Felder, wenn ich sterbe; denn wollte ich morgen die Welt mit Freuden verlassen: aber ob man auch wol dort findet, was man auf der Welt am meisten liebt?

Nun, das müssen Sie mir gewiß sagen. Sie können es, das weiß ich, und wofür wechsle ich Briefe mit Ihnen, wenn Sie mir nicht alles sagen wollen? Sie wissen, daß ich Zurükhaltung über alles hasse. Leben Sie wohl.

Schreiben einer sterbenden Mutter an ihre Tochter,

von J. A. Cramer.

Du erwartest diesen Brief vielleicht nicht, und ohne Zweifel vermuthet ihn die großmüthige Freundinn auch nicht, der wir beide so viel zu danken haben. Die Zeit kömmt, wo sie allein deine

Mutter und Versorgerinn sein wird. Die auszehrende Krankheit, die ich schon lange mit mir herumgetragen habe, hat wider mein eigenes Vermuthen so plözlich überhand genommen, daß ich wol den lezten Brief an dich schreiben werde. Ich fühle den herannahenden Tod, und ich werde nunmehr bald deinem Vater nachfolgen, dessen Zärtlichkeit du nicht gekannt hast, und der für mich und dich nur allzufrüh starb. Du weißt es, meine liebste Tochter, wie sehr ich dich allezeit geliebt habe. Du bist das Pfand einer kurzen, aber glükseligen Ehe; du hast immer in mir die Lust zum Leben erhalten, dessen Verlust nach der Trennung von dem geliebtesten Manne nichts schrekliches für mich gehabt hätte. Unterdessen erwarte ich ihn mit einem ruhigen Geiste.

Ich habe Zeit gehabt, mich zu dem lezten entscheidenden Augenblikke vorzubereiten, und ich halte nur die Stunden meines Lebens für verloren, die nicht durch den feierlichen Gedanken: Ich werde sterben, geheiligt worden sind. Ach wie belohnt er mich nunmehr, daß ich an ihn oft gedacht habe. Ich hoffe mit der demüthigsten Zuversicht Gnade zu finden, und diese Hoffnung macht mich so freudig, daß ich im Ausgange des Lebens nichts

fürchte,

fürchte, als den lezten Schauer der Natur. Frühe an seinen Tod denken, meine Wilhelmine, welch eine Glükseligkeit! Meine Gelassenheit wird durch die Hoffnung vermehrt, die mir deine Tugend giebt. Ich danke dem Himmel für mein Schikfal, daß ich in der größten Schwachheit dennoch mit einiger Ueberlegung einer zärtlichen Mutter schreiben kann. Ich weiß, du wirst weinen, denn ich weine selbst. Wie köstlich sind mir deine Thränen! Ich nehme sie als eine Versicherung ins Grab, daß du dich in allen Umständen deines Lebens an dasjenige erinnern wirst, was dir deine sterbende Mutter schrieb.

Meine vornehmste Sorge ist allezeit gewesen, daß Unschuld und Religion deine vornehmsten Reizungen sein möchten. Ich empfand, daß sie allein glükselig machen, und ich weiß, daß du es sein wirst, wenn du nur ferner ihren Vorschriften getreu bleibst. Ja, ich kann zufrieden sterben. Du bist unterrichtet worden, wie liebenswürdig die Religion ist, und wie sehr sie verdient, die Beherrscherinn deines Herzens zu sein. Ohne sie ist alle Tugend entweder Schwärmerei, oder Verstellung, oder Eitelkeit, und wenn sie noch so

edel wäre, würde sie wol ohne die Hoffnung künftiger Belohnungen ruhig und glüklich machen?

Fürchte Gott, so bist du unschuldig und glüklich. Suche diesem Grundsazze beständig zu gehorchen, und du wirst die Wahrheit desselben in allen Zeitpunkten und Veränderungen des Lebens erfahren. Du müssest kein Buch lieber und mit unzerstreuterer Seele lesen, als die Offenbarung, und am meisten ihre deutlichen Stellen; das gesegnete und heiligste Buch, das mir izt einen Trost nach dem andern giebt.

Du bist durch den würdigen Geistlichen deines Geburtsorts von seiner Göttlichkeit vollkommen überzeugt worden. Auf diese Ueberzeugung glaube, was es dich lehrt. Viele unsers Geschlechts wagen sich zu grübeln; aber unerlaubte Kühnheit macht leichtsinnig, und der Leichtsinn gemeiniglich lasterhaft. Die Marquisinn Chatelet war eine Philosophinn; viele sagen eine mittelmäßige. Das weiß ich, daß ich sie beneiden würde, wenn sie eine Rowe gewesen wäre; ich weiß auch, daß ich mich lieber hätte von einem Young als von einem Voltaire unterweisen lassen.

Du bist ein Frauenzimmer, mein Kind, und was noch mehr zu sagen hat, ein junges Frauenzimmer.

zimmer. Was uns bei der Welt eine wahre Hochachtung verdienen, und ein dauerhaftes Glük geben kann, ist allein die Unschuld und Tugend, und wenn wir diese verlieren, ist alles für uns verloren. Selbst unsere Reizungen, die uns zu unserm Unglükke gemeiniglich mehr Bewunderung zuziehen, als die Tugend selbst, werden ohne sie ein Gegenstand der Verachtung. Die meisten Personen des männlichen Geschlechts haben es in vielen Fällen zu einer Ehre gemacht, die Tugend zu beleidigen; sie verzeihen sich alles, und uns verzeihen sie nichts. Sie verdammen sich selbst nicht, wenn sie wirkliche Ausschweifungen begehen, uns verdammen sie schon, wenn sie nur muthmassen, daß wir sie begehen könnten. Es scheint, daß unser Geschlecht selbst dadurch noch glüklicher sei, als das männliche, weil viele von uns zum wenigsten durch die Furcht vor der äusserlichen Schande von Vergehungen zurükgehalten werden, wenn die Personen des andern Geschlechts sich, ohne die geringste Scheu vor einer Schande, ihren Ausschweifungen überlassen. Allein wie gefährlich wird uns nicht auch ihre Unverschämtheit! So schnell sie sind, uns zu verurtheilen, so wenig überlegen sie, daß es oft nur ih-

ren Nachstellungen zuzuschreiben ist, wenn eine Person unsers Geschlechts ihren Pflichten ungetreu wird. Wenn sie uns am meisten zu verehren scheinen, sind sie unsere größten Feinde. Was haben sie nicht alles erfunden, um uns so weit zu bringen, daß sie uns hassen und verabscheuen können? Lobsprüche, Liebkosungen, Schmeicheleien, Klagen, Seufzer; kurz, die Künste des Lasters sind nicht zu zählen, die es braucht, um uns unsern größten Reichthum zu entwenden. Sie sollten sich selbst alle Mühe geben, uns bei der Tugend zu erhalten, weil uns die Natur für sie erschaffen hat; aber so treiben sie ihre feindseligen Anfälle auf uns so weit, daß sie uns selbst die Unschuld zum Verbrechen machen, wenn wir uns nicht von ihnen verführen lassen wollen. Widerstehe dem Laster; sie werden dich einer übertriebenen Strenge, einer Ungerechtigkeit gegen ihre Liebe, einer Unempfindlichkeit und anderer dir unbekannten Fehler beschuldigen. Bedenke nunmehr die natürlichen Schwachheiten deines Geschlechts, und die Umstände, worein uns die Tyrannei der Männer gesezt hat. Wir sind von Natur eitel, oder zum wenigsten sehr zur Eitelkeit geneigt; unsere Eigenliebe merket bald, daß wir oft mit un-

ferm Gesichte, und mit Reizungen gefallen, die wir uns nicht gegeben haben. Sie beredet uns, daß wir von unserer Geburt an zum Lobe bestimmt sind, ohne daß wir nöthig haben, dasselbe zu verdienen, und darüber vergißt man leicht, daß man vorzüglich durch die Tugend liebenswürdig sein soll. Man lenket unsern Verstand noch in unserer Kindheit auf Kleinigkeiten und Spielwerke; die gewöhnlichste Erziehung erhält uns in der Unwissenheit, und die wenigsten Frauenzimmer haben Väter, wie du einen gehabt hättest, wenn er dir nicht durch den Tod so früh entrissen worden wäre.

Wenn eine Person von dem Geschlechte, vor dem du dich so sehr zu fürchten hast, Verdienste erlangt, so ist das Wunder so groß nicht. Es ist so schwer nicht, Verdienste zu haben, wenn man Verstand haben darf. Das ist aber einem Frauenzimmer nicht erlaubt; ein Frauenzimmer, das Bücher lieset, durch die es seinen Geist heiter machen, sein Herz bessern, und die Schönheit der Tugend kennen lernen will, wird leicht in den Augen des grossen Haufens lächerlich. Darum, meine Tochter, habe ich dich, als du noch bei mir warest, so oft ermahnet, deinen Zuschauer, Aufseher, und andere solche Schriften keinem Menschen sehen

zu lassen, und dich niemals zu verrathen, daß du sie läsest.

Du bist schön, meine Tochter, und du hast von der Natur Reizungen empfangen, die für dich gefährlich sein würden, wenn du in den Jahren, wo sich die erste Eitelkeit regt, lieber die Lehren des Spiegels, als den Unterricht deiner Mutter angehöret hättest. Ich sage dir, was dir Schmeichler und Leichtsinnige unzähligemal sagen werden, damit es keinen Eindruk bei dir mache, wenn sie es sagen. Wenn du nur meine Augen, und meine ersterbenden Lippen noch einmal sehen solltest. Man lobte sie auch einmal. Wie würde dich der Anblik wider alle Schmeicheleien wafnen, die man dir deiner Reizungen wegen machen wird! Es ist traurig, meine liebe Tochter, was ich dir sage, es ist sehr traurig; vielleicht wirst du in deinem Leben keinen Menschen mehr so von der Schönheit reden hören; aber izt redet eine Mutter mit dir, welche dich liebt, und verlassen soll. Du kannst dich freuen, daß du schön bist, so lange du tugendhaft bleibst; denn die Schönheit ist ein Geschenk des Himmels; aber wenn du irgendwo bei einer Person deines Geschlechts eine grössere Tugend bemerkest, als die deinige ist; so glaube,

daß

daß sie mehr Annehmlichkeiten besizze, als du. Sie ist schöner, weil sie tugendhafter ist.

Du wirst, wenn du meinen Tod beweint hast, künftig unter deinen Anverwandten und in Gesellschaft erscheinen müssen, und alsdann werden sich die Gefahren hervorwagen, die sich zeither etwa noch verborgen gehalten haben. Du wirst Frauenzimmer sehen, die ihren einzigen Ruhm darinnen suchen, daß sie von einer Menge falscher Liebhaber umringt werden. Diese Betrüger werden dir vielleicht auch sagen, daß du liebenswürdig bist, weil dein Gesicht jung ist; sie werden dir schmeicheln, und dich eitel machen wollen, weil sie eitel sind; sie werden dich versichern, daß sie dich lieben, aber es ist ihre Absicht, nur einen Triumph ihrer Eitelkeit aus dir zu machen, wenn du ihren verrätherischen Schwüren glaubst. Sie werden suchen, ihren Stolz zu befriedigen, um dich alsdann verachten zu können. Nichts ist gefährlicher für die Tugend, oder, welches einerlei ist, für die Glükseligkeit eines Frauenzimmers, als die Begierde nach Eroberungen. Sie nehmen mit ihren Reizungen ab, und eine Person, die dieses eingebildete Vergnügen nicht verlieren will, verliert gemeiniglich nicht allein dasjenige, das alle Jahre

re durchdauert, sondern muß auch tausend niedrige Künste gebrauchen, das eingebildete zu erhalten, und endlich hört alle Einbildung auf einmal auf. Das schlimmste, was alle tugendhafte Personen unsers Geschlechts abhalten sollte, Eroberinnen werden zu wollen, ist, daß es zu unserer Zeit nicht genug ist, schön oder artig zu sein, wenn man ja die eitle Freude verlanget, von einem Schwarme leichtsinniger Schmeichler bewundert zu werden. Die Welt hat so verderbte Augen, daß sie von der Schönheit nicht gerührt wird, wenn sie nicht durch ein gewisses freches Ansehen belebt wird, das man mit einem ehrlichen Namen Freiheit neunt. Es ist so weit gekommen, daß man sich zum wenigsten schämet, tugendhaft zu sein, wenn man auch noch durch die Natur, oder die Erziehung zurükgehalten wird, sich dem Laster ohne Bedenken aufzuopfern. Wolltest du ein Mittel zwischen der Tugend und dem Laster treffen, Schmeichler und Bewunderer haben, ohne deiner Unschuld abtrünnig zu werden, so würde selbst deine Eitelkeit nichts dabei gewinnen. Deine Liebhaber würden dich nach und nach aus Verdruß, daß sie ihre Absicht nicht erreichen, verlassen, und doch allezeit die Welt bereden, daß sie dich verlies-

sen, weil sie ihres Glükkes überdrüßig wären. Endlich kommen die Jahre, wo die Welt ungewiß wird, ob man noch jung ist, oder alt wird. Nunmehr ist der Triumph deiner Eitelkeit vorbei; dein Herz hat sich an ein so flüchtiges Vergnügen gewöhnt; das Verlangen bleibt zurük, und der Verdruß, daß es nicht befriediget werden kann, bestraft nunmehr die ungelehrige Eitelkeit. Allein, wie sollst du den Ungestümen entgehen, welche oft so unverschämt sind, daß sie sich die Strenge, womit ein Frauenzimmer seine Pflichten bewacht, nicht abschrekken lassen? Du darfst dich davor nicht fürchten, du darfst ihnen auch nicht einmal mißfallen wollen; du darfst sie nicht einmal mit Verachtung bestrafen. Dein Unwille und deine Verachtung wären schon zu viel Ehre für sie; denn du müßtest sie wahrgenommen, und ihre Beleidigungen empfunden haben. Du bist sicher genug vor ihnen, wenn du ihnen nur nicht gefallen willst, und die Eitelkeit solcher eigennüzzigen und schändlichen Bewunderer von uns wird nicht mehr gedemüthigt, als wenn man alle die Anstalten nicht merkt, die sie wider unser Herz machen. Das erstemal schrekt sie freilich ein solches Bezeigen nicht; sie halten es für eine angenommene Zerstreuung,

und

und für eine heimliche Aufmunterung; sie bilden sich ein, daß man ihre Unternehmungen nicht sehen möge, damit sie dieselben wiederholen und verdoppeln sollten. Aber wenn ihre Einbildung noch einmal oder zweimal widerlegt wird; so hören sie entweder aus Verdruß oder aus Eitelkeit auf, uns zu verfolgen. Vielleicht trifst du einige an, die sogar unverschämt sind, daß sie dich offenbar zu beleidigen sich unterfangen. Aber wisse, meine Tochter, daß die Tugend gewisse Blikke in ihrer Gewalt hat, vor welchen das frechste Laster zittert. Du hast, wie ich hoffe, nicht nöthig, dir alsdann Mühe darum zu geben; denn ich habe dich von deinen ersten Jahren an zur Tugend zu erziehen gesucht, so daß dir solche Blikke im Nothfall natürlich sein müssen.

Alles das sage ich nicht, meine Tochter, um dir einen Widerwillen gegen die Liebe beizubringen. Nein, mein Kind, ich will dein Herz nicht unempfindlich machen. Nach der Religion und ihrer getreuen Begleiterinn, der Tugend, können wir durch nichts glükseliger werden, als durch eine vernünftige und edle Liebe, und ein Frauenzimmer würde sehr zu beklagen sein, wenn es sich dazu keine Hoffnung machen könnte. Ich habe der tu-

gend-

gendhaften Liebe den Genuß so vieler Glükselig-
keiten zu danken, daß ich mich für keine Mutter
halten würde, wenn ich dir mein Schiksal nicht
auch wünschte. Ich habe die Zärtlichkeit deines
Vaters nur eine kurze Zeit genossen; aber ich hät-
te das Andenken davon mit dem Besizze aller
Reichthümer nicht vertauscht. Ich habe stets ge-
glaubt, daß die Mütter, welche ihre Töchter zu
sehr vor der Liebe warnen, sehr unverständig han-
deln. Doch vielleicht sind die meisten zu entschul-
digen, weil sie in ihrer Liebe unglüklich gewesen
sind. Aber, meine Tochter, so groß das Glük ist,
auf eine edle und zärtliche Art geliebt zu werden,
mit einem getreuen und großmüthigen Gefährten
des Lebens vereinigt zu sein, der dich liebet, weil
er dich hochachtet, der dir sein Herz widmet, nicht
sowohl darum, weil du einige bald verblühte Rei-
ze besizzest, sondern weil du tugendhaft und un-
schuldig bist: so selten ist dieses Glük auch. Das
kömmt daher, weil die Redlichkeit und Großmuth
unter dem männlichen Geschlechte so seltene Tu-
genden sind. Man liebet und heirathet in der
Welt nicht, um die Freuden zu erlangen, welche
aus einer gemeinschaftlichen Freundschaft, Gut-
herzigkeit, Dienstfertigkeit, Großmuth und Zärt-

lichkeit herflieſſen; man ſchlieſſet Ehen, um noch reicher oder vornehmer zu werden, als man iſt. Aber das ſind die Güter nicht, die du in einer glüklichen Ehe ſuchen ſollſt. Die wahre Glükſeligkeit liebt die Stille, und fliehet das Geräuſche. Die Tugend hat alles, was ſie ſich wünſchen darf, wenn ſie ſich einer andern Tugend mittheilen kann. Es werden ſich Perſonen finden, welche ſich um dein Herz Mühe geben; alsdann, mein Kind, biſt du in der gröſsten Gefahr. Laſs dein Herz von keinem äuſſern Scheine verführet werden, und ſage es dir immer vor, daſs du nicht glüklich ſein kannſt, wenn du nichts mehr, als eine reiche oder wohlgekleidete Sklavinn wirſt. Wenn du in ſolchen Umſtänden einen Rath verlangeſt; ſo verlange ihn niemals von deinen Augen, ſondern von deiner Vernunft und Tugend. Deine Wahl kann dir alsdann nicht ſchwer werden. Gieb dein Herz demjenigen, welchen du wegen ſeiner eigenthümlichen Vollkommenheiten vor andern am höchſten ſchäzzeſt, und das wird allezeit derjenige ſein, der dir die ſicherſten und zuverläſsigſten Proben giebt, daſs er an dir deine eigenthümlichen Verdienſte am meiſten hochachte und liebe. Die Tugend, die dir ein Herz gewonnen hat, wird es auch gewiſs zu

erhalten

erhalten wissen; und eine wahre Zärtlichkeit ist so unerschöpflich an Freuden, daß ihre Menge Veränderungen und Mannigfaltigkeit den Verdruß gewiß entfernen wird, welcher so viele unglükliche Ehen begleitet.

Aber wenn du einst in diesen Stand trittst; so hast du neue und ungewohnte Pflichten zu erfüllen. Ein vernünftiger Gehorsam wird deine erste Pflicht sein. Die Natur hat uns dazu bestimmt, und das göttliche Gesez erklärt uns diese Bestimmung. Wenn sie gewollt hätte, daß wir herrschen sollten, so hätte sie uns nicht die Vorzüge des Leibes und des Geistes versagt, die sie dem männlichen Geschlechte verliehen hat. Eine Frau, welche sich unabhängig machen will, und nach der Herrschaft strebt, lehnt sich wider die Ordnung der Natur auf, und verwundet ihr Gewissen. Wie viele würden nicht das angenehmste Leben führen, wenn sie nicht herrschen wollten, und wie viele selbst ihre Wünsche befriedigt sehen, wenn sie ihre Befriedigung nicht mit einem herrschsüchtigen Ton verlangten! So sanft und nachgebend auch ein Mann sein mag, so wird er doch zur Vertheidigung seiner Rechte aufwachen, wenn er nicht ganz niederträchtig ist. Eine Frau, die mit Gefällig-

keit und Liebe seinem rechtmäßigen Verlangen gehorchet, darf die Gefahr nicht fürchten, unvernünftigen Befehlen gehorchen zu müssen. Wenn sie bessere Einsichten hat, ohne sie mit Eitelkeit und Stolz zu zeigen, so kann sie gewiß sein, daß ein zärtlicher Mann ihnen willig folgen werde. Gefälligkeit, Gedult und Nachsicht haben eine ausserordentliche Gewalt. Und wie natürlich werden dir diese Tugenden werden, wenn du einen rechtschafnen Mann liebest! Der Gehorsam wird dir leicht, er wird dir selbst eine Freude werden; überlasse dich nur den Empfindungen einer zärtlichen Liebe. Keine Leidenschaft ist der Ruhe, und selbst der Liebe gefährlicher, als die Eifersucht. Der rechtschafne Mann wird dich immer lieben; aber vielleicht wird eine gewohntere Vertraulichkeit den Eifer, den die Neuheit deiner selbst und vielleicht eine noch unbefriedigte Sinnlichkeit entzündete und lebhaft erhielt, mindern. Er wird Sorgen haben, du wirst sie ihm tragen helfen und erleichtern; Fehler, du wirst sie verbergen, und vielleicht sie, ohne sie ihm aufzurükken, verbessern; Vermögen, du wirst es durch deine Häuslichkeit und die Sorge, keinen überflüßigen Puz zu haben, erhalten und vermehren; Leiden, du wirst sie ihm versüssen.

Sollte

Sollte dir nun der Himmel das Glük aufgehoben haben, eine zärtliche und geliebte Gattinn eines rechtschafnen Mannes zu sein, so hast du vielleicht auch die Freude zu hoffen, eine so glükliche Mutter zu werden, als ich bin. Das kannst du aber nicht werden, ohne die Pflichten auszuüben, die ich, so viel mir möglich gewesen ist, allezeit zu erfüllen gesucht habe. Wenn man Freude an seinen Kindern sehen will, so muß man ihre Mutter und nicht ihre Tirannium sein. Das ist nicht genug, wenn sie wissen, daß du sie unter deinem Herzen getragen hast; du mußt noch mehr thun, und sie überreden, daß du sie liebst, ohne ihnen zu schmeicheln. Diese Ueberredung wird dir ihr Herz gewinnen. Sie werden das Ansehen, das du über sie behaupteſt, nicht als ein verhaßtes Recht der Natur oder des Alters, sondern als eine Wirkung deiner Liebe zu ihrem Besten ansehen. Wenn du ihre jungen Herzen zugleich erkenntlich und zärtlich macheſt, indem du sie unterrichteſt; so wird ihnen das Vergnügen, das ihnen die liebreiche Art deines Unterrichts erwekket, sehr bald die Lehren selbst anmuthig machen; du wirst sie ohne Ungedult und ohne die Lebhaftigkeit des Temperaments bestrafen, die sich in die Verweise und

Bestrafungen so vieler Eltern mischen, und sie dadurch so schädlich machen, daß sie, anstatt einen Fehler auszurotten, durch das böse Beispiel, das sie geben, zehn andere noch grössere Fehler in ihren Kindern hervorbringen. Das Vertrauen, das Kinder zu ihren Eltern haben, macht, daß sich ihre natürlichen Fehler hervorwagen, die sich hingegen, wo nur Furcht ohne Liebe ist, in dem Innersten ihrer Herzen so lange verborgen halten, als ihre Tirannen gegenwärtig sind. Wenn sie es wissen und empfinden, daß sie geliebet werden, so scheuen sie sich, Fehler zu begehen, weil sie sich fürchten, liebreiche Eltern damit zu betrüben. Sie werden ihre Liebe nicht aus dem Gesichte verlieren, und das wird ihr eignes Herz in Ehrfurcht erhalten. Sie werden niemals mit sich selbst zufrieden sein, wenn man es ihnen sagt, daß ihre zärtliche Mutter, oder ihr liebreicher Vater nicht mit ihnen zufrieden sein kann. Das sind nicht die gewöhnlichsten Grundsäzze einer guten Erziehung. Ein Vater, wie der deinige auch war, hat mich nach denselben erzogen, und er ertheilte mir vor seinem Tode das Lob, das ihm mehr, als mir, gehörte, daß er meinetwegen unbekümmert stürbe. Wie freue ich mich, meine liebste Tochter,

daß

daß der Nuzzen dieser Vorschrift durch die Erfahrung an dir bisher bestätiget worden ist! Ich kann meinem Herzen die Freude nicht versagen, deinem Gehorsam und deiner Liebe zu mir dieses lezte Lob zu geben. Dieser fröhliche Gedanke macht mir mein Ende, wo nicht ganz ruhig, doch zum wenigsten nicht so schwer und schreklich, als es mir sonst gewesen sein würde.

Du wirst tausend Thränen vergiessen, meine zärtliche Tochter, und ach, wie viel hat sich mein Herz Gewalt anthun müssen, alles dieses zu schreiben! Mein Leben ist nach dem Absterben des zärtlichsten Mannes nichts als ein langer Tod gewesen. Die heimliche Krankheit, die meinen Leib ohne Hülfe nach und nach ausgetroknet, hat mir nicht einmal den Genuß der unschuldigen Ergözlichkeiten dieses Lebens zugelassen. Ich habe kein anderes Vergnügen gehabt, als die Freude, dich zu erziehen, und seitdem du in dem Hause unserer großmüthigen Freundinn bist, Briefe von ihr und von dir zu erhalten. Dein Frühling wird vergehen, dein Sommer wird kommen und vergehen, du wirst alt werden, und alsdann wird Tugend und Religion selbst in den Augen der Welt deine verlornen Reizungen ersezzen, wenn du diese bei-

den Vollkommenheiten aus deiner Jugend mit in das Alter hinüber gebracht hast.

Die meisten deines Geschlechts bringen ihre Jahre mit Kleinigkeiten zu, die ihrer Eigenliebe schmeicheln; sich anzukleiden und umzukleiden, Besuche zu geben und anzunehmen, Moden zu erfinden, und erfundene zu beurtheilen, oder nachzuahmen; das sind alle ihre Beschäftigungen. Zwölf Jahre spielten sie mit ihren Puppen, und zwanzig oder dreißig Jahre spielen sie mit sich selbst. So lange die Jugend währet, können sie vielleicht ihre Zufriedenheit darinnen finden, weil sie alle diese Beschäftigungen nur vornehmen, um gesehen zu werden. Wenn aber diese Zeit vorbei ist, wenn man sie nicht mehr sieht, oder nicht mehr sehen will, wenn man sie verlacht, daß sie sich lange am Puztische verweilen, und die Gesellschaften noch aufmerksam auf sich machen wollen, so verändert ihre Eitelkeit den Gegenstand, und will nunmehr aus Verdruß, daß sie der Erde nicht mehr gefallen kann, dem Himmel gefallen. Das ist aber die Religion nicht, die das Alter und den Tod angenehm machen, und dein Gemüthe mit Licht und Zufriedenheit erfüllen kann.

Ich beklage mich über die Vorsehung nicht, daß sie mir kein längeres Leben giebt, aber ich werde

ihr

ihr noch ein Glük mehr zu verdanken haben, wenn sie mir mein Leben noch so lange fristet, bis ich dich, meine liebe Tochter, und unsere großmüthige Freundinn noch einmal umarmet habe. Ich zweifle fast daran; allein, wenn ich auch eher sterbe, so sterbe ich doch mit der Zuversicht, daß meine Tochter nicht unglüklich sein kann, weil die Vorsehung den Gehorsam und die Liebe der Kinder allezeit belohnet hat.

Ich segne dich vielleicht zum leztenmale, und bin auch im Tode deine zärtliche Mutter

S.

Brief an eine Mutter.

Madame,

Da Sie so sehr darauf bestehen, die persönlichen Schönheiten Ihrer schon liebenswürdigen Tochter noch zu verbessern, so kann ich es nicht länger ausszezzen, Ihren Brief zu beantworten. Sie sagen, Sie würden sich über ein Recept zu einem guten Waschwasser erfreuen; jedoch müsse solches vollkommen unschuldig sein. Dasjenige, Madame, was ich Ihnen izt empfehlen werde, ist gewiß so beschaffen, daß es ihre Gesichtsfarbe ausserordentlich erheben und erhalten wird.

Ich bitte, lassen Sie sie folgende Vorschriften beobachten:

Des Morgens muß reines Wasser zur Vorbereitung gebraucht werden; nach diesem muß sie sich vor allen plözlichen Ausbrüchen der Leidenschaft, und vornehmlich des Neides, hüten, wovon die Haut eine gelbliche Bläße erhält. Eine Erinnerung der Mäßigkeit könnte vielleicht einigen von weniger Erheblichkeit scheinen. Jedoch ist die Beobachtung derselben sowohl im Essen als Trinken höchst nothwendig, falls sie diejenigen Finnen vermeiden will, zu deren Hinwegschaffung sonst die berühmtesten Wasser vergeblich gebraucht werden. Eine mäßige Bewegung, deren sie sich statt der rothen Schminke bedienet, wird eine solche natürliche Blüthe auf ihren Wangen hervorbringen, die von keiner Kunst nachgeahmet werden kann. Natürliche Offenherzigkeit und ein ungezwungenes und heiteres Wesen werden ihrem Gesichte ein so freies Ansehen geben, welches sie durchgängig beliebt machen wird. Von dem Verlangen, zu gefallen, wird ihr Auge mehr Feuer erhalten, und die Einathmung der Luft bei dem Aufgange der Sonne wird ihre Lippen mit einer Rosenröthe färben. Diejenige liebenswürdige

Lebhaftigkeit, welche sie izt besizt, wird sie aufs glüklichste erhalten und erhöhen können, wenn sie ein spätes Aufbleiben in der Nacht und das Kartenspiel vermeidet. — Denn ersteres giebt dem Gesichte ein schläfriges und unangenehmes Ansehen, und lezteres ist eine Mutter der Runzeln. — — Eine weisse Hand ist eine sehr wünschenswerthe Zierde, und es kann niemals eine Hand weiß sein, die nicht rein gehalten wird; jedoch ist dieses noch nicht genug. Wünscht das junge Frauenzimmer seine Gespielinnen in diesem Stükke zu übertreffen; so müssen die Hände in einer beständigen Bewegung erhalten werden, welches dem Blute einen freien Umlauf zuwege bringt, und eine bewundernswürdige Wirkung thun wird. Diejenige Bewegung, welche ich in dieser Absicht vorschlage, ist der Gebrauch der Nähnadel. Diesem Fleisse unserer Großmütter haben wir es zu danken, daß die berühmtesten Mahler Gelegenheit gehabt, die Nachkommenschaft mit dem Anblikke so vieler schönen Hände und Arme in ihren unvergleichlichen Gemählden zu vergnügen. — — Nur noch einige Worte erlauben Sie mir hinzuzuthun. — — Lassen Sie dieselbe eine ungezwungene Nettigkeit in ihrem Anzuge beobachten. Ihr Ver-

mögen

mögen erlaubt es ihr zwar, sich prächtig zu kleiden; ihre Klugheit aber sollte sie allemal hindern, sich zu einer buntschäkkigten Mannigfaltigkeit herunter zu lassen, welche, obgleich die Augen der Unwissenden dadurch geblendet werden, doch allezeit denjenigen, die Geschmak und Beurtheilungskraft besizzen, mißfallen muß. Und ohnedem, Madame, hat Ihre Tochter so viele natürliche Reizungen, daß sie solcher Zierrathen nicht bedarf, welche die Aufmerksamkeit der Menge auf sich ziehen. Sie besizt mehr Schönheiten, als sie selber weiß, und dieses ist kein geringer Zusaz zu ihren Vorzügen. Jedoch, wie könnte dieses auch wol anders sein, da sie Ihre Tochter ist, und so ein Beispiel, wie das Ihrige, zur Nachahmung hat.

Schreiben eines Geistlichen an eine junge Gräfinn.

Gnädige Gräfinn,

Seit meiner Abreise aus G** habe ich den Entschluß gefaßt, an Sie zu schreiben, und der Gegenstand schien mir wichtig genug, Ihre Entschuldigung zu hoffen. Erlauben Sie es mir zu sagen, gnädige Gräfinn, daß eine Seele, die so,

wie

wie die Ihrige, von den Wahrheiten des Christen-
thums und der edlen Entschliessung, sich demsel-
ben gemäß zu bezeugen, gerührt ist, für mich das
schäzbarste von der Welt ist. Nichts wird iemals
Ihrem Herzen so viel Ehre machen, als diese Em-
pfindungen, in Ansehung der Religion, die Ihre
Augen bei dem Beschluß unserer Unterredungen
verriethen. Ich bin bei unschuldigen Ergözzungen
nicht unempfindlich; allein diese Art einer ernst-
haften Zufriedenheit hat etwas unendlich mehr rei-
zendes. Mit einer solchen Gesinnung, gnädige Grä-
finn, würdigen Sie, einen Brief zu lesen, der sich
einzig und allein auf diesen Gegenstand bezieht.

Was mich zu dieser Dreistigkeit beweget, ist die
Neigung, die ich habe, Sie auf alle Art glüklich
zu sehen, und zu gleicher Zeit dem Vertrauen, mit
dem Ihre verehrungswürdigen Eltern mich beeh-
ren wollten, in dieser Absicht ein Genüge zu lei-
sten. Ich glaube, daß ich bei Ihnen ausser allen
Verdacht der Bigotterie, und eines gewissen Affecti-
rens bin, mit welchem Leute von meinem Stan-
de bisweilen gleichsam feierlich, und mit ei-
nem gewissen Ansehen Dinge vorbringen, wovon
sie selbst weder überzeugt noch gerührt sind. Wenn
es möglich, wie es denn ohne Zweifel ist, daß es

eine Freundschaft giebt, die mit der wahrhaftesten und tiefsten Ehrfurcht verbunden ist, so geschiehet es nicht sowohl nach dem Charakter eines Predigers, als eines ehrfurchtsvollen Freundes, daß ich mich unterstehe, Sie der Wichtigkeit dieser gottesdienstlichen Handlung, wozu Sie sich bereitet haben, zu erinnern. Ich weiß nicht so gewiß, ob Sie diesen Brief vor Ihrer Communion erhalten werden. Wenn das auch nicht wäre: so würde doch dabei nichts verloren sein: Betrachtungen von dieser Art kommen niemals zu spät.

Sie wollen sich aufs neue mit Gott verbinden, und Ihrem Gott und Ihrem Erlöser angeloben, eine wahrhaftige Christinn zu werden. Dieß, gnädige Gräfinn, ist der Endzwek und der Gebrauch des Sakraments, zu dem Sie sich nahen, und das alle Ihre Aufmerksamkeit verdient. Was ist glüklicher, würdiger und einer vernünftigen Creatur anständiger, als daß Sie dem höchsten Wesen gefallen, ein gutes und gerechtes Herz haben, und sich selbst innerlich, und in dem Grunde des Herzens billigen können! Die Furcht, sonderlich zu sein, muß Sie nicht abschrekken. Sie wissen, daß man nicht die Welt und allen ihren Umgang verlassen darf, um Gott zu lieben. Es ist hier

von der Verbindung des Herzens die Rede. Einem aufgeklärten und zärtlichen Gewissen kömmt es nur zu, sowohl über die Unschuld des Gebrauchs der Welt, als auch über die Unschuld des Herzens, wenn man sich nach derselben richten kann, zu urtheilen. Ihr Alter und Ihre Geburt, gnädige Gräfinn, sezzen Sie allem dem aus, was die Welt reizendes und verführendes besizzet. Vielleicht verlassen Sie den Augenblik, da Sie diesen Brief empfangen, ein sehr lebhaftes und rauschendes Vergnügen. Sie können sich nicht verwehren, oft mit Leuten, die sowohl in ihrer Art zu denken, und zu reden, als sich aufzuführen, verdorben sind, umzugehen. Unterdessen werden Sie doch mit einer volkommenen Sicherheit mitten unter so vielen Fallstrikken, die sonst nur gar zu gefährlich sind, gehen, und Ihrem Schöpfer in dem Frühling Ihres Lebens angenehm sein können: und zwar mit Hülfe dieser wenigen Ueberlegungen, wenn Sie tief in Ihr Herz eingegraben, und durch ein öfteres und ernsthafteres Erinnern wiederholet werden.

Sie thun alles, gnädige Gräfinn, Sie sagen alles, Sie denken sogar alles, in Gegenwart und vor den Augen Gottes, dieser unendlichen Majestät,

jestät, die gewiß keinen Gefallen hat, Sie zu quä-
len, und Sie in einer knechtischen und gezwunge-
nen Furcht zu erhalten, sondern die schlechter-
dings und aus Liebe zu Ihnen selbst will, daß Sie
ein reines und unbeflektes Gewissen haben sollen.
Sie sind für ein anderes Leben erschaffen. Die Welt
geht plözlich, wie ein angenehmer und betrügli-
cher Traum, vorüber. Es ist eine Zeit, wo es auf
eine ganz andere Sache, als auf diese Wahrheiten,
auf diesen gleich sehr blendenden und nichtigen
Schein, der so viele Menschen an sich zieht, an-
kommen wird; und diese Zeit wird gewiß die
längste sein. Das heißt in der That sich ernie-
drigen, und die Würde einer menschlichen und ver-
nünftigen Creatur heruntersezzen, wenn man sei-
nen ganzen Geist mit diesen Kleinigkeiten anfüllt,
wenn man seine grösten Sorgen auf dieselben
wendet, wenn man seinen ganzen Werth daraus
herleitet, und keine Seele hat, die so viel Grösse
besizt, von der Ewigkeit gerührt zu werden. Aber
alsdann würde auch nichts auf der Welt der Mü-
he werth sein, das Sie von dem geraden Wege der
Wahrheit und einer gegründeten Tugend entfer-
nen sollte. Dieser Geist der Rechtschaffenheit,
den ich mehr als einmal an Ihnen bewundert ha-
be;

be; diese unverbrüchliche Neigung zur Gerechtigkeit, zur Billigkeit, zur allgemeinen Wohlgewogenheit, diese innere Regelmäßigkeit Ihres Herzens, mit einem Worte, diese unendlich schäzbare Schönheit Ihrer Seele, wie Ihres Leibes, wird Sie einen beständigen und unbeweglichen Frieden, eine reine und sich immer gleiche Freude geniessen lassen, welche die Weltmenschen bei Spielen und Ergözzungen vergebens suchen; diese betäuben nur das Herz, ohne es zu beruhigen, und gewähren uns nie ein wahres Vergnügen. Lassen Sie uns den elenden Anbetern der Kleinigkeiten ihre Gözzen überlassen, und Muth haben, das wahre Gut über alles zu lieben: das einzige Mittel unsern Geist in Ruhe zu erhalten!

Wir sind also für Gott und für die Ewigkeit erschaffen; lassen Sie uns daran gedenken, so werden wir wahrhaftig glüklich sein. Möchte Ihre erste Communion in dieser Absicht einen Eindruk auf Ihr Herz machen, der niemals ausgelöscht werden könnte!

Ich bin mit den eifrigsten Wünschen für Ihre Glükseligkeit u. s. f.

Meine Tochter,

Es ist schon lange her, daß ich starb. Es waren wenige Stunden nach deiner Geburt. Du kennest mich nicht; aber ich liebe dich. Wie könnte ich meine Tochter nicht lieben, und noch dazu die Tochter des besten Mannes! Du hast es von meiner Schwester gehört, wie sehr dein Vater und ich uns liebten. Aber das war keine Liebe, die erst in der Ehe entstand, das Werk des Zufalls. Sie war auf die Aehnlichkeit unserer Herzen und auf die Tugend gegründet. Wir hatten uns gewählt! Und du, die Tochter dieser Ehe, du willst es wagen, einen Mann zu nehmen, den du fast gar nicht kennst, bloß, weil er von deinem Stande ist, und dich noch reicher machen kann?

Wie kannst du die Ehe so leichtsinnig betrachten? Die Ehe bestimmt dein Schiksal, meine Tochter, dein ganzes voriges Leben ist nur eine Bereitung zu diesem längern, zu diesem wichtigern. Deine ganze zeitliche Glükseligkeit hängt von der Wahl deines Mannes ab, und o, wie genau ist die ewige mit ihr verknüpft! Was weißt du von dem Manne, dem du — zittre! dem du deine Hand zu geben schon bereit bist? Hast du es denn bedacht, Melissa, soll der der Mann sein, an dessen Hand

du durch eure krummen Wege gehen willst? Wird der dich einmal vor den Thron des Allmächtigen führen und sprechen: dieß ist das Weib, das du mir gegeben hast? O Melissa, kann ein Mann das, der niemals an die Ewigkeit denkt? Ein Mann, der die lezte Hälfte des Tages mit euren kleinen Zeitvertreiben verschwendet, und dem die erste Hälfte eine so schwere Last ist? der Thor! Auch sein durch Ausschweifungen verzehrter Leib erinnert ihn nicht einmal, daß seine Zeit sehr kurz sein wird. Und dem Manne will meine Melissa zu Theil werden? Glaubst du ihn zu bessern? O Melissa, das ist das thörichte Vertrauen, das so viele von euch auf ihre Kräfte sezzen! Ein Mann, den vor allen so leicht ekelt, wie bald wird der einer Frau überdrüßig werden. Ein Mann, der keinen Ernst kennet, wie wird der ihn von einer Frau ertragen? Und wird er auch Zeit haben, dich zu hören? Ein Mann, der die Einsamkeit flieht, dem sogar ein Gespräch mit einem ernsthaften Freunde unerträglich ist, der in Gesellschaft sein muß, wird der mit seiner Frau über Sachen, die die Seele angehen, sprechen wollen? Melissa, du betrügst dich. Dein sanftes Herz wird dir nichts helfen. Er versteht nichts vom Herzen.

Und wenn einer Frau ihr sanfter Charakter nichts hilft, was kann ihr denn helfen? Die Religion! Glaubst du, daß ein Mann von solchen Sitten Religion haben könne? Nein, er hat keine. Er wird dir auch suchen, die deinige zu nehmen: und wenn du sie erhältst; so wird er dich einst sogar vor deinen Kindern damit lächerlich machen. Du zitterst, meine Tochter! Ja, du hast Recht dazu. Denke, welchem Elende ein leichtsinniger Schritt dich aussezt? Du opferst deine zeitliche Glükseligkeit auf, und sezzest die ewige in Gefahr. Welch eine Glükseligkeit kannst du mit einem Manne haben, der nicht denkt? der glaubt, er mache dich glüklich, wenn er dich in Gesellschaft schleppt? mit dem du nicht von Gott, von der Ewigkeit, von der Ruhe, der Stille, der Zufriedenheit, der Freundschaft, und ihrem höhern Grade, der ehelichen Zärtlichkeit, der Ausbildung eurer unschuldigen Kinder, und tausend solchen Entzükkungen sprechen kannst? Wie unglüklich bist du mit einem Manne, den du nicht lieben kanst! denn einen solchen Mann kann keine Meliffa lieben.

Und wie schwer wird dirs werden zu gehorchen, wenn du nicht liebst! Wirst du nicht oft wünschen, von deiner Pflicht los zu sein? Und wie leicht

kann

kann dir dieß eine Gelegenheit werden, dich wirklich davon loszumachen. Wie wirst du deine Kinder erziehen können? Wenn auch die Natur stark genug bei dir ist, die Kinder, ob sie gleich von einem solchen Manne sind, zu lieben, wenn du sie gleich gut erziehen willst; wirst du es können? O wie sehr wird er verderben, was du gut machst! Und wie wirds deiner Seele bei einem solchen Manne gehen? Hast du nicht bedacht, in welcher Gefahr sie ist? Ein Mann, der keine Religion hat, (ein Mann von solchen Sitten hat sie nie) wird der sie seiner Frau lassen wollen? Wenn du ihn nicht liebst, so kannst du sie am leichtesten erhalten. Aber auch da wirst du träge in derselben werden, weil dein Mann dich nicht ermuntert, dich nicht stärker macht, immer weiter führt, und wie ein Schuzengel über deiner zarten Seele wacht. Aber wenn du ihn noch aus Menschlichkeit, aus Pflicht, oder aus einem gewissen Hange liebest; o dann fürchte am meisten für deine Seele. Einem Manne, den man liebt, ist es sehr leicht, die Grundsäzze eines schwachen Weibes zu erschüttern. Darum zittert, o ihr Melissen, wenn ihr wählt, zittert, bei eurer Seligkeit beschwör ich euch! Wählt keinen, als einen Christen! Wählt keinen

Freigeist, der euch und eure Religion verlacht; wählt keinen, der euch nur auf das Dunkle, auf die natürliche Religion heruiter sezt! wählt keinen — ach schauert hievor! — der euch Gott, euren Erlöser, euer einziges Heil rauben, und seine über alles erhabne Gottheit nur zu einem grossen Manne verkleinern will! Wählt euch keinen, der zweifelt. Er kann ein ehrlicher Mann sein; Gott kann Gedult mit ihm haben; aber euch ist das Maaß der Weisheit nicht gegeben, daß ihr ihn überzeugen könnet, und ihr sezt euch in Gefahr, mit ihm zu zweifeln. Wählt einen Christen, der euch an seiner starken Hand durch die schlüpfrige Welt, und endlich zum Throne des Erlösers führt. O dann kommt ihr mit meiner Melissa zu mir, und schmekt und fühlt, was ich mit meinem Manne, dem Christen, izt fühle, noch mehr Seligkeit, wenns möglich wäre, weil der, den unsre Seele liebt, sie mit empfindet.

von Margaretha Klopstok.

Meine Schwester,

Ich habe dich so sehr geliebt, weil ich noch mit dir auf Erden lebte, und ich liebe dich izt noch

noch so sehr. — Kann ich dir es besser zeigen, als dadurch, daß ich dieses ausserordentliche Mittel gebrauche, dir nüzlich zu sein? Ich würde dir dieß alles auf der Erde gesagt haben, denn hiezu braucht man die Weisheit des Himmels nicht, wenn ich länger gelebt hätte. Aber damals, wie ich lebte, warst du noch so jung, daß ich weiter nichts thun konnte, als anfangen, dein Herz zu bilden. Wie erfreue ich mich, daß aus diesem frühen Saamen schon so viel Gutes entstanden ist! Du gehst einen viel bessern Weg, als so viele deiner Mitschwestern. Du klebst nicht an dem Aeusserlichen, an dem Leichten, dem Flatterhaften, dem Eitlen, dem Nichts der Erde. Aber, Melinde, du klebst gleichwol an der Erde. Wie freue ich mich zu sehen, daß du die Stille dem Geräusche vorziehst, die Gesellschaft deines Mannes und deiner Kinder den Versammlungen, die man sonst auch Gesellschaft nennt. Wie freue ich mich, daß du die Ausübung der Pflichten gegen deinen Mann, deine Kinder, und die kleine Einrichtung, die der niedrigen Sphäre deines Geschlechts anvertrauet ist, den leeren Vergnügungen vorziehst. Aber dennoch, Melinde, klebst du an der Erde, nur an der Erde! Es ist gut, es ist recht, die Pflichten

auszuüben, die du ausübst, aber es ist nicht genug, sie allein auszuüben. Wir sind nicht nur für die kleinen Pflichten der Endlichkeit, nein, wir sind für die höhern Pflichten der Ewigkeit geschaffen. Trachte erst darnach, daß du deinen Schöpfer und deinen Erlöser erkennst. Du glaubst an ihn; aber wie glaubst du? wie hast du deinen Glauben untersucht? und wie bist du überzeugt? Suchst du auch mit deinen Gedanken so sehr bei Gott gegenwärtig zu sein, als er bei dir gegenwärtig ist? Liebst du auch von ganzem Herzen, mit allen deinen Empfindungen den, der dich so geliebt hat? Bist du auch aufmerksam, eifrig, strenge genug, daß dein Herz vor dem rein sei, der bis ins Innerste, ieder That bis in ihre Absicht sieht? Und auf daß ich alle Pflichten in eine fasse: Thust du auch alles, was du willst, daß er dir thun soll?

O Melinde, sieh, was dir fehlt. Das Kleine thust du, und versäumst das Wichtige! Brauche deine Ruhe, du mußt auch Rechenschaft geben von der Zeit, von der Ruhe, die Gott dir verliehen hat, brauche sie dazu, an deinen Gott zu denken. Denke an seine Liebe, und denke allezeit daran. Lerne seine Liebe empfinden. Dieß ist die erste Pflicht, und wie leicht ist sie; aus dieser fliessen

alle

alle andere. O es kann dir nicht schwer werden, Gott zu lieben, der dich zu einer so glüklichen Welt und noch weit glükseligern Ewigkeit erschaffen, erlöset und geheiligt hat! der eine solche Wonne für dich aufbehalten hat! — O Melinde, wenn nicht selbst Engel verstummten, wenn sie davon reden wollen, was würde deine Schwester dir nicht für Entzükkungen zurufen! Aber es ist in keines Menschen Herz gekommen, und kann in keines Menschen Herz kommen, was Gott uns bereitet hat, was ich schon empfinde, und du empfinden wirst. O meine Schwester, du, die du nichts Böses, sondern nur nicht genug Gutes thust, (das straft der Heilige auch) laß dich zur seligen Ewigkeit wekken.

von Derselben.

Nachricht für ein Frauenzimmer von einigen Arten Gedichten.

Mademoiselle,

In der That, Sie hatten sehr Unrecht, daß Sie am Sonntage so empfindlich darüber wurden, als ich mich nicht gleich hinsezzen und Sie beleh-

ren wollte, was sapphische Oden, anakreontische Oden, Schäfergedichte, Satiren und d. g. mehr, eigentlich wären. Die Untersuchung von der eigentlichen Beschaffenheit aller dieser wichtigen Sachen hat den größten Gelehrten viel Kopfbrechens gemacht, und Sie wollten es so bei Gelegenheit, bei einem Glase Franzwein und einer Schaale Confect mit einnehmen? Weil Sie aber doch immer haben wollen, daß ich Ihnen schreiben soll: so will ich Ihnen eine schriftliche Nachricht davon auffezzen. Wenn Ihnen dieselbe zu kurz oder zu undeutlich vorkömmt, so dürfen Sie nur befehlen, wenn ich Ihnen ein Collegium darüber lesen soll.

Die Ordnung, nach der ich die Materien in meinem Briefe sezzen werde, wird chronologisch sein. Ich meine, ich werde sie so abhandeln, wie mir eine nach der andern einfällt. Und weil ich an Sie schreibe, so kömmt mir zuerst die Satire in die Gedanken, weil die Frauenzimmer, die so viel Wiz und Leichtfertigkeit besizzen, als Sie, in demjenigen, was den Inhalt der Satire eigentlich ausmacht, grosse Meisterinnen sind. Seitdem ich die Ehre genossen habe, mit Ihnen umzugehen, habe ich so viele satirische Einfälle von Ihnen ge-

hört, daß ich wette, wenn ein Poet sie in Verse brächte, und ein Buchhändler sie drukken liesse, so könnte der erste ein ehrlich Stük Brodt davon haben, und der andere ein ziemliches Geld daran verdienen. Doch ich muß dabei etwas zum voraus sezzen, das schwerlich sein möchte, nemlich, daß diese Einfälle von den Reimen des Poeten so viele Annehmlichkeiten erhielten, als von Ihren Lippen. Wenn Sie hieraus noch nicht einsehen, was eine Satire ist, so erzählen Sie mir nur einmal einen Besuch von der Jf. — — die zu allen Worten schwört, wenn sich gleich noch niemand die Mühe genommen hat, an dem, was sie sagt, zu zweifeln; oder eine Unterredung mit dem Frauenzimmer, das von vier bis sieben Uhr hinter einander Hauben, Flor, Spizzen und Bänder weiset; oder einen Spaziergang mit Fiekchen und ihrem eifersüchtigen Liebhaber, u. d. g. Wenn Sie mit Ihrer Erzählung fertig sind, so will ich Sie erinnern, daß Sie eine Satire gemacht haben. Doch kann ich Ihnen nicht verhalten, daß es eine Art von Satiren giebt, die etwas ernsthafter aussieht. Sie werden von Poeten verfertigt, die z. E. böse darüber sind, daß ein Reicher auf sein Vermögen stolz thut, und sie nicht auch so stolz

thun

thun können; oder die sich darüber ärgern, daß andere eine Menge von Erholungen genieſſen, dazu sie sich die Luſt müſſen vergehen laſſen. Dieſe Satiren haben wegen ihres melancholiſchen Ausdruks einige Aehnlichkeit mit meinen Klagen über Ihre Grauſamkeit, und die Aehnlichkeit geht noch weiter; denn die Leute ändern sich ordentlicher Weiſe wegen dieſer Satiren so wenig, als Sie sich wegen meiner Klagen ändern.

Von den Oden hätte ich bald Luſt Ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß es Gedichte ſind, da die Verſe nicht, wie ſonſt ordentlich eine Querhand, ſondern nur drei Querfinger lang ſind. In der That dürfen Sie ſonſt nichts von einer Ode verlangen, wenn Sie nicht eine groſſe Anzahl von Gedichten, die in Form einer Ode gedrukt ſind, und darüber wol noch mit groſſen Buchſtaben ODE ſtehet, von der Zahl der Oden ausſchlieſſen wollen. Ich kann Ihnen indeſſen nicht verhalten, daß es gewiſſe eigenſinnige Leute giebt, die zu einer Ode viel mehr verlangen. Sie erfordern eine Menge neuer und unerwarteter Gedanken, und einen feurigen und verwegenen Ausdruk. Nicht, als ob dieſe Dinge nicht ein iedes Gedicht zierten; ſie ſollen nur bei den Oden in gröſſerer Stärke

vor-

vorhanden sein. Ein iedes Gedicht soll einem muntern Frauenzimmer gleichen; die Ode aber einem muntern Frauenzimmer, das ein Glas Wein getrunken hat. Es soll in der Ode ein besonderer Affect herrschen, er mag nun sein, von was für einer Art er will, und man hat geglaubt, daß derselbe sich am besten in kürzern Zeilen, die in gewisse Absäzze, oder Strophen abgetheilet sind, ausdrükken lasse.

Alles ist also fähig, Oden bei einem Dichter hervorzubringen, was ihn in einen Affect sezzen kann. Sie begreifen hieraus leichtlich, warum die meisten Oden von Wein und von der Liebe handeln. Der Affect muß aber nicht zur Unsinnigkeit getrieben werden; sonst findet meine vorige Vergleichung nicht statt; sondern sie wird einem Weibsbilde ähnlich, das zu viel Brandtwein getrunken hat. Wenn aber bei einem Verse, der eine Ode werden soll, die vernünftigen Gedanken so sparsam, und die Ausdrükke so gemein und niedrig sind, als in manchen Caffeegesellschaften, oder Tobakscollegiis; so verwandelt sich die Ode in ein schönes, neues weltliches Lied, das allenfalls gut genug ist, vom Frauenzimmer, das so viel Geschmak hat, als Ihre beiden Freundinnen, denen ich zu frei bin, gesungen zu werden.

Doch

Doch Sie haben insbesondere von mir wissen wollen, was anakreontische und sapphische Oden für Dinger sind. Ich muß Sie also berichten, daß vor Zeiten in einem gewissen Lande, das Griechenland heißt, (Sie werden es wol auf der Erdkugel gesehen haben, als Sie dieselbige neulich von mir bei sich hatten) ein alter junger Herr, mit Namen Anakreon, gelebt hat, dessen Beschäftigung bis in sein graues Alter weiter nichts gewesen ist, als zu trinken und zu küssen. Und diese wichtigen Beschäftigungen sind der Inhalt einer Menge von Oden, die er uns hinterlassen hat, und die unsere Dichter nachahmen. Ein ungezwungenes und artiges Spielwerk macht das Wesen dieser Oden aus. Sie sind, mit zweien Worten zu sagen, poetische Tändeleien; und Sie müssen wissen, daß eine poetische Tändelei eine sehr grosse Tändelei ist; denn selbst das Ernsthafte in der Poesie ist allemal ein bischen getändelt. Dieß sage ich Ihnen deswegen zur Nachricht, daß Sie sich nicht gar zu viel darauf zu gute thun, wenn Ihnen iemand eine Liebeserklärung in einer anakreontischen Ode brächte. Sie können sich darauf verlassen, daß es alsdann nicht sein Ernst ist. Ich kann dieses mit desto mehrerer Gewißheit sagen, weil es

mir

mir von einem guten Freunde ist versichert wor=
den, der in anakreontischen Oden, so wie in vie=
len andern Arten von Gedichten, alle deutsche
Dichter, meinem Urtheile nach, übertrift und ins=
besondere in den anakreontischen Oden einen na=
türlichen Ausdruk mit dem Wohlklange des Rei=
mes und des Silbenmasses zu verbinden wußte,
an statt, daß viele von unsern Dichtern izt an=
fangen, eine etwas artige Prose, die in kurze
Zeilen abgetheilet ist, anakreontische Oden zu nen=
nen. Sie werden vermuthlich begierig sein, mei=
nen Freund kennen zu lernen, aber Sie müssen
wissen, daß er izt weit von hier ist, sonst hätte
ich ihn nicht so gegen Sie gelobt. Kurz, Sie
haben eine anakreontische Ode nicht anders zu
betrachten, als ein laquirtes Körbchen, das mit
ausgeschnittenen Figuren geziert ist: man sieht
ihm die Mühe nicht an, die es gekostet hat, und
es ist doch endlich ein blosses Spielwerk. Doch
ich muß abbrechen, sonst glauben Sie, ich rede
nur deßwegen so viel von anakreontischen Oden,
weil der arme Vogel um Kopf und Flügel kam,
den ich jüngst bei Ihnen ausschneiden wollte.

Die sapphischen Oden haben ihren Namen
nicht von ihrem Erfinder, sondern von ihrer Er=

finde=

finderinn. Sappho ist ein griechisches Frauenzimmer gewesen, der man sehr viel Wiz und Lebhaftigkeit, nicht allzu viel Schönheit, und noch weniger Tugend zuschreibt. Ich glaube, wenn Chloris so viel Gedult hätte, Verse machen zu lernen; so könnte sie wol eine Sappho unserer Zeiten werden. Unter den wenigen Stükken, die uns von der griechischen Dichterinn übrig geblieben sind, befinden sich insbesondere ein paar Oden, die, nach den Regeln der Poesie betrachtet, zu allen Zeiten ungemeines Lob erhalten haben, ungeachtet man ihnen vielleicht nicht gleichen Werth beilegen kann, wenn man sie nach den Vorschriften der Sittenlehre beurtheilt. Es ist bloß die Versart, welche die neuern Dichter der Sappho abgelernet haben, und die sie bei viel ernsthaftern Sachen gebrauchen, als Sappho iemals gethan hat.

Ich glaube, daß ich Ihnen genug für die erste Lection in dem Unterrichte, den ich Ihnen geben soll, gesagt habe: und wenn es nicht mehr, oder vielleicht noch nicht einmal so viel ist, als Sie zu wissen verlangen; so ist es doch gewiß mehr, als Sie wissen sollten. Sie behaupteten leztens, eine Mannsperson müßte von dem Puzze des

Frauen=

Frauenzimmers keine vollständige und gründliche Kenntniß haben. Alles, was Sie uns zu wissen verstatteten, kam darauf an, daß wir es gleichsam nur empfinden sollten, wenn ein Fehler bei dem Puzze begangen wäre, ohne sagen zu können, worinnen er eigentlich bestünde. Wenn ich also gleiches mit gleichem vergelten wollte, so sollte ich Ihnen auch nicht so viel Nachrichten von der Poesie geben, die in der That nur eine Art von Puz bei den Mannspersonen ist; und Sie sollten von Rechtswegen eben so ordentliche Begriffe von den verschiedenen Arten der Gedichte haben, als jenes Frauenzimmer von den Sternen, die, ihre Verwunderung über das starke Licht eines Sternes zu entdekken, ausrief: Ei, da steht ein rechter Fixstern! Ich bin ꝛc.

Kästner.

* * * * * * * * * * * * *

Schreiben der Mylady R** kurz vor ihrem Tode, an ihren Gemahl, den Obristen R** im Felde.

Noch ehe diese Zeilen bis zu dem besten, dem zärtlichsten Manne gelangen, werde ich diese

zärtliche Namen nicht mehr aussprechen, oder ihren Nachdruk empfinden können. Die Krankheit, in welcher Sie mich verliessen, weil Sie dem Ruf der Ehre und der Pflicht folgen mußten, hat sich verschlimmert. Die Aerzte haben mir angekündigt, daß ich keine Woche mehr zu leben habe. Die heftige Liebe, die ich zu Ihnen trage, ertheilt mir Entkräfteten kaum so viel Stärke, Ihnen die traurige Nachricht zu schreiben, daß bei der Gewißheit eines nahen Todes mich nichts so sehr schmerzet, als die Trennung von dem besten Gemahl. Indessen trösten Sie sich, mein Allerliebster, mit dem Gedanken, daß ich mit einem ruhigen und unbeflektem Gewissen diese Welt verlasse, daß ich meine lezten Stunden in Betrachtungen über die Glükseligkeit zubringe, in der wir zusammen gelebt haben, und in Betrübniß über die allzukurze Dauer derselben. Diese Schwachheit ist hoffentlich so wenig strafbar, daß ich vielmehr glaube, eine Art von Pflicht zu erfüllen, wenn ich ungern einen Stand verlasse, den der Himmel selbst eingesezt hat, und in welchem wir, seinen Gesezzen gemäß, so fröhlich und so glüklich gelebt haben. Von dem zukünftigen Leben, in welches ich nun übergehen werde, ist

uns

uns zwar weiter nichts bekannt, als daß es für die Frommen höchst glükselig, und für die Gottlosen sehr elend sein wird: sollten wir aber, um uns über den Verlust des Gegenwärtigen einigermassen zu trösten, uns nicht mit dem Gedanken schmeicheln dürfen, daß wir in den seligen Gefilden eine Kenntniß von dem, was hienieden vorgeht, behalten, und daß alsdann ein Theil unserer Verrichtungen darinn bestehen wird, die Schritte derjenigen zu begleiten, mit welchen wir hier in Unschuld gelebt haben? Warum sollte ich nicht hoffen können, die edelste meiner bisherigen Beschäftigungen in jenem Leben fortzusezzen, und Ihnen, wiewol unsichtbar, in allen Verlegenheiten beizustehen? Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, o bester von allen Männern! daß ich mir keine grössere Glükseligkeit vorstellen kann, als in allen Widerwärtigkeiten, welchen das menschliche Leben unterworfen ist, Ihr zärtlicher, sorgsamer Genius zu sein, sanften Schlummer über Ihre Augen auszustreuen, wenn Sie der Himmel auf das Krankenlager leget, oder Sie, mein Theuerster, bis in die Schlacht zu begleiten, und Sie, gleich einem Schuzengel, mit einem undurchdringlichen Schild für Wunden und Gefahr zu bedekken, wel-

ches, ohnerachtet der natürlichen Schwachheit und Furchtsamkeit meines Geschlechts, iederzeit mein größter Wunsch war. Dieses, mein Geliebter, sind die Gedanken, womit ich mein beinahe erstarrtes Herz noch erwärme.

Uebrigens erlaubet mir meine zunehmende Schwachheit nicht, an den tödtenden Schmerz zu gedenken, welcher Sie bei der ersten Nachricht meines Todes überfallen wird. Von Gründen zu Ihrer Beruhigung sage ich gar nichts. Ich bin versichert, ie mehr Ihnen eine Person Trostgründe anführte, die Sie aufrichtig beweinen, desto mehr würde Ihr edles und zärtliches Herz bluten. Mein lezter Seufzer, wenn ich mir selbst noch bewußt bin, wird ein Gebet für Sie sein. Auf der Welt werde ich Ihr Angesicht nie wieder sehen. Leben Sie wohl, auf immer! — Leben Sie wohl! und wenn es möglich ist, leben Sie beständig

Ihrer

getreu sterbenden

R **

IV.

Kurze

Biographien

und einzelne

merkwürdige Handlungen berühmter Frauenzimmer.

VI

Madame von Miramion.

Maria Bonneau, Frau von Miramion, ein Frauenzimmer, das wegen ihrer Frömmigkeit und Wohlthätigkeit berühmt ist, wurde zu Paris 1629. geboren. Sie verheirathete sich 1645. an Johann Jacob von Beauharnais, Herrn von Miramion, der noch in demselben Jahre starb. Da sie schön, jung und reich war, so fanden sich für sie sehr viel Parthien, und Herr von Bussy-Rabutin gieng sogar so weit, daß er sie entführen ließ; aber sie widersezte sich mit äusserster Standhaftigkeit einer zweiten Vermählung, und legte im Jahre 1649. das Gelübde der Keuschheit ab.

Ihre vornehmste Sorge war, den Armen und Kranken beizuspringen, und nachdem sie ihre Tochter verheirathet hatte, dachte sie darauf, die liederlichen Weiber und Mädchen dem Laster zu entreissen. Sie stiftete zu diesem Endzwek das Haus der Zuflucht für diejenigen, die sonst wider ihren Willen würden eingesperrt worden sein, und das Haus der heiligen Pelagia, für diejenigen, die sich aus freiem Willen dahin begeben wollten. Sie stiftete auch ein Haus von 12 Mädchen, die

bestimmt waren, die kleinen Schulen zu halten, die Verwundeten zu warten, und für die Kranken zu sorgen. Diese kleine Schwesterschaft wurde die heilige Familie genannt. Aber Madame von Miramion vereinigte sie nachher mit der Gemeinde der heiligen Genoveva, die in gleicher Absicht gestiftet war. Sie erhielt sie beide ganz allein, bis 1670. da sie aber in der Folge Vermögen genug hatten, sich selbst zu erhalten, so zahlte sie ihnen 1500 Livres Pension so lange sie lebte. Sie kaufte ihnen auch das Haus, das sie noch bis auf den heutigen Tag in Paris besizzen, und stand dieser Schwesterschaft mit einer bewundernswürdigen Klugheit und Regelmäßigkeit als Superiorinn vor. Sie that noch sehr viele Werke der Frömmigkeit und der Wohlthätigkeit, und starb im Jahre 1696. im 66sten Jahre ihres Alters.

Elisabeth Rowe.

Elisabeth Rowe, Frau des berühmten Thomas Rowe, eine der tugendhaftesten Frauenzimmer und schönsten Geister von Engelland, war die älteste Tochter des Hrn. Singers, eines englischen Edelmanns, der wegen der Unsträflichkeit seiner

Sit-

Sitten, seiner Frömmigkeit und seiner Wohlthätigkeit gegen die Armen im Ruf stand. Sie war zu Ilchester, in der Provinz Sommerset, den 11. Sept. 1647. geboren, und wurde mit der größten Sorgfalt erzogen. Von ihrer frühsten Jugend an zeigte sie viel Geschmak für das Zeichnen und für die Dichtkunst, und legte sich mit ausserordentlichem Eifer auf die Wissenschaften. Sie lernte die Musik, und fieng schon in ihrem zwölften Jahre an, Verse zu machen. Als 1696. eine Sammlung ihrer Gedichte herauskam, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, hatte sie kaum das 22ste Jahr zurükgelegt. Hr. Thynno, Sohn des Viscount Weymouth lehrte sie die französische und italiänische Sprache. Sie machte in kurzer Zeit einen ausserordentlichen Fortgang, und las die besten Werke in diesen 2 Sprachen mit Geschmak.

Miß Singer heirathete 1710. Thomas Rowe; aber sie hatte nicht das Vergnügen, ihn lange zu besizzen; denn er starb schon im Jahre 1715. Dieser Verlust betrübte sie so sehr, daß sie sich nach Frane in der Provinz Sommerset begab, wo sie den größten Theil ihres Vermögens verlor. Sie lebte daselbst in der Einsamkeit, und beschäftigte sich blos mit Stüdieren, dem Gebete und Werken der Wohl-

thätigkeit. Sie verließ ihre Einsamkeit nur sehr selten, und aus Gefälligkeit gegen einige vornehme Damen, und insbesondere die Gräfinn von Hertfort, die eine zärtliche Freundschaft für sie hatte. Ob sie schon alle Annehmlichkeiten des Körpers, alle Talente des Geistes, und alle schönen Eigenschaften, die man von einer Person ihres Geschlechts fodern kann, besaß; so wollte sie doch niemals darein willigen, sich wieder zu verheirathen, und starb plözlich den 20sten Februar 1737. Sie hinterließ sehr viele Werke in Prosa und in Versen, die den Beifall iedes empfindenden Herzens iederzeit haben werden. Die vornehmsten sind, 1) die Geschichte Josephs. 2) Die Freundschaft nach dem Tode, nebst moralischen und unterhaltenden Briefen. 3) Vermischte Schriften in Prosa und Versen.

Marquisinn von Lambert.

Die Marquisinn von Lambert war die einzige Tochter Stephans de Marquenat, Herrn von Courcelles und der Monique Passart. Sie wurde 1666. mit Heinrich von Lambert, damaligen Hauptmann bei dem königlichen Regimente vermählt,

mählt, der aber in der Folge Generallieutenant, und endlich Gouverneur der Stadt und des Herzogthums Luxenburg wurde. Sie erzeugte mit ihm zwei Töchter, die früh verstarben, einen Sohn und noch eine Tochter.

Die Mutter der Marquise von Lambert hatte sich nach dem Tode ihres ersten Mannes mit dem berühmten schönen Geiste Bachaumont vermählt. Bachaumont hatte für seine Stieftochter von ihrer jüngsten Jugend an, wegen der glüklichen Gaben, die er frühzeitig an ihr entdekte, ausserordentlich viel Liebe. Er trug Sorge, diese guten Gaben sowohl durch sich selbst, als durch die ausgesuchte Gesellschaft, die zu ihn kam, und von der sie gut reden lernte, anzubauen.

Sie bekam bald einen entschiedenen Geschmak für das Lesen und Nachdenken. Oft entzog sie sich den Vergnügungen ihres Alters, um für sich zu lesen, und sie gewöhnte sich schon damals aus eigenem Antrieb, sich kleine Auszüge von demjenigen, was ihr im Lesen am meisten auffiel, zu machen. Es waren dieß schon entweder feine Bemerkungen über das menschliche Herz, oder sinnreiche Wendungen des Ausdruks; doch meistens Bemerkungen.

Als der Marquis von Lambert 1686. ſtarb, ſo blieb Madame von Lambert Witwe mit zwei Kindern. Sie war damals in ſehr langwierige Proceſſe verwikkelt, bei denen nicht weniger als ihr gänzes Vermögen auf dem Spiele ſtand. Sie führte und gewann ſie mit aller Geſchiklichkeit einer Perſon, die ſonſt für nichts anders Talente gehabt hätte. So bald ſie ſich frei und im Beſizze eines ſehr anſehnlichen Vermögens ſah, ſezte ſie ſich zu Paris, und nahm alle diejenigen, die zu ihr kamen, und einen vernünftigen Umgang ſuchten, ſehr wohl auf.

Madame von Lambert vergnügte ſich, für ſich allein zu ſchreiben; dem ohngeachtet las ſie ihre Schriften einer kleinen Anzahl beſonderer Freunde zuweilen vor: denn ob man gleich nur für ſich ſchreibt, ſo ſchreibt man doch immer ein wenig für andere, ohne daß man es ſelbſt weiß. Sie that noch mehr! ſie gab Papiere aus ihren Händen, nachdem ſie ſich vorher die genaueſte Treue darüber auf das ſtärkſte hatte beſchwören laſſen. Man brach die Schwüre: die gegebenen Abſchriften breiteten ſich aus: der Rath einer Mutter an ihren Sohn erſchien in dem 22ſten Theile der Memoires de litterature des Pater Desmollets

unter dem Titel: Brief einer Frau vom Stande an ihren Sohn über die wahre Ehre; und 1728. erschien diese Schrift zugleich mit einer andern: Rath einer Mutter an ihre Tochter.

Sie starb zu Paris 1733. im 86sten Jahre ihres Alters, und wurde wegen der grossen Eigenschaften ihres Herzens und ihres Geistes allgemein bedauert. Sie besaß von Natur sehr vielen Muth, und kannte keine Furcht, ausser in dem Puncte der Ehre. Nie ließ sie sich von einer nothwendigen oder edlen Handlung durch Hindernisse abschrekken. Sie war nicht nur sehr eifrig ihren Freunden zu dienen, ohne von ihnen Bitten, oder die oft so erniedrigende Vorstellung ihrer Bedürfnisse, zu erwarten: sondern sie fand sich immer auf das lebhafteste gereizt, eine gute Handlung selbst für Personen, die ihr ganz gleichgültig waren, zu thun, und die Umstände müßten sehr widrig gewesen sein, wenn sie sich diesem Vergnügen nicht überlassen hätte.

Die schlimmsten Folgen ihrer Großmuth konnten sie nicht davon zurükhalten, und sie war immer bereit, Gutes zu thun zu wagen. Sie war durch ihr ganzes Leben hindurch sehr schwächlich, und für die Leiden ihrer lezten Jahre würde ihr

natür-

natürlicher Muth ohne die Hülfe der Religion nicht zugereicht haben.

Virginia.

Es war in den alten Zeiten zu Rom eine Capelle der Keuschheit des Adels geweihet, und in welche nur Frauenzimmer von der reinsten Keuschheit, und dem vornehmsten Adel eingelassen wurden. Es entstand bei einer gewissen Gelegenheit ein Streit unter den römischen Frauenzimmern, der viel Aufsehens machte. Sie verschlossen diese Capelle der Virginia, weil sie, obschon von adelicher Herkunft, den Consul Volumnius geheirathet hatte, der bürgerlichen Herkommens war. Ueber diese Beschimpfung, die sie nicht verdiente, beschwerte sie sich heftig, weil sie, wie alle andere, das Recht hatte, in diese Capelle zu kommen, indem sie edler Geburt und keusch war, und nur einmal, und dieß an einen Mann vermählt gewesen, dessen Würde und grosse Thaten ihn mit Ruhm und Ehre überhäuften. Sie blieb nicht bei dem blossen Klagen stehen, sondern errichtete in ihrem Hause eine Capelle, die von allen andern Zimmern abgesondert war, und in derselben einen Altar. Darauf

ver=

versammlete sie alle vornehmen Frauenzimmer, die nicht adelich waren, und sagte: Ich heilige und weihe diesen Altar der bürgerlichen Keuschheit; und meine Absicht ist, daß die nemliche Nacheiferung, die unter den Männern dieser Stadt in Ansehung der Ehre und der Tapferkeit herrschet, auch unter den Frauenzimmern in Ansehung der Keuschheit herrschen möge. Bestrebet euch also, dergestalt zu handeln, daß man sage, dieser Altar wird, wo möglich, auf eine noch heiligere Weise geehrt, als der andere, und von Frauenzimmern, die nach noch grösserer Keuschheit trachten. Welch eine weise und heilige Rache einer Beschimpfung, die dem schönen Geschlechte so empfindlich ist! Diese neu errichtete Capelle wurde so berühmt, als die alte, und man beobachtete dabei dieselben Ceremonien; es wurden nemlich nur Frauenzimmer von bekannter Keuschheit, und die sich nicht öfters, als einmal verheirathet hatten, zugelassen.

Batildis,
oder die belohnte Keuschheit.

In dem siebenten Jahrhunderte verheerten die Dänen oder Normänner alle Seeküsten Europens.

ropens. Sie plünderten die Häuser, und führten alle diejenigen gefangen hinweg, die sie antrafen. Unter vielen Personen, die sie in Engelland hinweg geführt hatten, befand sich auch ein junges Frauenzimmer, mit Namen Batildis, aus dem königlichen Geblüte der Sachsen. Da sie ihrer Gewohnheit nach die Sklaven verkauften, gefiel dieß Frauenzimmer einem der Officiere des Archembaut, Majordanus des Dagobert I. Er kaufte sie um einen sehr wohlfeilen Preis, und verehrte sie seinem Herren. Je mehr dieses Kind an Jahren zunahm, ie mehr entwikkelten sich ihre Schönheit und ihre Reize. Ein einnehmendes Gesicht, eine majestätische Gestalt, und edle Manieren zogen ihr bald die Blikke und die Seufzer der Herren zu, die sie bei Archembaut sahen. Er selbst ward aufmerksam darauf, und sein Herz bezahlte bald seiner schönen Sklavinn den Tribut der Zärtlichkeit. Die Freiheit, die er ihr schenkte, war davon das erste Pfand. Er selbst wurde ihr Sklave, und kannte kein anderes Vergnügen mehr, als die reizende Batildis zu sehen, zu hören und zu bewundern; aber sie wußte mit der größten Freundlichkeit einen gewissen Stolz zu vereinigen, der dem Majordanus Hochachtung einflößte. So oft

er

er den Mund öfnete, mit ihr von seiner Liebe zu reden, so verschloß sie ihn, ohne daß er etwas gesagt hatte. Er konnte nichts als seufzen, und ein Blik der Batildis goß in sein Herz die höchste Wonne. Endlich starb seine Gemahlinn, und nun glaubte er, dieser Schönen das Geständniß seiner Liebe ablegen zu können, ohne ihre Tugend zu beleidigen. Er bot ihr also seine Hand an. Aber Batildis, die sich immer erinnerte, was sie ihrer Geburt schuldig war, hatte die Geschiklichkeit, dem Antrag des Archembaut auszuweichen, ohne daß sie ihn zu verachten schien; und da er sein Andringen verdoppelte, so begab sie sich in eine Wohnung, die von der seinigen entfernt war, aus der sie nicht eher kam, als bis sie hörte, daß er eine andere Gemahlinn genommen hatte. Endlich sah sie Clovis II. König von Frankreich, und wurde so von ihrer Schönheit entzükt, daß er sie von seinem Majordanus verlangte, und sich mit ihr vermählte. Ihre Schönheit erhub sie auf den Thron, ihre Tugend machte sie auf demselben bewundern. Die Königinn Batildis war die Königinn der Armen, der Trost der Unglüklichen; mit einem Worte, sie zeigte ihre Macht durch nichts, als durch ihre Wohlthaten. Nach dem Tode des

Clovis wurde sie zur Regentinn des Königreiches erkläret, und theilte ihre Sorgen unter der Regierung des Staates, und unter der Ausübung der Religion. Sie besezte die Aemter nur mit solchen Leuten, die fähig waren, ihnen vorzustehen. Sie begab sich endlich in die Abtei Chelles, die sie gestiftet hatte, wo sie in der Ausübung aller Tugenden lebte und starb. Die römische Kirche hat sie unter die Zahl der Heiligen gesezt.

Pieria.

Einige Jonier, die zu Milet wohnten, hatten sich wegen eines Zwistes mit den Söhnen des Neleus nach Myunt begeben. Es entstand deßwegen zwischen ihnen und den Milesiern Krieg, der aber doch durch öftern Waffenstillstand unterbrochen wurde, und die Frauenzimmer von Myunt pflegten sich alsdann nach Milet zu begeben, um gewisse heilige Feste daselbst zu feiern. In dieser Absicht, um nemlich einem Feste, das der Diana zu Ehren gefeiert wurde, mit beizuwohnen, begab sich auch Pieria, die Tochter eines sehr angesehenen und vornehmen Myunters, mit Namen Pythes, nebst ihrer Mutter Japyga daselbst hin. Bei dieser

ser Gelegenheit erblikte sie Phrygius, der mächtigste unter den Söhnen des Neleus, und kaum hatte er sie erblikt, als er die heftigste Liebe gegen sie empfand. Ihre Gegenliebe zu erwerben, war nun seine einzige Sorge, und er gab sich alle Mühe, zu erfahren, ob es nicht in seinem Vermögen wäre, etwas zu thun, das ihr angenehm wäre. Pieria gab ihm zu verstehen, daß er nichts thun könne, was ihr angenehm wäre, als wenn ers dahin brächte, daß es ihr frei stünde, öfters, und in Begleitung vieler andern, nach Milet zu kommen. Phrygius merkte, daß sie auf diese Art ihren Bürgern Freundschaft und Friede erbitten wollte, und die Bewunderung, in die ihn eine so edle Gesinnung versezte, sowohl als seine Liebe, vermochten bei ihm so viel, daß er den Krieg einstellte. Pieria wurde dieser schönen That wegen von beiden Städten geehrt, und die milesischen Frauen wünschen noch immer, daß sie von ihren Männern möchten geliebt werden, wie Pieria von Phrygius.

Chelonis.

Chelonis war die Tochter des spartanischen Königes, Leonides, und die Gemahlinn des

Kleombrotus. Ihr Vater wurde angeklagt, entfloh, und verlor die königliche Würde, die ihr Gemahl Kleombrotus an seiner Stelle erhielt. Chelonis befand sich nun in der traurigsten Lage. Sie mußte entweder ihren unglüklichen Vater, den sie mit kindlicher Zärtlichkeit liebte, oder ihren Gemahl, den sie nicht minder zärtlich liebte, verlassen. Wozu sollte sie sich entschliessen? Das Unglük ihres Vaters entschied bald ihre Wahl. Sie gieng mit ihrem Vater ins Exilium, und verließ ihren glüklichen Gemahl. So ward diese edle Spartanerinn ein Muster kindlicher Treue, das die Bewunderung aller Zeiten verdient. Aber wer weiß, ob sie ihren Gemahl so sehr liebte? Ob sie nicht lange auf eine Gelegenheit wartete, sich von ihm zu trennen? — In diesem Falle freilich, ich gestehe es, würde sie eben nicht verdienen, sonderlich bewundert zu werden. Das Spiel wandte sich. Leonides wurde aus seinem Exil zurükberufen, wieder auf den Thron gesezt, und Kleombrotus mußte entfliehen. Wider ihn war Leonides am meisten aufgebracht. Er verfolgte ihn, drang in den Tempel des Neptunus, in den sich Kleombrotus geflüchtet hatte, ein, und machte ihm die heftigsten Vorwürfe, daß er, als sein Eidam,

dam, ihm die königliche Würde geraubt, und ihn aus seinem Vaterlande vertrieben hatte. Nun war Chelonis bei ihrem Gemahl, und zeigte, daß sie eben eine so getreue Gattinn als Tochter war, und daß nur das Unglük des einen vermochte, ihn dem andern auf einige Zeit in ihrer Liebe vorzuziehen. Sie, die ihrem Vater in seiner Verbannung als seine getreue Trösterinn und Begleiterinn gefolgt war, befand sich nun bei ihrem Gemahl, hielt ihn zärtlich umarmt, und hatte ihre beiden Kinder zu ihren Füssen. So fand sie ihr Vater, als er den Kleombrotus mit seinen Drohungen und Verweisen überschüttete. Alle Anwesende zerflossen in Thränen, und bewunderten die Tugend, die Zärtlichkeit, und die Stärke der ehelichen Treue der Chelonis. Ihre Haare flogen nachläßig und zerstreut um sie her, und Trauerkleider waren ihr Schmuk. Sie zeigte auf diese Kleider, und redete ihren Vater also an: Diese Trauerkleider, diese Betrübniß, in der du mich sieheſt, o mein Vater! kommen nicht von dem Mitleid für den Kleombrotus: es sind die Ueberreste der Trauer um deine Flucht aus Sparta, und um die Uebel, die du erduldet. Wozu soll ich mich nun entschliessen? Muß ich, indem du in Sparta

herrscheſt und über deine Feinde triumphireſt, fortfahren, in dem Elende zu leben, in dem ich mich befinde? Oder muß ich, mit königlichen Feierkleidern geſchmükket, den Mann, den du mir in meiner Jugend gegeben, in Gefahr ſehen, durch deine eigenen Hände ſein Leben zu verlieren? Wenn er deinen Zorn nicht entwafnen kann, wenn auch die Thränen ſeiner Gattinn und ſeiner Kinder dich nicht rühren; ſo wiſſe, daß er für ſeine Unbeſonnenheit grauſamer wird beſtraft werden, als du es ſelbſt vielleicht wünſcheſt; er wird noch vor ſeinem Tode eine Gattinn ſterben ſehen, die er ſo ſehr liebt. Denn kannſt du glauben, daß ich mich in dieſem Zuſtande entſchlieſſen könne, zu leben? Wie könnte ich noch meine Augen unter andern Spartanerinnen aufſchlagen; ich, die ich durch mein Bitten, weder meinen Gemahl zum Mitleid gegen meinen Vater, noch meinen Vater zum Mitleid gegen meinen Gemahl habe bewegen können! Elend als Tochter und als Gattinn und immer von den Meinigen verachtet. So ſprach ſie, und lehnte ihre thränenden Wangen an das Geſicht des Kleombrotus Leonides befahl dem Kleombrot aufzuſtehen und Sparta ſchleunig zu verlaſſen. Zu gleicher Zeit bat er ſeine Tochter inſtändigſt zu bleiben,

ben, und ihren Vater nicht zu verlassen, da er ihr nun eine so grosse Probe seiner Zärtlichkeit gegeben, und ihrem Bitten das Leben ihres Gemahls geschenkt hätte. Aber nichts konnte Chelonis überreden. Sobald ihr Mann aufgestanden war, legte sie eines seiner Kinder in seine Arme, nahm das andere in die ihrigen, und nachdem sie zu der Gottheit des Tempels ihr Gebet verrichtet, und den Altar geküßt hatte, gieng sie mit ihrem Manne ins Exil. Wenn Kleombrotus Herz nicht ganz von eitler Ruhmbegierde und gränzenloser Herrschsucht wäre verderbt gewesen, hätte nicht die Verbannung mit einer so edlen Gemahlinn ein ungleich grösseres Glük für ihn sein müssen, als die königliche Würde?

Die Gemahlinn des Tigranes.

Der König von Armenien, ein Vasall der Meder, empörte sich wider seinen großmüthigen Oberherrn, den edelmüthigen Cyrus. Cyrus überfiel ihn, bekam alle Prinzeßinnen des königlichen Hauses, und endlich den König selbst zu Gefangenen, und foderte ihn zur Rechenschaft auf. In diesem Augenblikke kam Tigranes, des Gefange-

nen Sohn, der eben von einer Reise zurükkehrte, an, und machte dem Cyrus die rührendsten Vorstellungen für seinen unglüklichen Vater. Der gütige Monarch ließ sich durch ein so edles Beispiel der kindlichen Treue erweichen; aber, sagte er zu dem Tigranes, womit willst du die Freiheit deiner Gemahlinn erkaufen? Mit tausend Leben, erwiederte der zärtliche Tigranes, wenn sie in meiner Gewalt wären. — Cyrus führte die Gefangenen in sein Zelt, lud sie mit sich zum Abendessen, und ließ sie, nachdem er sie vorher alle zum Zeichen einer gänzlichen Aussöhnung umarmt hatte, von sich. Auf dem Rükwege bewunderten alle die Güte, die Majestät, den vortreflichen Wuchs und die Schönheit ihres Befreiers um die Wette. Und was dünkt dir davon? fragte Tigranes seine Gemahlinn. — Ich hatte darauf nicht Acht, antwortete sie. — Und worauf hattest du denn Acht? fuhr er fort. — Nur auf denjenigen, erwiederte sie, der tausend Leben geben wollte, das meinige zu erkaufen.

Die Begräbniß des Phocion.

Phocion, einer der tugendhaftesten Männer des Alterthums, wurde wie Sokrates, dem er so

sehr

sehr an Weisheit und Tugend glich, von den unbesonnenen Athenienſern zu dem Giftbecher verdammt. Seine Feinde, noch nicht zufrieden mit ſeinem Tode, brachten es ſogar dahin, daß er auſſer dem Gebiet von Athen mußte begraben werden, und daß kein Athenienſer Feuer hergeben durfte, ſeine Leiche zu ehren. Man erwies ihm dieſe lezte Pflicht in der Gegend von Megara. Eine Frau dieſes Landes wohnte von ungefehr ſeinem Leichenbegängniſſe mit ihren Mägden bei, und ließ ihm auf derſelben Stelle ein Cenotaph (leeres Grabmal) errichten. Seine Gebeine aber ſammlete ſie ſorgfältig in ihr Gewand, trugs des Nachts in ihr Haus, und begrub ſie unter ihrem Herde mit folgenden Worten: Theurer und geheiligter Herd, deinem Schooſſe vertraue ich dieſe koſtbaren Ueberreſte eines rechtſchafnen Mannes an! Bewahre ſie getreulich, um ſie einſt dem Grabe ſeiner Väter auszuliefern, wenn die Athenienſer werden klüger geworden ſein.

Ageſiſtrata.

Als Ageſiſtrata bei dem Leichnam ihres Sohnes, des Agis, der zu ſeinem Unglük verſucht hat-

te, dem ausgearteten Sparta seine alte Tugend wieder zu geben, umgebracht werden sollte, antwortete sie ihrem Todfeinde, der ihr ihren Tod ankündigte: „Möchte doch dieß wenigstens für Sparta nüzlich sein!„ stand auf, und eilte dem Strik, der ihr Leben rauben sollte, entgegen.

Philippina Welserinn.

Philippina Welserinn war die Tochter eines Patricius von Augspurg, Franz Welsers, die er mit einer Baroneſſe von Zinneberg gezeuget. Die gütige Natur hatte sie mit einer so ausserordentlichen Schönheit beschenket, daß sie die Bewunderung aller war, die sie sahen. Ihre Gestalt, ihr Gang, ihr ganzes Ansehen war königlich. Aus ihren lebhaften Augen strahlte Hoheit und Güte, und holder Ernst, mit Anmuth und Freundlichkeit vermischt, war in ihrem ganzen Gesichte verbreitet. So schildern sie alle Schriftsteller, die ihrer gedenken. Ein so schöner Körper war von einer nicht minder schönen Seele belebt. Ihr Verstand, ihre ungeheuchelte Frömmigkeit, ihre Sittsamkeit und Keuschheit würden ihr auch bei einer weniger schönen Gestalt allgemeine Hochachtung erwerben müssen. Als

Als der Erzherzog Ferdinand, ein Prinz von 19 Jahren, seinen Herrn Vater, den römischen König Ferdinand I. 1547. auf den Reichstag nach Augspurg begleitete, bekam er dieses Meisterstük der Natur zu Gesichte, und fühlte bei dem ersten Anblikke sogleich die ganze Macht ihrer erhabenen Reize; und man kann denken, daß er kein Mittel wird unversucht gelassen haben, ihre Gegenliebe zu erwerben. Allein, vergebens suchte er sie durch die lokkendsten Anerbietungen von der Welt zu vermögen, ihrer Tugend ungetreu zu werden. Der Erzherzog erstaunte so viele Tugend zu finden, wo er nur Schönheit zu sehen geglaubt hatte, seine Leidenschaft verwandelte sich in wirkliche Zärtlichkeit, und er gieng so weit, ihr seine Hand anzubieten.

Die edle Philippine stellte ihm die gefährlichen Folgen, die eine solche Verbindung haben würde, auf das lebhafteste vor, und erklärte sich, daß sie auch hierinn schlechterdings nicht willigen könnte. Allein, da er nicht abließ in sie zu dringen, fand sie sich am Ende doch zu schwach, so vieler Treue und Zärtlichkeit zu widerstehen, und vermählte sich mit ihm. Dieß war der einzige Fehler, der bei dieser Liebe vorgieng, und diesen Fehler mußte sie

nach=

nachher durch den vielen Verdruß, den sie erdul-
det, theuer genug büssen; und auch ihr Beispiel
zeigt, daß Heirathen zwischen Personen von un-
gleichem Stande, in Deutschland wenigstens, im-
mer von den traurigsten Folgen sein.

König Ferdinand, als er diese Vermählung er-
fuhr, wurde aufgebracht, und sein Sohn durfte es
lange Zeit nicht wagen, vor seine Augen zu kommen.
Allein auch er, so erzürnt er war, konnte der Klug-
heit und Tugend der schönen Philippine nicht wi-
derstehen. Sie that ihm 1558. in verstellter Ge-
stalt einen Fußfall, und der König wurde durch
ihr edles Betragen so sehr gerührt, daß er ihr und
dem Erzherzoge alles verziehe und seine Kinder
als eheliche Kinder erklärte. Der Erzherzog lebte
mit ihr in Inspruk, und genoß mit ihr in einer
dreißigjährigen Ehe alles Vergnügen, das auf
Tugend und Achtung gegründete Zärtlichkeit zu
geben vermag. Sie starb 1580. (nachdem sie
kurz vor ihrem Tode zu ihrem Beichtvater gesagt
hatte: Sie sähe den Himmel offen stehen, und ihr
die heiligen Engel entgegen kommen.) Der Erz-
herzog bezeigte auch nach ihrem Tode, sowohl durch
seine aufrichtige Betrübniß, als auch durch die
Ehrenbezeugungen, die er noch ihrer Leiche erwies,

wie

wie groß seine Liebe und Achtung gegen seine Gemahlinn gewesen.

Elisabeth Krausinn.

Elisabeth Krausinn unterscheidet sich weder durch die Vorzüge einer hohen Geburt, noch durch glänzende Gaben des Geistes; aber ihre ungeheuchelte und thätige Frömmigkeit, ihre vernünftige Sparsamkeit, und besonders ihre mit so vieler Klugheit verbundene Mildthätigkeit, scheinen sie mir der Aufmerksamkeit meiner schönen Leserinnen so würdig zu machen, als irgend eine berühmte Heldinn der Geschichte. Sie war die Tochter eines Bauers, Hanns Streits, aus einem in dem marggräflichen Oberamt Cadolsburg gelegenen Dorfe Brunamberg, wo sie 1569. geboren wurde. Sie mußte ihre Jugend, wegen ihrer Armuth, als Dienstmädchen zubringen, bis sie in ihrem 29sten Jahre Conrad Krause, ein Kaufmann zu Nürnberg, wegen ihrer guten Aufführung ehlichte. Sie lebte mit ihm 34 Jahre in vergnügter Ehe, und erzeugte mit ihm 3 Kinder, die aber alle, so wie auch ihr Mann, den sie noch 7 Jahre überlebte, vor ihrem Tode starben. Sie selbst starb

1639.

1639. und hinterließ, ohngeachtet sie ihr Hauswesen und Handlung mit Schulden angefangen, ein Vermögen von 127175 Fl.

So kümmerlich es ihr im Anfange ihrer Ehe gieng, und so sparsam sie in allem war, was sie selbst angieng, so war sie doch iederzeit wohlthätig gegen die Armen, deren Elend in den damaligen betrübten Zeiten des dreißigjährigen Krieges auf das äusserste gestiegen war. Die Hungrigen wurden von ihr gespeist, die Durstigen getränket, die Nakkenden gekleidet, die armen Fremdlinge und besonders arme Kinder aufgenommen, und die hin und wieder auf den Gassen liegende Kranken besucht und gelabet. Diese bei ihr herrschende Neigung, durch ihr Vermögen so viel Gutes zu thun, und so viele glüklich zu machen, als möglich, zeigte sie auch in ihrem Tode, auf eine Art, die als ein Muster angepriesen zu werden verdient. Sie entzog nicht den Ihrigen ihr Vermögen, um Tempel und Altäre auf eine eitle Weise zu schmükken, oder einige faule Müßiggänger zu ernähren, damit sie jährlich in einer hübschen Gedächtnißrede als ein Bild der Wohlthätigkeit gepriesen würde: sondern ohne Nachtheil ihrer Anverwandten und Freunde vertheilte sie

nach ihrem Tode ihr grosses Vermögen auf eine so weise und löbliche Art, daß sie dadurch für alle Jahrhunderte wahren Nuzzen stiftete, und Nürnberg, so lange es stehen wird, ihr Andenken dankbar zu segnen, Ursache hat. Unter ihre Anverwandten wurden 13713 Fl. als das Haupterbguth, in 7 gleiche Theile vertheilt, ihren übrigen Freunden vermachte sie 35986 Fl. Zum Stiftungskapital bestimmte sie 62575 Fl. nebst 6 Häusern 11780 Fl. an Werth. Bei Vertheilung dieser Stiftung gieng ihre weise Absicht besonders darauf, die Jugend zu erziehen, und zu versorgen. Sie vermachte also, ausser was sie in das Waisenhaus, oder sogenannte Findel vermachte:

1) Für die 4 Stadtschulen in Nürnberg jährlich zu gleichen Theilen 100 Fl.

2) 12 Studenten, nemlich 2 in der Rechtsgelehrsamkeit aus nürnbergischen adelichen Familien, und zehn in der Theologie, iedem 325 Fl. so, daß einer das erste Jahr, 50, das 2te 75, das 3te und 4te Jahr hundert Fl. erhält.

3) Ausserdem vermachte sie noch an ihre armen Landesleute zu Cadolsburg jährlich 62 Fl. und

4)

4) Für 200 arme Weiber, und so viele arme Männer, die Armen im Spital, und verschiedene andere dürftige Personen jährlich 400 Fl. und denen, die mit Vollziehung dieser Stiftung beschäftiget sind, für ihre Bemühung 270 fl.

Wie viele Reiche können sich rühmen, ihr Vermögen so gut angelegt zu haben, und wie viele in der Geschichte berühmte Personen, von den größten Talenten, daß sie so gemeinnüzzige Wohlthäter für die Welt geworden, als diese einfältige, schlechte Frau, die aus einer armen Dienstmagd, durch ihre gute Wirthschaft, Fleiß und Frömmigkeit zur Besizzerinn eines so grossen Vermögens geworden? Mit Recht verdient sie ein Beispiel der Freigebigkeit, wie sie auf einer ihr zu Ehren geschlagenen Schaumünze, und eine Unterstüzzerinn der Gelehrsamkeit und Trösterinn der Armuth, wie sie auf einer andern Schaumünze genannt wird, zu heissen.

Frau Gottsched.

Louise Adelgunde Viktoria Gottsched, geborne Kulmus, aus Danzig, ist ein Name, der den meisten unserer Leserinnen nicht unbekannt sein

wird,

wird, aber vielleicht sind die wenigsten mit ihrem wahren Charakter bekannt, der sich in ihren Briefen, die 1771. von ihrer Freundinn, der Fr. v. Runkel, gesammlet worden sind, am besten zeigt. Niemand wird dieselben lesen können, ohne ihre Tugend, Zärtlichkeit gegen ihren Gatten, (der sie eben nicht sonderlich verdiente,) Bescheidenheit, Gelehrsamkeit und guten Geschmak zu bewundern, und ihr die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die ihr so lange auf eine unbillige Weise versagt worden ist. Ihr Name gereicht Deutschland zur Ehre, und was würde sie nicht unter einem andern Lehrmeister, als Gottsched, zu andern Zeiten und unter andern Umständen geworden sein? Wie weit schon in ihrer Jugend ihr guter Geschmak den Geschmak ihres damaligen Bräutigams Hrn. Gottscheds übertraf, will ich nur durch ein einziges Beispiel erläutern, mehrere sind in ihren Briefen überall zu finden. Der Reformator des guten Geschmaks schikte ihr Junkers Briefsteller zu, und pries ihr Neukirchs Briefe an. Man sehe hier ihr Urtheil über diese beiden Schriftsteller aus einem Briefe von 1732: „Junkers Briefsteller mag „gründlich genug sein, wenn die Exempel besser wä„ren. Es macht mehr Eindruk, wenn nicht allein

„die Muster nach allen Regeln richtig sind, sondern „sich auch durch den Wiz, der darinnen herrscht, „und durch eine gute Wahl des Ausdruks empfeh„len. Neukirchs Briefe sind nicht das Muster, „nach welchem ich mich bilden möchte. Er hat „dem Voiture sehr nachgeahmt; allein von Tod„ten und Abwesenden — — — Wie viele Ge„lehrte gab es wol 1732. in Deutschland, die eines so richtigen und geschmakvollen Urtheils fähig gewesen wären? — Man muß ihr den Ruhm lassen, daß sie eine Menge der besten ausländischen Schriftsteller zuerst in Deutschland durch ihre Uebersezzungen bekannt gemacht, und dadurch zur Ausbreitung des guten Geschmaks nicht wenig beigetragen hat. Ihre Uebersezzungen sind mit vielem Fleisse und mit vieler Kenntniß der Sprache, aus der sie übersezt, geschrieben, und lassen sich, die prosaischen wenigstens, immer noch ganz gut lesen. Sie starb in Leipzig 1762.

Digna.

Als Attila, König der Hunnen, die Stadt Aquileja in Italien eingenommen hatte, befand sich daselbst ein Frauenzimmer, mit Namen Digna,

die

die sehr viel Herzhaftigkeit besaß, und lieber das Leben verlieren, als in eine Handlung einwilligen wollte, die ihrer Ehre nachtheilig wäre. Denn da sie sahe, daß sie dieser Prinz wegen ihrer Schönheit verfolgte, so bat sie ihn mit ihr in eine hohe Gallerie zu steigen, unter dem Vorwand, daß sie ihm ein sehr wichtiges Geheimniß zu entdekken hätte. Attila willigte in ihre Bitte, und folgte ihr. Sobald sie sich an einem Orte sah, der auf den Fluß gieng, welcher unten am Hause vorbeiflos, so stürzte sie sich hinab, indem sie dem Barbaren zurief: Folge mir, wenn du mich besizzen willst!

Freifrau von Gersdorf.

Henriette Catharina Freifrau von Gersdorf, gebornе Freiin von Friesen, lebte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Sie machte nicht nur deutsche und lateinische Verse, sondern war auch in andern Sprachen und Wissenschaften erfahren, und hatte dabei den Ruhm einer grossen Bescheidenheit.

Sibilla Schwarzinn.

Sibilla Schwarzinn, eine Tochter Christian Schwarzens, Fürstlich Pommerischen geheimen Landraths und Burgermeisters von Greifswalde, lebte um das Jahr 1638. Sie schrieb von ihrem 13ten Jahre an Gedichte, und starb in ihrem 17ten. Ihre Gedichte sind nach ihrem Tode von einem Pastor Titius gesammlet, und 1650. in 4to herausgegeben worden. Die Proben, die Morhof von ihren Gedichten giebt, sind in der That für ein Frauenzimmer von ihrem Alter, und zu der Zeit, in der sie lebte, merkwürdig: und die Strophe aus einem satirischen Liede auf den Adel scheint mir nicht unwerth, daß ich sie meinen Leserinnen mittheile:

Marius will nicht viel preisen
Seiner Ahnen Ruhm und Schild,
Sondern will viel lieber weisen
An ihm selbst der Eltern Bild.
Denn es sind nur bleiche Wangen,
Die mit fremder Röthe prangen.

Morhof führt noch ein Sonnet von ihr an, auf das sich mancher italienische Dichter aus den Zeiten der Guarini's und Marino's nicht wenig würde eingebildet haben, wenn er es gemacht hätte: aber

aber deutsche Leserinnen möchten es vielleicht allzu wizzig, und auch den Inhalt einem jungen Frauenzimmer nicht sonderlich angemessen finden, deßwegen ich mich enthalte, es hier gleichfalls anzuführen.

Agnes Sorel.

Agnes Sorel, die insgemein nur die schöne Agnes genennt wurde, ist zu Fromanteau, einem Dorfe in Touraine, geboren, und war die Besizzerinn dieses Orts. König Carl VII. von Frankreich war ausserordentlich in sie verliebt, und schenkte ihr ein eigenes Schloß. Sie warf diesem Könige seine Unthätigkeit vor, welches ihn so sehr rührte, daß er Anstalten machte, die Engelländer aus seinem Königreiche zu vertreiben. Sie starb 1450. Sie ist eine grosse Wohlthäterinn gegen die Kirche gewesen.

Arria.

Arria, ein römisches Frauenzimmer von heldenmäßigem Muthe. Cäcina Pätus, ihr Ge-

mahl, war von der Parthei des Scribonianus, der die Illyrier gegen den Kaiser Claudius aufgewiegelt hatte, und ward aus dieser Ursache gefangen, und nach Rom geschikt. Arria, da sie keinen Schatten von Hoffnung sah, das Leben ihres Gemahls zu retten, und bemerkte, daß er nicht Muth genug hatte, sich selbst zu tödten, nahm einen Dolch, stieß ihn in ihren Busen, und gab ihn ihrem Gemahl mit den Worten: Nimm ihn, Pätus, er schmerzt nicht. Diese Handlung bewog den Pätus gleichfalls zu sterben.

Miß Manley.

Das Leben der Miß Manley ist so sonderbar, und ein so deutliches Beispiel, was für eine traurige Wirkung das Lesen der Romane auf junge Gemüther haben könne, und wie gefährlich ausserordentliche Gaben und Talente ihren Besizzern werden, wenn sie nicht unter der strengsten Regierung der Vernunft stehen, daß ich bei meinen Leserinnen Dank zu verdienen glaube, wenn ich ihnen dasselbe etwas umständlicher erzähle.

Es war dieses ausserordentliche Frauenzimmer in Hampshire, einer der Inseln, die ehemals

Frank=

Frankreich zugehörten, von der ihr Vater Sir Roger Manley Gouverneur war, geboren. Seine Tochter erhielt eine Erziehung, die ihrer Geburt gemäß war, und zeigte sehr frühzeitig ein Genie, das weit über ihre Jahre und über ihr Geschlecht war. Sie hatte das Unglük, ihre Mutter zu verlieren, da sie noch ein Kind war, und als ihr Vater auch nachgehends starb, befahl er sie, nebst ihrer jüngsten Schwester, der Sorgfalt seines Neffen Manley auf dem Todbette an. Dieser junge Mann besaß von Natur sehr viele Geschiklichkeit, die Herzen unerfahrner Mädchen zu gewinnen, und seine beiden Cousinen hatten sehr viele Achtung für ihn.

Er brachte sie beide in das Haus einer abgelebten, altmodischen Muhme, die voll der steifen Helden-Gesinnung ihrer Zeit war, und mit ihrer Brille auf der Nase fleißig Ritterbücher und Romanen zu lesen pflegte. Diese Art des Umgangs stekte das Gemüth der jungen Manley äusserst an, und erfüllte ihre Einbildungskraft mit lauter Liebhabern, Helden und Prinzen, versezte sie in lauter bezauberte Welten, und machte, daß sie alle Mannspersonen, die sich ihr naheten, für lauter irrende Ritter hielt.

In wenigen Jahren starb auch die alte Tante, und die beiden jungen Frauenzimmer waren nun ganz sich selbst überlassen. Sobald als ihr Vetter Manley dieses erfuhr, eilte er auf das Land, sie zu besuchen. Er erschien in tiefer Trauer für seine Frau, wie er sagte, wozu ihm denn die jungen Frauenzimmer Glük wünschten, weil sie wußten, daß es eine Frau von sehr unruhiger Gemüthsart gewesen, und sehr wenig geschikt war, den Stand der Ehe erträglich zu machen. Dieser Herr, der in der Welt sich ziemlich umgesehen hatte, und vollkommen mit allen Kniffen bekannt war, ein junges Frauenzimmer zu verführen, verlor keine Zeit, sich als einen Liebhaber bei seiner Wase anzugeben, die nun desto mehr damit zufrieden war, da diese Liebe einigermassen mit den Büchern übereinkam, die ihren aufkeimenden Verstand vergiftet und getäuscht hatten. Bald darauf, als diese Liebesversicherungen geschehen waren, fiel unsere junge Manley in ein Fieber, das allem Anschein nach sehr gefährlich für sie war. Der Liebhaber und ihre Schwester kamen 16 Nächte hinter einander nicht aus ihrem Zimmer, und genossen keiner andern Ruhe, als daß sie sich wechselsweise auf ein kleines Faulbette warfen, das in

dem=

demselben Zimmer stand. Da sie ihrer Natur nach sehr dankbar war, und ein sehr zärtliches Gefühl für empfangene Wohlthaten besaß, so versprach sie bei ihrer Genesung, ihren Aufseher zu heirathen, welches sie auch, sobald ihre Gesundheit wieder hinreichend hergestellet war, in Gegenwart einer Magd, ihrer Schwester, und eines Herrn, der eine ihrer Anverwandtinnen zur Frau hatte, in Erfüllung brachte. Mit einem Worte, sie verheirathete sich, ward eine Frau, und war ins Elend gestürzt. Ihr Ehegatte brachte sie nach London, bestimmte für sie eines der entferntesten Quartiere dieser Stadt, und verbot ihr aus dem Hause zu gehen, oder Besuch von ihrer Schwester, oder irgend iemand ihrer Verwandten anzunehmen. Diese Begegnung schien ihr äusserst grausam, und sie schmerzte sie desto mehr, da sie ihn bloß geehliget hatte, weil sie sich einbildete, daß er sie bis zur Ausschweifung liebte; denn da sein äusserliches Ansehen nur sehr mittelmäßig, und er 20 Jahre älter war, als sie, so kann man sich leicht einbilden, daß sie ihn nicht auf eine gewöhnliche Weise liebte. Sie war sehr unruhig, sich als eine Gefangene eingesperrt zu sehen, aber die Liebe und Eifersucht ihres Mannes war der Vorwand. Sie

mochte immer gerne lesen, und sie fand sich nun desto geneigter dazu, da sie so viele übrige Zeit hatte. Bald darauf ward sie schwanger, und so schlecht, daß sie ihren Mann inständigst bat, er möchte ihr doch erlauben, den Umgang ihrer Schwester und Freunde zu geniessen. Da er alle seine Ausflüchte vergebens sah, und versichert war, daß sie seine barbarischen Absichten entdekken würde, sobald sie ihre Anverwandten spräche; so hielt ers am sichersten für sich, wenn er ihr seine Niederträchtigkeit selbst entdekte. Er fiel mit so vielem Anschein von Verwirrung, Angst und Schmerz vor ihr auf die Knie, daß sie nicht begreifen konnte, was sein hartes Herz zu einer solchen Zerknirschung konnte gebracht haben. Endlich, nach tausend heuchlerischen Thränen und Seufzern, durchbohrte er sie mit der verwundenden Erzählung — daß seine erste Frau noch am Leben sei, und beschwur sie, einiges Mitleiden mit einem verlornen Mann, wie er war, in einer hartnäkkigen eingewurzelten Leidenschaft zu haben, wobei er kein Mittel wußte, als zu sterben, oder sie zu besizzen.

Mit dieser listigen Zerknirschung bemühte er sich sein beschimpftes Weib zu besänftigen: aber welche

che Linderung konnte die Wunde heilen, die sie empfieng? Ihr Vermögen war in seiner Hand, und der grösste Theil desselben war bereits durch seine Ausschweifungen im Trinken und Spielen darauf gegangen. Sie war jung, unbekannt mit der Welt, hatte niemals die Nothwendigkeit erfahren, und wußte kein Mittel sie zu hindern; zu wem also konnte sie, so ganz verloren und unglüklich, vor Mangel und Elend anders fliehen und eine Zuflucht suchen, als bei dem Verräther selbst, der sie in dieses Elend gestürzt hatte. Sie wußte niemand, der sich ihrer Sache angenommen hätte. Welch eine hülflose Last des Schmerzens und der Trübsal! Schwanger! Entehrt! Alle ihre Anverwandten, entweder unfähig oder nicht geneigt, ihr beizustehen! So war sie durch ihre unglüklichen Umstände und seine einnehmende List bewogen, 3 unglükliche Jahre mit ihm in einem Hause zuzubringen, ob sie schon auf das feierlichste versichert, (und sie hat ein Recht Glauben zu fodern) daß keine Ueberredung sie jemals wieder mit seinem gottlosen Armen aussöhnen konnte. So brachte sie diese unglüklichen 3 Jahre, verlassen, in dem Morgen ihres Lebens, wenn alles um sie her fröhlich und von den versprechendsten Aussichten

hätte

hätte sein sollen, zu. Indeß erhielt ihr Verräther eine ansehnliche Stelle, dessen Pflichten ihn verbanden, in die Gegend zu gehen, wo sein erstes Weib lebte. Er nahm von seiner beleidigten Unschuldigen mit vieler anscheinenden Zärtlichkeit Abschied, und that ihr die heiligsten Versicherungen, daß er sie und ihr Kind nie wollte Mangel leiden lassen. Er bemühte sich, sie zu überreden, ihn auf das Land zu begleiten, und zeigte ihr, um ihr Gewissen zu verführen und zu beruhigen, eine berühmte Abhandlung zur Vertheidigung der Vielweiberei und Concubinats. Sobald er hinweg war, verfiel er wieder in seine vorigen Ausschweifungen, vergaß seine Versprechungen, für sein Kind und dessen Mutter zu sorgen, und überließ sie unmenschlich dem Mangel und der Unterdrükkung zur Beute. Ihr einziges Glük war, daß sie sich von der tödtenden Quaal befreit sah, den Gegenstand ihres Elendes täglich vor Augen zu sehen. Da sie sich wieder in die Welt begab, wurde sie mit kalter Gleichgültigkeit angesehen. Das, was ihr grösstes Unglük war, wurde ihr als das abscheulichste Verbrechen beigemessen, und überall wurde sie verhöhnt, vermieden und verachtet. Sie wurde nun gewahr, daß sie zugleich mit ihrem guten

Ruf

Ruf alle die Achtung verloren hatte, die ihr Umgang und Geschiklichkeit ihr sonst verschaft haben würden; und sie sah sich nun zu der traurigen Nothwendigkeit gebracht, sich zu solchen Personen zu gesellen, deren guter Ruf durch ihre Aufführung gelitten hatte. In diesem Falle wird man sich nicht wundern, wenn man sie unter dem Schuz der Herzoginn von Cleveland, einer Maitresse König Carls II. findet. Miß Manley wurde bei einem Besuch, den sie bei einer Freundinn der Herzoginn machte, mit ihr bekannt, und die Herzoginn, die ein Frauenzimmer von Talenten und Geschmak war, ward von der Lebhaftigkeit und dem Umgang unserer Miß Manley entzükt, daß sie sogleich die genaueste Freundschaft mit ihr schloß, und ihr ihren Tisch anbot. Das Frauenzimmer, in dessen Hause die Herzoginn Miß Manley hatte kennen lernen, bemerkte bald ihre Unvorsichtigkeit, daß sie sie zusammen gebracht hatte; denn die Liebe zum Neuen vermochte so viel über die Herzoginn, daß sie gänzlich von ihr entfernt, und die Neigung, die sie sonst genossen, nun ganz der Miß Manley geschenkt wurde. Dieß machte sie zur heftigsten Feindinn der Manley, und der größte Streich, der ihrem guten Ruf versezt wurde, kam

von

von diesem Weibe, die vorher ihre Freundinn gewesen war. Sie war nicht zufrieden, diejenigen Personen, die nun anfiengen, Miß Manley kennen zu lernen und hochzuschäzzen, zu benachrichtigen, daß ihre Heirath ein Betrug wäre, sondern brachte es auch dahin, daß die Herzoginn eifersüchtig auf die Reize ihrer Freundinn wurde, in Rükficht auf den Schauspieler Goodmann, der damals die Ehre hatte, der Günstling von Ihro Gnaden zu sein, und sie nun unter allerhand Vorwand von sich entfernte. Sie verfertigte nun ihr erstes Trauerspiel, welches mehr wegen seines Feuers, seiner Zärtlichkeit und der Sprache, als wegen seiner innern Einrichtung berühmt war. Das Stük erhielt Beifall, und verschafte ihr so viel Weihrauch von Bewunderern, daß ihre Wohnung beständig mit der wizzigsten und lebhaftesten Gesellschaft angefüllet war. Keine andere Sprache, als die Sprache der Schmeichelei nahte sich ihrem Ohre. General Tidcomb, der ihr aufrichtiger Freund gewesen zu sein schien, bediente sich der Freiheit einer alten Bekanntschaft, und tadelte ihren übeln Geschmak, und die falsche Wendung, die sie ihrer Ueberlegung gab, indem sie Schmeicheleien von solchen Elenden annahm, deren Lob

ihr

ihr wenig Ehre machen könnte, und die im Stande wären, sich Gunstbezeugungen zu rühmen, die sie nie erhalten, und sich auch in der That nicht bemüht zu erhalten. Dieser heilsame Rath wurde verworfen. Sie sagte ihm, daß sie nicht für gut fände, eine Aufführung zu ändern, die ihr sehr unschuldig schiene. Ihre Tugend fieng nun an zu wanken, und sie war bereit, in die Arme eines ieden Buhlers zu fallen.

Sir Thomas Skipwith, einer der lustigen Heren damaliger Zeiten, und der, wie es scheint, mit der Bühne in Verbindung stand, wurde ihr als ein Mann empfohlen, der ihre Absicht, für das Theater zu schreiben, sehr befördern könnte. Dieser Knight war in dem 50sten Jahre seines Alters, und seiner Leibesbeschaffenheit nach, wenigstens in dem 60sten, als sie mit ihm in Bekanntschaft kam. Der Knight, der mehr für den guten Ruf als für die Tugend eines Frauenzimmers gefährlich war, mochte nun von ihr begünstigt worden sein, oder nicht; so war doch die Welt so sehr davon überzeugt, daß ihr guter Name gänzlich verloren gieng. Als die Geschichte mit dem alten Knight ein Ende hatte, so ließ sie sich in einen neuen Handel ein, der ihrem guten Namen noch nachtheiliger

war:

war: denn es war mit einem verheiratheten Manne, einem gewissen Herrn Tilly, mit dem sie eine geraume Zeit lebte. Die Frau des Tilly starb endlich, und unser Liebhaber war nun in Freiheit, den Gegenstand seiner Leidenschaft zu heirathen; aber unglüklicher Weise waren seine Vermögensumstände so schlecht beschaffen, daß er sich genöthigt sahe, eine reiche Frau zu nehmen, um ihnen einigermassen aufzuhelfen. Dieß war ein grausamer Umstand; denn er liebte, und betete Miß Manley in der That an, und hatte das Glük, von ihr wieder geliebt zu werden. Dem ohngeachtet willigte sie ein, daß er, sein Vermögen in bessere Umstände zu sezzen, eine junge reiche Wittwe heirathen sollte, die er durch seine feine Lebensart bald gewann, indeß sich unsere Schriftstellerinn auf das Land begab, ihre Tage daselbst in der Einsamkeit und Kummer zuzubringen, und von den Vergnügungen der Liebe und der Galanterie auf immer Abschied zu nehmen. In ihrer Einsamkeit schrieb sie, da sie von ie her eine beständige Abneigung gegen das Ministerium von der Whigparthei hatte, ihre berühmte Acalantis, worinnen sie die Charaktere einiger Personen dieser Parthei schilderte. Der Drukker und Verleger dieser

Schrift

Schrift sollten in Verhaft genommen werden. Dieß sezte die Verfasserinn in grosse Verlegenheit. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß unschuldige Leute um ihrentwillen leiden sollten, und sie hielt es für grausam, verborgen zu bleiben, indeß diejenigen, die bloß untergeordnete Werkzeuge gewesen waren, für sie litten. Sie berathschlagte sich mit ihrem besten Freunde, dem General Tidcomb darüber, der ihr rieth nach Frankreich zu gehen, und bot ihr zu diesem Ende seine Börse an. Diesen Rath verwarf sie, und entschloß sich fest, daß um ihrentwillen niemand leiden sollte. Sie gab sich also freiwillig als die Verfasserinn der Atalantis an. Sie ward verhört, und darauf enge eingeschlossen, und ihr der Gebrauch von Feder, Dinte und Papier verweigert. Sie ward endlich loßgesprochen, und da bald darauf eine gänzliche Veränderung des Ministeriums erfolgte, so endigte sich auf einmal alle ihre Furcht über diesen Punct. Ihre natürliche Munterkeit und gute Laune kehrte zurük, sie schrieb aufs neue ein Trauerspiel für das Theater, und entschloß sich, niemals mehr sich mit politischen Dingen abzugeben, die allzusehr ausser der Sphäre eines Frauenzimmers wären. Als sie zu

dem Herbste ihrer Reize kam, gieng sie mit dem andern Geschlechte auf eine sehr delicate und angenehme Weise um, und da sie die Eindrükke fühlte, die die Zeit auf ihrer Stirne zurükgelassen hatte, so bewarb sie sich nicht mehr um Lob und Schmeichelei. Die größten Genies der damaligen Zeit giengen frei mit ihr um, und gaben ihr Merkmale der Achtung und Freundschaft. Ihre dramatischen Schriften sind 1) der Liebhaber, oder der eifersüchtige Ehemann. 2) Das königliche Unglük. 3) Lucius, der erste König von Engelland. Sie hat noch verschiedene Gedichte, Briefe und Novellen geschrieben. Sie starb den 11. Julius, 1724.

Die Frauen von Winsberg.

Der Kaiser Conrad der dritte belagerte Welfen, Herzogen von Baiern, und schlug auch die allergelindesten, ja sogar die allervortheilhaftesten und von des Welfen Seite niederträchtigen Bedingungen zu einem Vergleich aus. Den Edeldamen allein, die mit dem Herzoge in Winsberg lagen, erlaubte er, ihrer Ehre unbeschädigt, mit so viel, als iede tragen könnte, aus der Vestung

zu

zu ziehen, und sich zu den Ihrigen in Freiheit zu begeben. Die Stunde zum Abzug war da, die Thore wurden geöfnet, man wartete im Lager iede mit ihren besten Kleidern und Kleinodien kommen zu sehen, allein iede trug ihren Ehemann und ihre Kinder auf ihren Schultern, und selbst der Herzog kam auf diese Weise aus der Vestung. Diese zärtlichen Mütter und Gattinnen waren nun stark genug, eine solche Last bis ausser die Stadt zu tragen. Den Kaiser rührte dieses Schauspiel so, daß er vor Freude weinte, und sich mit dem Herzoge versöhnte.

Cornelia.

Cornelia ein weises und tugendhaftes römisches Frauenzimmer, lebte um das Jahr 77 vor Christi Geburt. Sie war eine Tochter des Scipio Africanus, und Gemahlinn des Sempronius Grachus. Eine Dame zeigte ihr einst ihre Kleinodien, und bat sie, daß sie ihr gleichfalls ihre Reichthümer zeigen sollte. Cornelia stellte ihr ihre Kinder vor, und sagte: Diese sind mein einziger Schaz, denn ich habe sie sorgfältig zum Dienste des Vaterlandes erzogen.

Constantia Grierson.

Constantia Grierson war in Irland geboren, und, wie Miß Barber mit Recht anmerkt, war sie eines der ausserordentlichsten Frauenzimmer, das dieses Jahrhundert, oder vielleicht irgend ein anderes hervorgebracht hat. Sie starb 1732. in dem 27sten Jahre ihres Alters, und hatte lange vorher den Ruhm eines sehr gelehrten Frauenzimmers, nicht nur in der griechischen und lateinischen Litteratur, sondern auch in der Geschichte, Theologie, Philosophie, und Mathematik. Miß Grierson (sagt Miß Barber von ihr) gab eine Probe ihrer Kenntniß der lateinischen Sprache durch ihre Zueignungsschrift der Dublineredition des Tacitus an den Lord Carteret, und die Zueignung des Terenz an seinen Sohn; an welchen sie gleichfalls ein griechisches Sinngedicht schrieb. Sie schrieb einige sehr schöne Gedichte in ihrer Muttersprache, aus denen sie so wenig machte, daß sie nicht einmal, einige wenige ausgenommen, Abschriften davon hinterließ. Was ihren Charakter noch merkwürdiger macht, ist, daß sie zu dieser ausserordentlichen Gelehrsamkeit bloß durch die Stärke ihres eigenen Genies und ausserordentlichen Fleisses sich empor geschwungen. Sie war

nicht

nicht nur mit einer vortreflichen Einbildungskraft, gutem Verstand, einem starken Gedächtnisse, und einer sehr richtigen Beurtheilungskraft beglükket; sondern sie krönte auch alles dieses durch Tugend und Frömmigkeit. Sie war zu gelehrt, um eitel; zu weise, um eingebildet; zu einsichtsvoll und hellsehend, um irreligiös zu sein. Wenn der Himmel ihr ein längeres Leben verliehen und sie mit Gesundheit gesegnet hätte, die ihr einige Jahre vor ihrem Tode fehlte, so kann man mit Recht glauben, daß sie eine so grosse Figur in der gelehrten Welt würde gemacht haben, als eine ihres Geschlechts. So wie ihre Gelehrsamkeit und Fähigkeiten sie über ihr eigenes Geschlecht erhöheten, so liessen sie ihr keinen Raum, irgend iemand zu beneiden: es war im Gegentheil ihr Vergnügen, andere sich hervorthun zu sehen. Sie war immer bereit, denjenigen zu rathen, die sich an sie wandten, und ließ sich eben so gerne selbst rathen. Sie war so wenig eitel auf ihre ausserordentlichen Vollkommenheiten, daß sie mich oft an die Betrachtung eines gewissen französischen Schriftstellers erinnerte, daß grosse Genies über ihre eigenen Vorzüge erhaben wären.

Octavia.

Octavia war die Schwester des Kaisers Augustus, und eines der berühmtesten Frauenzimmer des alten Roms. Sie war zuerst mit dem Consul Claudius Marcellus vermählt, der kurz nach ihrer Vermählung in dem Kriege sein Leben verlor. Ihr zweiter Gemahl war Marcus Antonius. Die Freunde der beiden Partheien hatten diese Heirath veranlasset, die dadurch den Frieden, der kurz vorher zwischen dem Antonius und Augustus geschlossen worden war, dauerhaft zu machen hoften. Dieses Frauenzimmer war recht dazu gemacht, diese Absicht zu befördern; aber Marcus Antonius war so in die Kleopatra verliebt, und ein solcher Sklave ihrer Reize, daß er für Weisheit und Tugend gänzlich verloren war. Ehe er von der Königinn von Egypten noch so sehr eingenommen war, war der gute Rath seiner Gemahlinn von sehr grossem Nuzzen für ihn. Er ließ sie in Italien zurük, nachdem er zu Tarent eine Zusammenkunft mit dem Augustus gehalten hatte, und gieng nach Osten. Einige Zeit nachher machte sie sich auf, ihm entgegen zu gehen, und da sie aus seinen Briefen sah, daß er wünschte, sie möchte nicht weiter als nach Athen kommen,

blieb sie auch da, bis sie augenscheinlich sah, daß ihr Gemahl sie nur hintergieng. Sie kehrte darauf nach Rom zurük, und ließ sich durch den Augustus nicht überreden, den Pallast ihres Gemahls zu verlassen, sondern fuhr fort, darinnen zu leben, und für alles so besorgt zu sein, als wenn Antonius der beste Ehegatte gewesen wäre. Sie liebte die Kinder ihres Gemahls und der Fulvia so zärtlich als vorher, und trug eben so grosse Sorge für ihre Erziehung. Sie hätte nicht um die Welt eingewilliget, daß die unwürdige Begegnung des Marcus Antonius gegen sie einen bürgerlichen Krieg veranlassen sollte, und aus dieser Ursache zerfloß sie in Thränen, als sie seinen Befehl erhielt, sein Haus zu verlassen, aus keiner andern Ursache, als weil sie sah, daß sie als eine der Ursachen des Krieges würde angesehen werden. Dieses rühmliche Betragen war, ob schon gänzlich wider ihren Willen, für ihren Gemahl vom größten Nachtheil; denn die Römer haßten und verabscheuten den Antonius, da sie sahen, daß er ihr ein Weib von dem liederlichen Charakter der Kleopatra vorzog. Antonius wurde durch diesen Krieg völlig gestürzt, und das Glük schien der Octavia mit der Aussicht der höchsten irrdischen Glükseligkeit zu schmeicheln.

Sie hatte einen Sohn, mit Namen Marcus Claudius Marcellus, ein vortreflicher Jüngling, der die Tochter des Augustus heirathete, und als der Erbe des Reichs angesehen wurde: aber er starb in der Blüthe seiner Jahre, welcher Todesfall seine Mutter in so grosse Betrübniß sezte, daß sie seit der Zeit untröstlich blieb. Sie begab sich in die Einsamkeit, wo sie ihre übrigen Tage in der tiefsten Traurigkeit zubrachte. Sie starb in dem Jahre nach Erbauung der Stadt Rom 744. und hinterließ 2 Töchter von dem M. Antonius, die beide sehr vortheilhaft vermählt wurden.

Johanna Gray.

Johanna Gray, sonst Johanna von Suffolk, war eine Tochter des Heinrich Gray, Herzogs von Suffolk, und Enkelinn der Maria, Schwester Königs Heinrichs VIII. von England. Sie war mit Gilford Dudley, dem ältesten Sohn des Herzogs von Northumberland vermählt, ob sie gleich nur 17 Jahr alt war, als sie König Edward VI. durch sein Testament für die rechtmäßige Erbinn der Krone erklärte. Nach seinem Tode wurde sie auch von einem Theil der Engländer als Königinn in London erklärt;

klärt; aber der grösste Theil des Adels, es sei nun aus Haß gegen den Herzog von Northumberland, Schwiegervater dieser Prinzeßinn, oder weil Johanna Gray reformirter Religion war, und sie nur einer katholischen Prinzeßinn gehorchen wollten, schlug sich auf die Seite der Maria, Tochter Heinrichs VIII. die sie zur Königinn ausriefen. Da ihre Parthei viel stärker war, als die Parthei des Herzogs von Northumberland, so bemächtigten sie sich der Johanna, ihres Gemahls, und ihres Schwiegervaters, und liessen dieser unglüklichen Prinzeßinn und ihrem Gemahl 1554. den 2ten Februar, und den 21sten desselben Monats auch ihrem Vater den Kopf abschlagen, der mit dem Schmerze starb, daß er die Ursache des Todes seiner Tochter gewesen. John Dudley, Herzog von Northumberland hatte den 22sten August des vorhergehenden Jahres ein gleiches Schiksal erlitten. Johanna hatte die Krone nicht anders, als wider ihren eigenen Willen, angenommen. Sie antwortete, daß sie sich nicht auf Kosten anderer zu erheben verlangte, daß die Krone der Prinzeßinn Maria, und nach ihr der Prinzeßinn Elisabeth zugehörte; und da sie von dem Testamente des Königs Heinrichs unterrichtet wäre, so wollte sie sich hü-

ten nach der Krone zu streben, ehe sie ihr zukäme. Diese Gründe wurden bestritten, und sie gab endlich aus Gefälligkeit nach. Sie begab sich nach dem Towr, und wurde den 10ten Julius 1553. zur Königinn ausgerufen. Das Volk freuete sich nicht sehr über diese Neuigkeit, da es eine solche Königinn nicht erwartet hatte, und den Herzog von Northumberland nicht liebte. Maria wurde zu Norwich gleichfalls als Königinn ausgerufen, und in kurzer Zeit erklärten sich die Grossen des Reichs, die Truppen und das Volk zu ihrem Vortheil. Johanna Gray hörte ihre Absezzung mit Freuden, und sagte zu ihrem Vater, dem Herzog von Suffolk: „Mylord, die Nachricht von meiner Erhe„bung war mir lange nicht so angenehm, als mir „heute die Nachricht von meiner Entsezzung ist. „Sie wissen, mit welchem Widerwillen ich in die „erste willigte; ihr und meiner Mutter ganzes An„sehen waren nöthig, meine Einwilligung zu er„halten. So ist es nicht mit der lezten beschaf„fen; ich folge dabei den Bewegungen meines „Herzens.„

Den Tag vor ihrer Hinrichtung schrieb sie einen griechischen Brief an die Gräfinn von Pembrok, und schikte ihr zu gleicher Zeit ihr griechi-

sches neues Testament. Dieser Brief ist mit Trö-
stungen erfüllt, die eben so gründlich als christlich
sind. Sie schrieb noch 2 Briefe, einen an ihren
Vater, worinnen sie ihn zur Standhaftigkeit er-
mahnte, und den andern an Harding, den Capelan
ihres Vaters, um ihn zu ermahnen, den Fehler wie-
der gut zu machen, den er begangen hatte, indem er
die von ihm erkannte Wahrheit abgeschworen. Sie
weigerte sich ihren Gemahl zu sehen, aus Furcht,
daß sie beide zu sehr erweicht werden möchten; und
da sie den Wagen sah, der den Leichnam ihres Ge-
mahls zurükbrachte, rief sie bei diesem traurigen
Anblik aus: „Lebet wohl, mein Gemahl! dieß ist
„nur der geringste Theil eures Selbsts; der edel-
„ste ist schon im Himmel. Bald werde ich mit
„ihm vereinigt sein, und dann ist unsere Vereini-
„gung unzertrennlich.„ Als der Ritter Gattes,
Lieutenant des Towers ein Andenken ihres Wohl-
wollens verlangte, nahm sie, einen Augenblik vor-
her, ehe sie ihr Zimmer verließ, um sich auf das
Chafot zu begeben, ihre Schreibtafel, und schrieb
diese 3 Sprüche in 3 verschiedenen Sprachen dar-
ein. Der erste war griechisch: Wenn mein Kör-
per, der nun den Tod leiden wird, ein Zeuge wi-
der mich vor den Menschen ist, so wird meine See-

le,

le, die der Seligkeit des Paradieses genieſſen wird, ein Zeuge meiner Unſchuld vor Gott ſein. Der zweite in lateiniſcher Sprache: Die Gerechtigkeit der Menſchen wird an meinem Körper ausgeübt, aber die Barmherzigkeit Gottes wird ſich über meine Seele verbreiten. Der dritte auf Engliſch: Wenn mein Fehler der Strafe würdig war, ſo verdienten meine Jugend und Unüberlegtheit Nachſicht, und ich hoffe, daß die Nachwelt mir günſtig ſein wird. Nach dieſen Grundſäzzen redete ſie auch auf dem Chafot mit einer Standhaftigkeit, die durch nichts erſchüttert wurde. Morgan, der das Todesurtheil ausgeſprochen, ward von einem ſo lebhaften Schmerz durchdrungen, daß er darüber wahnwizzig wurde.

Abulania,

die Tochter eines berühmten Gelehrten unter den Arabern zu Anfang des achten Jahrhunderts.

Sie war ein Frauenzimmer von groſſem Verſtande und von groſſer Schönheit. Ihr gelehrter Vater, weil er ſehr arm war, machte ſeine Aufwartung beſtändig bei dem Vezir Iſmael. Eines

nes Tages sagte sie zu ihm: Liebster Vater! Sie gehen nun Tag vor Tag zum Vezir; sagen sie ihm denn aber gar nichts von ihrer Armuth? — — „Ja wohl, erwiederte der Vater, aber er hört das nicht an.„ — — — Wie so, erwiederte sie, sieht er denn ihre Armuth nicht selbst? — — „Wie sollte er sie denn sehen? versezte der Vater, er sieht mich ja nicht einmal an.„ Hierauf führte ihm seine Tochter sehr zu rechter Zeit den Vers wider die Gözzen zu Gemüthe:

Verehret nie, was euch nicht hört,
Was euch nicht sieht, und euch nichts hilft.

Anna,

Prinzeßinn von Oranien, älteste Tochter Königs Georg des andern von Großbritannien und der Königinn Caroline.

Sie war den 22sten October 1709. zu Hannover geboren, wurde den 25sten März 1734. mit Johann Wilhelm Friso, Prinzen von Oranien, vermählt, und starb den 12ten Jenner 1759. Der Charakter dieser Prinzeßinn wird in einer französischen Schrift geschildert, die zu Haag herauskam, und die sich folgendermassen schließt: „Ihr Herz

war

war entschlossen und edelmüthig; ihre Grundsäzze waren sicher und unveränderlich; ihre Gesinnungen standhaft, auf die Gesezze Gottes und der Redlichkeit und Gerechtigkeit gegründet, und nichts war vermögend, sie in diesen Gesinnungen veränderlich oder wankelmüthig zu machen. Sie erwarb sich die Herrschaft über die Affecten, über alle Blendwerke und unregelmäßige Begierden derselben. Ihr Herz verabscheuete das Laster, und verwarf mit Verachtung alle Falschheit und Argliſt. Weder Furcht noch der Tod selbst, fanden sie iemals schwach oder kleinmüthig. In eben dem Augenblikke, da sie ihren theuern und grossen Gemahl verlor, als der Vorhang fiel, und ihren Augen einen fürchterlichen Anblik, einen Abgrund von Kummer und Pein darbot; legte sie die Hand auf ihr Herz, erstikte das Murren desselben, und gebot ihrer Betrübniß Stillschweigen. Ich habe einen Staat zu erhalten und junge unschuldige Kinder zu erziehen; ich habe dem, dessen mich nun der Tod beraubt hat, ein feierliches Versprechen gethan, keinem vergeblichen Kummer nachzuhängen; laß uns zeigen, was Religion und Ergebung in Gottes Willen vermögen. Ihr Herz gehorchte, und aus Pflicht kehrte es der Betrübniß

und der Verzweiflung den Rükken zu. Kein verdrießlicher Zufall, keine Widerwärtigkeit konnte bei ihr einen Eindruk machen, sobald sie nur versichert war, daß sie alles gethan hätte, was sie zu thun schuldig wäre. Schon vor langer Zeit hatte ihr Körper, der für einen so entschlossenen Geist zu schwach war, angefangen, unter der Last seiner Beschäftigungen zu sinken; jedoch ließ sie sich nicht die geringsten Klagen entwischen, und verbarg aufs sorgfältigste, was ihren Kindern und Hofbedienten unfehlbar hätte Sorgen und Unruhe verursachen müssen. Sie hatte so viel Gewalt über sich selbst, daß sie ihr gewöhnliches heitres und aufgereimtes Wesen bis auf den lezten Augenblik behielt, und diejenigen, die um sie waren, ausdrüklich befragte, ob sie eine Veränderung in ihrem Wesen bemerkten, oder ob ihre Geduld auf irgend eine Weise nachgelassen hätte? Als sie nun im Begriffe war, ihren sterblichen Leib abzulegen, und jene andere Hälfte von ihr selbst, ihre so zärtlich geliebten Kinder, zu verlassen, und sie ihre getreuen Freunde um sich her stehen sah, die den Schrekniſſen der Verzweiflung Raum gaben, redete sie dieselben mit entschloßner und unveränderter Stimme an: Sie weinen, aber warum

wei=

weinen sie denn? Wo ist hier die demüthige Ergebung in Gottes Willen, die sie dem Schöpfer der Welt schuldig sind? Wo ist die Gelassenheit und Unterwerfung, die sie aus dem Lesen des Wortes Gottes und aus dem Nachdenken darüber hätten lernen sollen? Sind diese Thränen und Seufzer denn die einzigen Früchte von dem, was sie gelernet haben? Sehen sie doch, was ich thue, und thun sie, wie ich gethan habe. So weit es in meinem Vermögen war, habe ich mein Herz rein, und meine Lippen unbeflekt erhalten. Ich erfüllte meine Arbeit mit Fröhlichkeit und überließ den Erfolg meinem Gott; und darum kömmt mir nun der Tod weder fürchterlich noch abscheulich vor. Ich scheue mich nicht vor seiner Annäherung. Ich fühle die tröstliche Hoffnung, daß ich hingehe, im Schooße meines Schöpfers die Gewißheit von alle dem Guten zu schmekken, das er denen, die ihn mit aufrichtigem Herzen lieben, so zuverläßig verheissen hat.

Sie brachte alles in Ordnung, und vergaß nichts, und indem nichts als Heulen und Schreien um sie her zu hören war, sah sie die Ankunft des Todes, und betrachtete ihn mit standhafter Aufmerksamkeit, hieß ihn als einen Freund willkommen,

nen, fiel unter seiner kalten Umarmung in einen tiefen Schlaf, und gab ihren unsträflichen Geist in die Hände ihres Schöpfers auf; einen Geist, der es werth war, die gesegneten Wohnungen der Auserwählten, den gnädigen Lohn ihres Glaubens, ihrer Liebe und ihrer Hoffnung einzunehmen. Wäre es mir erlaubt, mich aufs Umständliche einzulassen, was für ein Beispiel könnte ich nicht der Nachwelt aufstellen. Vielleicht haben wenig solche grosse Seelen iemals gelebt, und vielleicht hat es keine in der Ausübung der Tugend höher gebracht. Die Kräfte ihres Geistes und Herzens waren in unaufhörlicher Bewegung. Sie bewies thätige, nicht bloß theoretische Güte des Herzens, und war der Meinung, man müsse iede Gelegenheit Gutes zu thun, suchen und nüzzen, und die Gutthätigkeit müsse in ihren Grundsäzzen unveränderlich sein; wir müßten uns bearbeiten, das Herz fest und unverwundbar zu machen, und der Welt nüzlich und so zu leben, daß man sich nach uns sehnte, wenn wir todt wären. Geringfügige Dinge müßten nie das Herz aus seiner Fassung bringen; nur müsse man nichts aus Eitelkeit oder thörichtem Ehrgeize thun. Und wenn wir diese Welt, als einen Ort der Prüfung, und als den Uebergang zu ei-

uem andern Leben betrachteten; so würden wir uns nie zu fest daran hängen, wie an eine Wohnung, wo wir ewig bleiben könnten. Mit einem Worte, sie war der Stolz des Staats, die Stüzze der Kirche, die Lust der menschlichen Gesellschaft, die Zierde ihres Jahrhunderts, die Ehre ihres Geschlechts, das Glük ihrer Familie, und wird von uns ewig gepriesen und bedauert werden.

Diese Prinzeßinn verdiente es also, von Young den Schönen zum Muster vorgestellt zu werden. Er sagt von ihr in seiner 5ten Satire über die Ruhmbegierde: „Ihr aufblühenden Schönen der brittischen Insel! da die erhabene Anna mit holdseligem Lächeln eure Schaar anführt, und an eurer Spizze strahlt; so scheint es fast unmöglich nicht wohlgezogen zu sein. Sucht nur ihrem glänzenden Beispiele nachzuahmen, und wir werden euch alles schuldig sein, ausser der Anbetung.„

V.

Gedichte.

V.

Die todte Clarissa.

Blume, du stehst verpflanzest, wo du blühest,
Werth, in dieser Beschattung nicht zu wachsen,
Werth, schnell wegzublühen, der Blumen Edens
Bessre Gespielinn!

Lüfte, wie diese, die die Erd' umathmen,
Sind, die leiseren selbst, dir rauhe Weste,
Doch ein Sturmwind wird, o er kömmt! entflieh du,
Eh' er daher rauscht,

Grausam, indem du nun am hellsten glänzest,
Dich hinstürzen! Allein, auch hingestürzet,
Wirst du schön sein, werden wir dich bewundern,
Aber durch Thränen!

Reizend noch stets, noch immer liebenswürdig,
Lag Clarissa, da sie uns weggeblüht war,
Und noch stille Röthe die hingesunkne
Wange bedekte.

Freudiger war entronnen ihre Seele,
War zu Seelen geflogen, welch' ihr glichen,
Schönen, ihr verwandten, geliebten Seelen,
Die sie empfiengen,

Daß in dem Himmel sanft die liedervollen
Frohen Hügel umher zugleich ertönten:
Ruhe dir, und Kronen des Sieges, o Seele,
Weil du so schön warst.

So triumphirten, die es würdig waren.
Komm, laß uns wie ein Fest die Stunde, Lidli,
Da sie fliehend uns ihr erhabnes Bild ließ,
Einsamer feiern!

Sammle Cypressen, daß des Trauerlaubes
Kränz' ich winde, du dann auf diese Kränze
Mitgeweinte Thränen zur ernsten Feier
Schwesterlich weinest!

Klopstok.

Am Communionstage meiner Freundinn.

So steht der Ungefallnen einer
Am Thron des Ewgen im Gebet;
Nie haben Engel Gottes reiner,
Erhörter nie, als du, gefleht.
Die Andacht flammt aus deinen Blikken,
Stark, wie sie deine Brust durchglüht;
Und meinen Geist durchströmt Entzükken,
Der so dich, beste Freundinn, sieht.

Reli-

Religion von Gott gegeben,
Die siegendste Gewalt ist dein!
Du flössest Sündern heil'ges Leben,
Gerechten Lieb' und Ehrfurcht ein;
Doch stärker noch sind Muth und Triebe,
In die für dich die Seel' enthrennt,
Wenn dich ein Herz, so werth der Liebe,
Wie meiner Freundinn Herz bekennt.

Dieß ist die feierliche Stunde —
Sie sei mir heilig und geweiht! —
Da sie mit dankerfülltem Munde,
Voll Regungen der Dankbarkeit,
Hin am Altare Gottes kniet,
Von der Vergebung Gnad' entzükt,
Voll Andacht, die das Herz durchglühet,
Zum Himmel, ihrer Heimath, blikt.

Die Engel, die den Thron umringen,
Entzükt der Anblik; ieder steht
Bereit, um es vor Gott zu bringen,
Dieß so erhörliche Gebet.
Und so ergießt der Dank von allen
Sich in ein jubelvolles Lied,
Weil Gott mit Huld und Wohlgefallen
Auf dieß Gebet hernieder sieht.

O Gott! mit ihrem Flehn verbindet
Das meine, voller Inbrunst, sich,
Was izt mein Herz vor dir empfindet,
Das weißt du, du erforschest mich!
O! daß nur ich, mit Schuld beschweret,
Noch nicht von unbeflektem Sinn,
Izt, da dein Ohr die Unschuld höret,
Mich dir zu nahn nicht würdig bin.

Doch, mein Gebet, Herr, ist Entschliessen
In Zukunft ganz mich dir zu weihn;
Ich schwörs zu deines Thrones Füssen,
Dir und der Tugend treu zu sein.
Dir zu gefallen sei mir Ehre,
Wär es auch Schande vor der Welt;
Und meiner Freundinn Beispiel lehre
Mich ferner, wie man dir gefällt.

Eschenburg.

Die Rose am Bach.

An die Schönen.

Ihr Schönen, dort in dem Thal!
Ihr blüht wie Blumen, ach seht!
Seht hier die Rose! Sie sieht

Sich in dem Spiegel des Bachs,
Und wird, indem sie sich sieht,
Voll Stolz auf ihre Gestalt.
Allein, ihr Schönen, gebt Acht!
Es kömmt ein tobender Sturm,
Und der verschonet sie nicht.
Er schlägt die Blätter herab;
Ach seht, es trägt sie der Bach
Auf schnellen Wellen hinweg.
So flieht, ihr Schönen, ach seht!
So flieht die Schönheit davon!

Gleim.

Die Rose.

Im Thale sah ich einst die volle Rose,
Von schwüler Hizze mittägigen Strahlen gedrükket,
Neigte sie am welken Stengel schon
Sterbend ihr Haupt zur Erde.

Gleich dem blassen Rothe,
Das, sterbende Clarissa!
Von deinen Wangen hinweggewelkt,
Schien ihr ermattender Glanz.

Zephyre warteten schon, hinwegzutragen
Die fallenden Blätter, und irgendwo die Lokken
Einer schlummernden Unschuld damit zu
schmükken,
Oder, mein Kleon! dein friedliches Grab-
mahl.

Aber — so wollt es ein günstiges Schikksal —
Noch war, so sehr er dir nahe schien,
Blume! so sehr er dir dräute,
Noch war nicht bestimmet dein Tod!

Leichtschwebende Gewölke sah ich,
Von kühlenden Westen getragen,
Aufwallen, dichter sich zusammendrängen
Und schwärzen den heitern Horizont.

Auf die durstenden Felder herab
Sanken die silbernen Tropfen sanft.
Die Felder grünten erquikt, und
Im jugendlichen Glanz erhub

Ihr Haupt die Rose wieder; so hebt
Ihr Haupt die leidende Tugend,
Wenn eine Thräne für sie
Rinnt vom Auge des Menschenfreunds,

Oder

Oder vom Auge des edleren,
Erhabneren Menschenfreundes des Christen!
Und selig der, bei dessen Leiden
Des Christen Auge weint.

Charlotte * *

Der erstandene Meßias.

Nicht mehr am Kreuz, nicht mehr im Grabe
Ist Gott Meßias, ist der Held!
Jauchzt ihm, ihr Himmel! jauchzt dem Ueber-
winder!
Und jauchz' ihm du, o Welt!

Jauchz' ihm, mein Herz! des Todes Schrekken
Tilgt er, des Ewgen ewger Sohn.
Erstanden ist der Held! Er sprach dem Feinde
Gefallner Sünder Hohn.

Kein Fels verschloß den, der die Angel
Der Höllenpforten selbst zerbrach,
Dem die Natur im Schooß des Nichts gehorchte,
Als er ihr Werde sprach.

Kraft gab der Gott der Rechte Donner:
Das Innerste der Erd' erbebt!
Triumph, Jerusalem! Dein grosser König
Und mein Erlöser lebt!

Sieh

Sieh nun, mein Geist! der Erde Grüften
Entsteigt, dem reinen Aether gleich,
Die Menge Heiliger, und iedes Antliz bildet
Dir schon ein Himmelreich.

Erheitert sich das Thal des Todes;
Mit Herrlichkeit des Herrn erfüllt
Die lange Nacht, mit Glanz sich diese Stätte,
Die meinen Geist verhüllt.

Dieselbe.

An den Gram.

Dort schleicht der Gram! — des Todes schwarzer Schleier
Hüllt seinen trüben Blik in Nacht:
Weh dir, dem dieses Ungeheuer
Des Lebens Last nur fühlbar macht.

Sein Athem hauchet quälendes Verderben
In die von ihm bekämpfte Brust,
Und tödtet durch ein langsam peinlich Sterben
Des heitern Lebens Ruh und Lust.

Doch Tugend schüzt vor ihm die ihr Geweihten.
Der Unschuld fehlt die Freude nie.
Sie schenkt, gleich reingestimmten Saiten,
Dem Leben süsse Harmonie.

Sieh,

Sieh, wie aus niedern Gründen sich erhebend
Die Lerche froh gen Himmel dringt,
Und frei im blauen Aether schwebend
Kunstlose, süsse Hymnen singt!

So hebt mein Geist sich auch zu höhern Sphären
Hinauf mit forschend frohem Blik,
Und laut tönts ihm von allen Sphären:
Die Gottheit will dein ewig Glük!

Dieselbe.

Die verwelkten Veilchen.

An Theon.

Sie sind schon Staub, o Theon, schon
Dahin gewelkt, sie rettete
Nichts, deine Veilchen, die ich, ach!
Einst an dem schönsten Frühlingstag
Für dich, voll reiner Zärtlichkeit,
Gepflükt, für dich, dem Seligkeit
Der Unschuld sanfte Freuden sind,
Dem mehr, als Glük der Könige
Auch in der kleinsten Scene mehr
Das sanftere Vergnügen gilt,
Das dir dein fühlend Herz verleiht.

Dahin

Dahin sind deine Veilchen! Nicht
Geschüzzet von der Unschuld, nicht
Von jener höhern Zärtlichkeit,
Die meinem Angedenken stets
Wird heilig, wird gesegnet sein.
Sie sind dahin! dir aber blüht
In meinem Herzen das Gefühl
Der edlen Freundschaft stets, die uns
Einst selbst noch in den Wohnungen
Der Wonne und der Seligkeit
Den ewgen Lenz verschönern wird.

Dieselbe.

Vertrauen auf Gott.

Der Herr ist meine Stärke,
Mein Lobgesang ist Gott!
Preißt ihn, preißt seine Werke,
Den Retter in der Noth.

Denn er zerbricht die Wagen
Der Mächtigen im Streit,
Und die, so nach ihm fragen,
Dekt er mit Sicherheit.

Sein Arm schüzt die Bedrängten,
Und die, so Herz und Sinn
Von seinen Wegen lenkten,
Giebt er im Zorn dahin.

Mit Ungestüm erheben
Die Feinde seiner Macht
Ihr stolzes Haupt, und beben
Sobald sein Grimm erwacht.

Sie ziehn einher die Rotten,
Die meiner Väter Gott
Und seiner Wahrheit spotten,
Schon zugezählt dem Tod.

Verdammniß ist ihr Ende,
Wenn der Gerechte lebt,
Der jauchzend Herz und Hände
Zu Zions Höhen hebt.

Dieselbe.

Arie.

Das, was ich mir als Glük erwähle,
Wie selten ist dieß Glük und Guth?
Was zagt denn muthlos meine Seele
Bei dem, was Gottes Weisheit thut?

Bei

Bei dem, was doch sein hoher Rath
Zu meinem Glük beschlossen hat.

Dieselbe.

An Leonoren.

Ein Traum.

Schon hob mit stillem Pomp aus ihrer Grotte
Zum Himmel sich die braune Nacht,
Als noch mein Geist die Göttlichkeit der Tugend
In Leonorens Bild gedacht.

Da sank der sanfte Schlaf mit leisen Schwingen
Auf mein bethräntes Aug herab.
Ein Traum, — o welch ein Glük! — der jene Freuden
An deiner Brust mir wieder gab!

In einem Meer voll drohender Gefahren
Trug uns ein leichter, morscher Kahn,
Doch spähte unser Blik von ferne schon das Ufer,
Doch schienen wir uns ihm zu nahn.

Nacht war es noch, doch kämpften auf dem Meere
Nicht Stürme mehr mit toller Wuth,
Und Luna zeigte uns des blühnden Ufers Bildniß
Auf der von ihr beglänzten Fluth.

Die Freundschaft, sprach ich zitternd, giebt mein
Leben
Dem leichten Kahn auf Hoffnung hin.
Du kennest meine Furcht; doch wohl, wohl mei-
nem Herzen,
Geliebte, daß ich bei dir bin.

Noch so, wie sonst, belohntest du die Liebe
Mit alter, treuer Zärtlichkeit,
Noch so, wie sonst, erkannt ich jene Züge
Der unverstellten Redlichkeit.

Voll Zuversicht schienst du, das Ufer zu erreichen
Und furchtlos schien dein edles Herz,
Doch wölkte sich um deine Stirn' ein Nebel
Von Wehmuth und von bitterm Schmerz.

Ach! sagt ich, Leonore, sieh die Bläße,
Die izt Dianens Antliz dekt!
Endimion! — Sie sieht ihn durch die Zweige
In Todesschlummer hingestrekt.

Wie oft, wenn sie in einen dichten Schleier
Den sanften Silberglanz verhüllt,
Hat Gram um ihn, um den geliebten Jäger,
Und Schmerz die Götterbrust erfüllt.

Verstehst du mich? O ja! Sie fließt, die Thräne
Vom weggewandten Angesicht.
Sieh! so verschont das Schikfal aller Zeiten
Selbst einer Göttinn Liebling nicht.

Dieselbe.

An seine Gemahlinn.

Wo Ritter und wo Frauen sind,
Da mag der Ehren viel geschehen,
Doch pflegt auch oft ein Lügenwind
Die reinste Tugend anzuwehen.

Die reinste Tugend hüte sich
Und scheine wie der Sonnenschein,
Erhaben, unveränderlich,
Still überall, und rein.

Margrave Otte von Brandenburg
mit dem Pfeile.
nach Gleims Uebersezzung.

An Mademoiselle Stahl.

Soll ich dein schwarzes Auge loben,
Du jüngste Tochter meines Stahls,
Soll von der Muse nur dein Antliz sein erhoben,
Wie Schönheit eines bunten Thals?

Ist

Ist an dem Apfel auch die Schaale
Bewegungsgrund zur Lüsternheit?
Verdient ein reizend Bild, im goldnen Fürstensaale,
Anbetung oder Zärtlichkeit?

Der äussre Firniß des Gesichtes
Wird von den Jahren abgehaucht,
So ganz auch die Natur in Farben reines Lichtes
Den feinen Pinsel eingetaucht.

Nichts sind auf Stirne, Mund und Wangen
Die Lilien und Rosen, nichts
Sind Augen voller Tag, wenn sie gleich Sonnen prangen
Am Himmel eines Angesichts.

Wenn Sittsamkeit nicht aus der Seele
Sich in die sanften Blikke gießt,
Und nicht der schöne Mund, wie ein Gefäß mit Oele,
Aus Herzensquellen überfließt.

Dann haß ich alles; selbst dem Wizze
Des Lasterhaften fluch ich laut,
Und wäre gleich sein Kopf auf einer Marmor-
stüzze
Des weissen Halses schön gebaut.

Doch müßt ich, ihn verachtend, lieben
Dich himmlischfühlend sanftes Kind,
Auf dessen Antliz ward von der Natur geschrieben,
Wie fein des Herzens Reize sind.

Karschinn.

An die
Fr. Geheimeräthinn v. Buchholz.

Geliebte, die mit ihrem Glük auf Erden
Zufrieden bleibt, wenn glüklicher zu werden
Der Thor erfindungsreich an Wünschen ist.
Ich fühl in mir nicht eitle Triebe brennen,
Ich bin vergnügt dein schönes Herz zu kennen,
Und glüklich, daß du meine Freundinn bist!

Es fahre die, der es das Glük gewähret,
Im Wagen, sei am Kopf und Brust beschweret
Mit Steinen, die ein Bergdurchwühler fand.
Ich wünsche mir kein Haus mit Marmorwände
Und keinen Prunksaal; keine zum Verschwend
Gedekte Tafel von des Schiksals Hand!

Ein Glüklicher mag von dem Traubenstokke
Die Kelter füllen, und den Kaufmann lokke
Oft der Gewinn auf ein zerbrechlich Holz.
Er schiffe schwer von Hoffnung bis nach Juden,
Und komme mit den besten Seegelwinden
Zurük, auf Lasten seines Reichthums stolz.

Ich fodre nichts als Brodt für meine Tage,
Ein ruhig Herz und Kleider, die ich trage,
Um mehr bedekt, als stolz geziert zu sein,
Kein Menschenarm erhält das Glükke bändig;
Und wenn es will sei es mir unbeständig;
Nur bleibt alsdann, ihr wahren Freunde, mein.

Wird mir, wenn einst auch böse Tage kommen,
Nur dieser Schaz, die Freundschaft, nicht genommen;
Behalt ich alt der Muse Saitenspiel,
So hab ich gnug Glükseligkeit und Freuden,
Und heisse mich die Prächtigen beneiden,
Sie haben oft kein Herze zum Gefühl.

Karschinn.

An Mademoiselle Buchholz.

den 30sten Novemb. 1761.

Du aus den Händen der Natur
Zu ihrem Ruhm hervorgegangne Schöne!
Izt singet auf der armgewordnen Flur
Nicht mehr die Lerche. Izt verlernt die Töne
Selbst deiner Schwester Nachtigall. Sie schweigt
In ihrem melancholischen Gehäuse;
Tiefdenkend sizt sie da — — so sizzet oft der Weise,
Der Menschenfreund, wenn fremde Noth ihn beugt,
Wenn drükkend Elend kömmt mit junggewordnen
Tagen,
Wenn durch das Vaterland die lautgestöhnten
Klagen
Erschallen allgemein: Dann sizzet traurig er
Verstummt von Schmerz und blikt umher,
Ob aufgeklärte Tage kommen —
Du holdes Mädchen, von zwei Frommen
Im Lande Friedrichs auf die Welt gebracht;
Unmuthig siehest du den Bäumen ihre Pracht,
Den Blumen ihren Reiz benommen.
Der Maulbeerbaum — da steht er blätterlos;
Wie liegen unter ihm die stolzgetragnen Lokken
Zerstreut auf schwarzer Erde Schooß,

Den blassen Leichen gleich! O, ihre Sterbeglokken,
Die rauhen Winde stürmten um sie her.
Wie ist die Rebenwand von ihrem Schmuk so leer!
Nichts grünet mehr in dem belebten Raume,
Wo du lustwandeln giengst, wo Bäume sich gebükt
Vor deines weissen Kleides Saume,
Wenn sie dein Angesicht erblikt.

So nimmt die Zeit einst Güter der Natur
Dir, schönes Kind! Dein Herbst, dein Winter wer=
den kommen
Mit räuberischer Hand. Dann wird, wie von der
Flur,
Der Reiz von dieser Wange weggenommen.
Sie lassen dir des Herzens Schönheit nur!
Nur den Verstand heraufgereift, nur Züge
Der Seele, die mit Tugend ausgeschmükt
Nicht von der Zeit, vom Zufall nicht erdrükt,
Bezeuget, daß in ihr der Gottheit Funken liege!
Wenn achtzehn Erndten noch vorüber gehn,
Und Krankheit nicht in dir Verwüstung angerich=
tet;
Dann ist vielleicht noch dieses Antliz schön,
Das alle Kunst der Mahlerei zernichtet.
Wenn aber funfzig Sommer du gelebt;
Alsdann haucht alle Reize von den Wangen

Die starke Zeit, vor der die Gerten sind vergangen,
Die prächtig in der Luft geschwebt.
Dein äussrer Bau, so künstlich er gewebt,
So fein die Nerven auch sind überzogen worden,
Ist nichtig, muß vergehn; wie Blüthen im April,
Wenn nächtlich sie ein Frost kommt, in der Knospe
morden,
Und, wenn ins Leben sie die Sonne wekken will,
Noch ungestalt und welk am Zweige kleben —
Dir aber sollen noch die Jahre Reizung geben.
Dein Geist, der innre Mensch, soll, wirst du älter
sein,
Durch größre Schönheit den erfreun,
Der dir bestimmt, und deiner werth befunden,
Mit dir durchlebet goldne Stunden.
Uns nicht bekannt ist dieser Jüngling noch.
Du horchst hoch auf, wirst roth, und willst ihn
wissen?
Der Himmel kennet ihn, und der wird doch
Dich nicht unedle Lippen lassen küssen.
Nein fromm und treu, verständig, zärtlich, ernst
Sei der, von dem du leicht mehr Tugenden noch
lernst.

Korschinn.

Ein

Ein Wort an den Tod.

O Tod, wie bitter bist du dem,
Der reich war, der sich hier ein ewig Leben
dachte,
Und alle Stunden angenehm
Durch neu erfundne Freuden machte!
Du kömmst: sein Flittergold und seine Federbüsche,
Die ihm das Glük, die ihm der Ruhm verschwen-
drisch gab,
Das alles reissest du mit starkem Arm ihm ab.
Und läg am Sterbebett auf einem Marmortische
Der Zepter über eine Welt,
Und wäre bei den Arzeneien,
Das Diadem von theurem Stein gestellt:
Doch würde nichts den Menschen mehr erfreuen,
Der izt in deine Hände fällt.
Doch, Menschenfeind, der alles so vergällt,
Dich zu beschämen, will ich die Geschichte sagen,
Die nicht vor hundert Jahren sich,
Nein, erst vor kurzer Zeit wahrhaftig zugetragen.

Rosaria war schön, reich, vornehm, jugendlich
Und erst vermählt seit hundert Tagen
An einen Mann, der sie geliebt
Mehr, als sein Herz, das ihrem Staube
Nun traurige Besuche giebt!

Krank ward sie, und ihr Reiz ward plözlich der
Gewalt
Des Fiebers und der Nichtigkeit zum Raube.
Sie lag. Nicht eine Spur der blühenden Gestalt
Blieb übrig auf den blassen Wangen:
So hängt an Bäumen, die im jungen Frühling
prangen,
Ein von dem Frost getödtet Blat,
Das ausser seiner Form nichts mehr behalten hat!

Rosaria mit mattem Blikke
Sah in das ofne Grab, sah in die Welt zurükke:
O alle Freuden waren ihr entflohn!
Nichts mehr für sie! Ihr Auge wandte
Sich heilig zur Religion,
Die himmlischlächelnd sich zu ihrer Seele wandte
Mit Gütern, die vorher ihr Herz nie recht erkannte,
Und kämpfen mußte sie noch schwer.
Sie suchte lange Trost, und lange blieb sie leer,
Fiel in Entzükkung, lag tiefschlummernd viele
Stunden,
Schlug sanft die Augen auf, ward Tag im Angesicht
Und rief mit Freudigkeit: Ich habe nun gefunden!
Was fand sie denn, o Tod? die Ruhe, welche nicht
Der ganzen Welt Versprechung kann gewähren
Dem Sterbenden, der alles eitel nennt,

Nicht

Nicht mehr der Erde Gözzen kennt
Und Ruhe sucht, wo Ruhe liegt, begehren.
Dann frägt der stärkste Geist, der kühnste Atheist:
Ob Reichthum, Lust und Ehre folgen werden?
Und alle sagen nein! und alles bleibt auf Erden
Und allen spottet fromm der Christ.
Dir aber, der du ihm nicht rauh nicht schreklich bist,
Reicht er die Hand, wie auf dem Meere
Ein Schwimmender sie reicht dem, der sein Ret-
ter wäre.

Karschinn.

Natur.

Nur stets gepuzt und stets geschminkt,
Als prangte sie ins Hochzeitmal,
In Gold! in Seide! — Wie sie blinkt,
Hellglänzender als Sonnenstrahl!
So fein! so reich! ganz Kunst! Geschmak! Eins
nur,
Eins fehlt dir, reiche, feine Kunst — Natur!

Wie-

Wiegenlied für unsere Schönen.

Schlummre, mein Püppchen! Was gakkert im Stall?
Heute war Kränzchen und Morgen ist Ball!
Lebten und webten die Hüner wie du,
Sicher noch ließ uns ihr Gakkern in Ruh.

Schlummre, mein Püppchen! In Spiegel zu sehn,
Schnippchen zu schlagen, und Näschen zu drehn,
Röschen zu knitten, von Gekken umgaft,
Braucht man Erquikkung, und Schlummer giebt Kraft.

Schlummre, mein Püppchen! die Tante mag schrein.
Läßt sie das häßliche Schmälen nicht sein:
Kochen verstehst du, die Betten sind da —
Nimm dir ein Aeffchen und werde Mama.

Michaelis.

Schönheit ohne Tugend.

Was soll ein minnegliches Weib?
Was sollen ihre lichten Augen, ihr rother
Mund, ihr schöner Leib?
Was

Was soll ihr Gruß? ihr Lachen?
Und ihr viel süsser Nam
Und all' ihr Schmuk, trägt sie ihn ohne Schaam?
Was soll ihr Weibes Güte, mit der sich Tugend nicht vereint?
Was ihrer Schöne Klarheit und ihre Jugend?
Warum, wenn sie will alten ohne Tugend,
Warum ist sie nach Gott gebildet?
Ihr reinen Männer! Ihr werthen Weiber,
Hasset solche schöne böse Leiber,
Den schlechten Thon, den falsches Gold vergüldet.

Herr Reinmar von Zweter.

An seine Tochter.

Mein Töchterchen bewerbe sich
Um keinen Mann, es steht nicht wohl;
Will's aber einen, so will ich
Sie lehren, wie sies machen soll.

Sie soll der allerreinsten Sitte
Beständig sich befleißigen;
Sie soll von allen Tugenden
Begleitet gehen in der Mitte.

Sie soll in Sanftmuth Heldinn sein,
Und sprechen, lachen, tanzen, scherzen,
Als wie die Unschuld, und von Herzen
Gott fürchten, aber ohne Schein.

Die Weisen alle soll sie ehren!
Du lächelst, Töchterchen, mich an?
Die Kunst zu werben einen Mann,
Ich kann sie dich nicht besser lehren.

Derselbe,
nach Gleims Uebersezzung.

Die Schöne an den Spiegel.

Hinweg, hinweg, dienstfertiger Schmeichler,
Der unser Geschlecht mit Thorheit erfüllt!
Du bist die unversiegene Quelle,
Aus der uns Stolz und Eitelkeit quillt.
Für ieden der eingebildeten Reize,
Die du uns zeigst im hellsten Licht
Verbirgst du zwanzig wirkliche Mängel;
Nein, Schmeichler, nein, dir trau ich nicht.

Ja, wenn du meines Angesichts Flekken
Mich lehrtest, wie seine Reize, verstehn,
Mich lehrtest, meine eignen Gebrechen
So klar als anderer Fehler zu sehn;
Dann wollt ich dir trau'n! So lange, du Schmeich-
ler!
Ists sicherer, daß man dich flieht.
Denn wie läßt sonst ein Urtheil sich fällen
Von Dingen, die man halb nur sieht?

Doch wenn du auch mein äusserlich Ansehn,
Farb, Mienen und Züge treulich mir zeigst,
Nicht meine Reize schmeichelnd vergrösserst,
Nicht das, was häßlich ist, mir verschweigst:
Kann ich durch dich auch mein Innres erkennen?
Sehn, wie mein Herz gestaltet ist? —
So lang du dieß nicht kannst mir entdekken,
Fürcht ich noch immer deine List.

Wenn alle Reize, die du mir zeigest,
Auch tadellos wären, wären ganz mein:
Ist drum mein Herz auch und mein Gemüthe
So tadellos? Und edel und rein?
Dieß erst zu ergründen sei mein Bestreben,
Und, find ich da was mich entstellt,
Dieß zu verbessern, nicht bloß zu bergen,
Zu schminken nicht den Blik der Welt.

Wenn Leidenschaft erschüttert die Seele,
Dem Herzen gebietet, Laster es schwärzt,
Was hilft dann Ansehen, und himmlische Schönheit,
Um die jedwede Grazie scherzt?
Dieß alles, was ist es? Täuschende Träume! —
Ein Engel Gottes! sprichst du? Ha!
Nimm der Gestalt die Larve des Engels,
So steht ein schwarzer Dämon da.

Aus dem Englischen des Blyth.

Wiegenlied an ein Mädchen.

Noch schlinget dich die süsse Ruh
In ihren Arm! Vergnügt,
O kleine Schöne, schlummerst du,
Wenn dich die Amme wiegt.

Auf deinen Wangen keimet schon
Ein sanftes Morgenroth,
Das in der ersten Dämmrung schon
Mit schönen Fesseln droht.

Um deine jungen Blikke irrt
Ein Lächeln, welches bald
Die Stuzzerwelt bezaubern wird,
Die dir entgegen wallt.

Dann

Dann öfnen hundert Fenster sich,
Wenn du am Fenster stehst,
Und Blik auf Blik verfolgen dich,
Wenn du zur Kirche gehst.

Man lobt, von warmer Lieb entbrannt,
Bald deinen kleinen Fuß,
Bald dein Gesicht, bald deine Hand,
Und wünscht sich deinen Kuß.

Du aber, holder als der Mai,
Der sich in Blüthen hüllt,
O Mädchen, bleibst der Unschuld treu,
Die deine Seele füllt.

Hölty.

Inschrift auf den Sarg eines jungen Frauenzimmers.

Die Frühvollendete! Wie eine Blume stirbt,
Die kaum erst aufgeblüht im Mittag schnell verdirbt,
So blühte sie und starb. Belohnt nach kurzem Leide
Ereilt ihr freier Geist die Wohnungen der Freude.
Hier ist dein Antheil, Grab! ihr Staub.

Doch was hier ruht, bleibt nicht des Todes Raub.
Einst wird den modernden Gebeinen
Des Lebens Sonne wieder scheinen:
Dann wird ihr Leib verkläret, himmlisch schön,
Zu Gottes bessern Welten gehn.

Ach, wie der Nebel über Blumen fleußt,
Floß deine Bläße, Tod,
Ueber diese schöne Jugend hin.
Aber es verweht einst deine Schatten
Der Odem Gottes
Von der aufstrahlenden Himmelsblume,
Hallelujah!

Hamb. Corresp.

An ein Mädchen, das in der Kirche plauderte.

So sehr dich Jugend, Reiz, Wiz und Verstand erheben,
So ziemt das Plaudern dir an diesem Orte nicht.
Dorinde, du vergißt, indem dein Mund so spricht,
Daß selbst vor Gott die Engel beben.

Götting. Musenalm.

Lied einer Schäferinn.

Vergnügt mit meinem Schäferleben
Will ich kein Feld für Hof und Stadt,
Für Kronen keine Kränze geben;
Behalte sie, wer Kronen hat.

Die Kronen drükken schwer, die Kränze
Sind leicht und hauchen süssen Duft!
Ich liebe Scherze, Spiele, Tänze,
Gesunde Kräuter, frische Luft.

Ich liebe Freiheit, liebe Thäler
Und Bäche, spiegle mich darinn,
Und find ich meinen Wangen Fehler,
Dann werf ich mich ans Ufer hin,

Erforschend, ob mein reines Herze
Den fliessenden Cristallen gleicht;
Glükselig, wenn es keine Schwärze
Dem Aug und dem Gewissen zeigt.

Ich sehe meine Lämmer weiden,
Und freue mich, wenn ich sie seh,
Und theile kleine Schäferfreuden
Mit einer lieben Lalage.

Gleim.

Der alternde Dichter.

An die schöne Louise.

Nicht ewig wird die schöne Wange
Wie heute blühn;
Nicht ewig wird der Reiz im Auge, Stimm und Gange
Die Herzen an sich ziehn.

Nicht ewig grünt die jugendliche Wiese,
Wie sie an diesem Tage glänzt,
Der die vortrefliche Louise
Mit frischen Blumen kränzt.

Doch fliehe nur mit Blumen und mit Scherzen,
Du sonst so schöne Zeit;
Hier wohnt im edelsten der Herzen
Ein Reiz, dem nie ein Wechsel dräut.

Durch ihn wird selbst der Winter ihrer Jahre
Schön, wie ihr Frühling, sein,
Und Herzen werden bis zur Bahre
Sich ihrem Herzen weihn.

Mein Winter wird mir froh erscheinen,
Wenn ich als Greis, sonst kummervoll,
Im Obdach von vergnügten Hainen,
Nur ihren Sommer sehen soll.

Götting. Musenalm.

Arie.

Arie.

Frische Lippen, volle Wangen,
Wo das Roth der Jugend glüht,
Reizen, Jüngling, dein Verlangen,
Doch wie bald sind sie verblüht!
Früchte, die am schönsten strahlen,
Sind mit Bittern oft erfüllt,
Und oft liegt in schwarzen Schaalen
Holde Süßigkeit verhüllt.

Schiebler.

Pygmalion.

Eine Romanze.

In Cypern war vor Zeiten
Ein Mann, der hieß Pygmalion;
Im Schooß der Einsamkeiten
Sprach er der Liebe Hohn.

Er schuf vor langer Weile
In seinem stillen Aufenthalt
Aus Marmor eine Säule
Von weiblicher Gestalt.

Schön war es, wie Cythere,
Dieß Werk von seiner Meisterhand,
Schön, wie sie aus dem Meere
Getreten an das Land.

Er hielt oft ganze Stunden
Das allerliebste Marmorbild
Mit heissem Arm umwunden,
Von neuem Trieb erfüllt.

Mit glühendem Gesichte
Starrt ers zu ganzen Tagen an,
Wie seines Wizzes Früchte
Ein junger Versemann.

Er ruft: Verzeih, verzeihe,
Cupido, meinen Irrthum mir.
Mein ganzes Herz voll Reue,
Gott Amor huldigt dir.

Ach dir ist alles möglich,
Hauch einen Geist in diesen Stein!
So ruft der Künstler kläglich;
Wird Amor grausam sein?

Der Gott läßt sich bewegen,
Und von der Fakkel, die er schwingt,
Stürzt schnell ein Flammenregen,
Der durch den Marmor dringt.

In iedes Glied strömt Leben.
Die Augen öfnen sich, die Brust
Beginnt schon sich zu heben.
Was gleicht des Künstlers Lust?

Er führt die junge Schöne
Vom Postament, auf dem sie stand.
Mit mancher Freudenthräne
Küßt er ihr Mund und Hand.

O wie aus seinen Zügen
Des Herzens mächtge Wonne spricht!
Er giebt ihr im Vergnügen
Den ersten Unterricht.

Wenn stets dich zu erhöhen
Mein Herz, Gott Amor, eifrig war;
So fleuch izt auf mein Flehen
Zur Stadt, die mich gebar.

Statüen wirst du finden,
So schöne macht ein Künstler nie,
Hauch, Leben und Empfinden
Und Wiz und Geist in sie.

Schiebler.

Pandore.

Eine Romanze.

Ich will euch singen, was ich einst,
Ich weiß nicht wo, vernommen,
Wie alle Plagen in der Welt
Aus einer Büchse kommen.

Prometheus war in Griechenland
Ein weit berühmter Töpfer.
Ach hätt ihm dieser Ruhm genügt!
Doch nein, er spielt den Schöpfer.

Ein Mädchen formte seine Hand
Aus feinem Meißnerthone,
Schön, wie die Göttinn, die da sizt
Zu Paphos auf dem Throne,

Schön, wie nur immer ein Poet
Sich seine Phillis bildet,
Wenn über ihm die Phantasie
Das schwarze Dach vergüldet.

Prometheus bat den Jupiter,
Die Schöne zu beleben,
Allein ihm wollte das Zeus,
Warum er bat, nicht geben.

Er wird voll Zorn, und rüstet sich
Mit Leiter und Laterne,
Steigt Himmel an und holt sich Licht
Aus einem jener Sterne;

Kehrt glüklich mit dem kühnen Raub
Nach seiner Wohnung wieder,
Und treibt dem Bilde, das er schuf,
Die Gluth durch alle Glieder.

Sie lebt, nichts kann Prometheus Glük,
Nichts sein Vergnügen mehren,
Nun ruft er: Siehst du, Jupiter!
Man könne dein entbehren?

Dieß hörte Zevs, von Grimm entbrannt,
Und sann auf nichts, als Rache,
Und stellt sich freundlich, daß er sie
Noch schrekkenvoller mache.

Er kömmt, das Mädchen selbst zu sehn,
Mit seinem Götterchore.
Sie brachten ihr Geschenke mit,
Und nennten sie Pandore.

Ein schönes Buch gab Pallas ihr,
Und Venus eine Rose,
Saturnia das Hausgeräth,
Zevs eine güldne Dose.

Prometheus sah dieß alles an,
Und merkte Jovens Tükke,
Kind, sprach er, diese Büchse droht
Verderben unserm Glükke.

Bei unsrer Liebe schwöre mir
Sie unberührt zu lassen.
Sie schwur: Ich rühre sie nicht an,
Viel ehr will ich erblassen.

Sie ließ drei ganze Tage lang
Die Dose ruhig stehen,
Am vierten aber fühlt sie Lust,
Sie näher zu besehen.

Die schöne Arbeit! Wie das Gold
Von allen Seiten blizzet!
Dieß bliebe, weils ein Mann gebeut,
Von ihr stets ungenüzzet?

Was wol darinn verborgen liegt?
O möchte sie es wissen!
Sie nimmt sie auf, sie legt sie weg,
Und kann sich nicht entschliessen.

Doch endlich siegt der heisse Trieb!
Sie will, sie muß es wagen.
Sie ist allein; wer wird es dann
Dem Mann gleich wieder sagen?

Sie reißt den Dekkel plözlich ab,
Und ach! mit Donnerschlägen
Fährt aus dem schreklichen Gefäß
Ihr tödtend Feur entgegen.

Und mit der Gluth, die sie verzehrt,
Verbreiten auf der Erde
Sich Hunger, Krankheit, Krieg und Tod,
Und jegliche Beschwerde.

Auch flog ein wilder Schwarm heraus
Von Lastern aller Arten:
Die Wollust und die Trunkenheit,
Die Würfel und die Karten.

Dieß sind der schnöden Neubegier
Beklagenswerthe Früchte.
Ihr lieben Weiber, bessert euch
Aus dieser Mordgeschichte.

Schiebler.

Herr Heinrich von Feldig.

Nach Langens Uebersezzung.

Als man noch rechter Liebe pflag,
Da pflag man auch der Ehre,

Nun

Nun will man nichts, als Nacht und Tag,
Der bösen Sittenlehre!
Wer dieß izt sieht und jenes sah,
O weh! der führt nun grosse Klag,
Daß Tugend sich verkehre.

Herr Gottfried von Nisen.

Nach Langens Ueberſezzung.

Weibes Ehre, Weibes Güte,
Weibes Schönheit, Würdigkeit
Giebt den Männern hoch Gemüthe,
Das sich gern in Tugend übt.
Sie freuet als die Sommerszeit
Bei des werthen Maien Blüthe,
Ach! was der für Freuden verleiht!

Tiren und Corinne.

C. Dich lieb ich stets, Tiren, doch sei auch niemals kalt!

T. Corinne, nein — jedoch wirst du auch niemals alt?

Die

Die Mitternacht.

Hier, wo ich Abendröthe
Und Tag verlöschen sah,
Entschlafen Trift und Flöte,
Und Hirten fern und nah.
Der Wald liegt stumm im Lande;
Der Vogel träumt ein Lied,
Wenn er die Sie beim Strande
Noch einmal baden sieht.

Lenz und Gefilde rühren
Mit Wonne meinen Geist:
Nur vor des Pöbels Thüren
Lärmt Alp und Poltergeist.
Laßt mich bei Nacht und Sternen
Getrost und freudig sein,
Wie sich in tausend Fernen
Erhaltne Welten freun.

Sei freiheitsvoll, mein Wille!
Sing aus der Mitternacht,
In die ich mich verhülle
Vor Heuchlern und Verdacht,
Vor Seufzern und Geberden
Und was an ihnen flucht;
Die Zornigen auf Erden
Hat Ohnmacht heimgesucht.

Ihr Könige, vergebens
Wird etwas groß genannt!
Das halbe Land des Lebens
Ist izt ein Todtenland.
Dieß Vorbild vom Verderben
Gilt eurer Größ und mir;
Fürst und Vasallen sterben,
Vereinigt sterben wir.

Mit der Natur zu rechten,
Kam niemals mir im Sinn,
Nach wenig Mitternächten
Muß Chloris selbst dahin.
O Kind, die Flucht der Tage
Braucht langes Grämen nicht,
Gram ist der Thoren Plage,
Vergnügen unsre Pflicht.

Wohl dem, der zum Vergnügen
Nichts ausser Chloris mag:
Wie Mitternacht verschwiegen,
So reizend als der Tag!
Die Jugend ihrer Wangen
Erfreuet wie das Licht,
Das bei des Vollmonds Prangen
Aus weissen Strömen bricht.

Fuchs.

Chloe.

Chloe.

Hüpfend, wie das Blut in deinen Adern, scherzet,
Chloe, deine Seel' ihr Daſein hin;
Keine Ahndung ferner Uebel schwärzet
Deinen freien, unbewölkten Sinn;
Alles, däucht mir, ist, wie deine Wangen,
Rosenfarb; gleich Liebesgöttern hangen
Tausend Hoffnungen von brütender Begier,
Sanft entfaltet, gaukelnd über dir.
Jeder Wunsch, der mit Vergnügen schmeichelt,
Scheint dir schuldlos, du erfahrst noch nicht,
Daß der Schmerz sich oft zur Wollust heuchelt,
Und die Hoffnung stets zu viel verspricht.

Ach! warum, o Chloe, sinds nur Träume,
Wenn die Phantasie mit eitler Schöpfungskraft
Goldne Welten um uns her erschaft?
Lauter Lust, wohin das Auge gaft,
Lauter Rosen, lauter Myrtenbäume,
Nektar aus Tokay in allen Flüssen,
Göttertisch von Grazien gedekt,
Lüfte, die von selbst in Symphonien fliessen,
Schlaf auf Schwanen, den zu stillen Küssen
Amor oft, die Sorge niemals weckt;
Lauter Feste, Tänz und frohe Spiele,

Lauter Unschuld, Eintracht, Zärtlichkeit,
Kurz, der Menschen ganze Lebenszeit,
Ein Gewebe lieblicher Gefühle,
Welch ein Traum? — Warum, so ruft entzükt
Von Nanett' im kurzen Unterrokke,
Tristram aus, indem des Mädchens schwarze Lokke
Sich im ungelernten Tanz entstrikt,
Und ihr lächelnd Aug' unwissend Liebe blikt —
Ach! warum du, dessen Wohlbehagen
Unsre Freuden schuf und unsre Plagen,
Kann hier nicht ein Mann sich in der Freude
Schooß
Niederlegen, tanzen, singen, und sein Pater sagen
Und gen Himmel mit Nanetten gehn?
Eitler Wunsch, vielleicht verzeihbar im Entstehn,
Aber doch im Aug der ernsten Weisheit Sünde!
Ein Verhängniß, dessen dunkle Gründe
Wir vielleicht in bessern Welten sehn,
Findt für diese Welt ein reines Glük zu schön,
Mischt in ieden Tropfen Lust geschwinde
Zwei von Bitterkeit, gefällt sich, wie es scheint
Jede Hoffnung selbst gewählter Wonne,
Wenn zu unserm Wunsch sich alles schon vereint,
Plözlich zu verwehn: erfindt für ieden Morgen,
Der uns Lust verhieß, unvorgesehne Sorgen:

Giebt

Giebt die Unschuld oft der Bosheit, dem Betrug
Preis, und lohnt die Treu mit einem Aschenkrug.
Chloe, hoffe nicht, daß innerhalb dem Kreise,
Der den Erdball von dem Sternenfeld
Trennt, die Wonne ie ihr himmlisch Antliz weise;
Ach! sie sinkt nicht bis zur Unterwelt!
Alle diese schönen Luftgesichte,
Deren blosser Name deine Brust
Wallen macht, sind eitle Schaugerichte,
Leichte Träum', unwesentliche Lust!
Freundschaft! — Lieb! — Euch lassen uns die
Götter
Nur von fern aus ofnem Himmel sehn,
Diesseits her versezt sind eure Früchte Blätter,
Die mit leerem Schmuk das Auge hintergehn.

Wieland.

Herr Kristan von Hamle.

Nach Langens Uebersezzung.

Ich wollte, daß der Anger sprechen sollte,
Recht, wie der Syttich im Gelaß.
Und mir alsdann recht sagen wollte,
Wie sanfte ihm zu Muthe was,

Als meine Frau da Blumen las
Von ihm, und ihre minneglichen Füsse
Berührеten sein grünes Gras.

Herr Anger, welche Freude habt ihr empfunden,
Als meine Frau gegangen kam
Und ihre weisse Hände zu neigen begunte
Nach euren Blumen wohlgethan?
Erlaubet mir, Herr grüner Plan,
Daß ich die Spuren ihrer Füsse
Mit meinem Fuß betreten müsse.

Herr Anger, macht, daß man mir geben müsse
Ein Weib, nach dem mein Herze steh',
Euch wünsch ich, daß mit blossen Füssen
Sie annoch heuer auf euch geh,
So schadet nimmer euch der Schnee.
Wird mir von ihr ein lieblich Grüssen,
So grünt mein Herz wie euer Klee.

Reich an Wonne läßt sich schauen
Des Maien Glanz durch alles Land.
Vöglein singen in den Auen,
Die man sonst öfters traurig fand.
Wo ehmals taub lag alle Heide,
Sieht man izt schöne Augenweide;
Dieß ist mein schönster Maientag.

Seh ich nun meine Frau so an
In reicher Wonne vor mir stahn
Ganz gleich dem heitern Scheine
Von der Sonne wohlgethan,
Die Liebevoll geht über alle Reiche:
Recht also die Liebenswerthe
Mein Herze auch durchleuchtet hat.

Wohl ihr, wie sie Falschheit ohn
In weiblicher Zucht sittsam lebet,
Und recht so wie der helle Mond
Unter tausend Gestirnen schwebet:
So vergleichet sich die reine,
Niemand find't sie schön, alleine
Aller Tugenden voll sie ist.

Wenn die Liebwertheste, die Beste,
Mir lacht, glaub ich, ihr rother Mund
Der leuchte aus der Finsterniß.
Ach daß ich nicht in rechter Nähe
Ihn ganze Stunden lang besehe!
Denn ich oft gerne bei mir sehe
Den glänzenden lichtrothen Strahl.

Hätt ich der Zederbäume Tage,
Die wollt ich gern mit ihr alleine leben.

Ihr ganzes Lob ich gerne sage,
Nie will ich ihrer mich begeben.
Sie ist mir lieb vor allen Weiben,
An ihr will ich beständig bleiben,
Was mir darum auch nur geschicht,
Sie ist mir in den Augen süsse,
Und kömmt mir aus dem Herzen nicht.

Warum sollt ich sie wol verlassen,
Da sie so viele Tugend hat?
Und sollte Wankelmuth mich fassen,
Verläßt ihr lichter Schein mich nicht,
Der tief mir in das Herze leuchtet.
So wie der Mai die Auen feuchtet
Mit seiner freudenreichen Zeit,
Die Rose dann vor allen Blumen leuchtet,
So scheint sie auch hervor ohn allen Streit.

Herr Chuacrat der Schenke von Landegge. An seine Gemahlinn.

Nach Gleims Ueberssezzung.

Liebes Weib, ich weiß es wohl,
Was ich an dir minne!
Sanfter Weibesgüte voll
Bist du steter Sinne.

Bist

Bist des argen Falschen frei,
Bist gelinder Sprüche,
Bist gesellig, bist getreu,
Bist für Tisch und Küche.

Bist Gesanges Freundinn, bist
Schön und auserwählet;
Wer des Schönen Kenner ist,
Sage: was dir fehlet?

Und dazu vergiebst du leicht
Meine kleinen Sünden;
Noch ein Weib, das dich erreicht,
Weiß ich nicht zu finden.

Alles Liebes einen Theil
Hat dir Gott gegeben!
Selig Weib, er gebe Heil
Deinem ganzen Leben!

Walther von der Vogelweide.

Teutsche Männer sind wohlgezogen,
Als Engel sind die Weiber gethan!
Wer sie schildet, der ist betrogen,
Anders kann ichs nicht verstahn.

Tugend und reine Minne
Wer die suchen will,
Der soll kommen in unser Land, da ist der Wonne viel;
Lange müß' ich leben darinne.

Amalia.

Als noch Amalia in unsern Schäferhütten
Die Unschuld selbst, das Muster frommer Sitten,
Und aller Schäfer Ehrfurcht war:
Da schmükte nur ein Kranz ihr lokkigt Haar.
Als sie noch gern auf meine Weide trieb,
Da waren ihr die kleinen Lieder lieb,
Die ich von ihr und ihren frommen Sitten
Dem Echo sang, oft wol auf ihre Bitten.
Izt aber, da sie in der Stadt
Viel stolze Schmeichler um sich hat,
Izt liebet sie den schweren Pomp von Gold,
Und ist nicht mehr den leichten Blümchen hold,
Izt liebet sie der Schmeichler Lügen sehr,
Und hat kein zärtliches Gehör
Für meine kleine Lieder mehr;
Sie kennet sich, sie kennet mich nicht mehr.

Gleim.

Die

Die Warte.

Eine Romanze.

Lies nicht! — Entsezzen, Grausen wird
Sonst, Leser, dich ergreifen,
Wie wenn durch bebend Espenlaub
Gewitterwinde pfeifen.

Einst gieng im bleichen Mondenschein
Ganz einsam ich spazieren;
Denn, ach, ein Mädchen hab ich nicht,
Sonst müßte die mich führen!

Bei einer Warte führte mich
Mein Mißgeschik vorüber;
Ein schneller Schauer faßte mich
Beim Kopfe, wie ein Fieber.

Ein hager, schielend, altes Weib
Saß unten an der Pforte.
„Wohin so spät, mein junger Herr?„
Ach dort, nach jenem Orte!

Die Nachtigallen sollen dort
In süssen Chören singen.
Ach, sprach sie, und nahm mich beim Arm,
Laßt Nachtigallen singen.

So bebte dem Franzosen nicht
Vor Roßbach Leib und Seele,
Als mir, denn ach, sie schleppte mich
In eine grause Höhle.

„Ihr zittert! Schämet ihr euch nicht?
„Sezt euch ein wenig nieder!
„Für Langerweil erzähl' ich was,
„Ists aus — dann geht ihr wieder.

„Ihr seht, hieher bin ich gebannt,
„Ich bins seit zehen Jahren!
„Durch meiner eignen Tochter Schuld —
„Wie so, sollt ihr erfahren!

„Sie war so schön, als ich einst war,
(Hier macht ich grosse Augen)
„Mein Kätchen hatte Lippen, Herr,
„So wie sie Kennern taugen.

„Kaum war sie reif, da buhlten schon
„Um sie die jungen Herren;
„Allein, wenn ich sie hüpfen sah,
„Ließ ich das Haus versperren.

„Doch plözlich winkte mir der Tod,
„Gleich ließ ich Kätchen kommen
„Und gab ihr Lehren, welche sie
„Mit Thränen angenommen.

„Mit

„Mit ernster Stimme sprach ich noch
„In meinen lezten Zügen:
„Ach, liebstes Mädchen, laß dich doch
„Von Stuzzern nicht betrügen!

„Mein mütterlicher Geist soll stets
„Beschirmend um dich schweben;
„Und, wenn ein junges Herrchen seufzt,
„Will ich ihm Abschied geben.

„Sie drükte zärtlich noch einmal
„Mir meine kalten Hände.
„Von's Körpers Fesseln frei, flog nun
„Mein Geist durch alle Wände,

„Und flatterte dem Kätchen nach;
„Ach, sie zerfloß im Jammer —
„Doch sah ich schon den andern Tag
„Philinten in der Kammer.

„Und sie — sie nahm ihn lächelnd auf,
„Kaum werdet ihr es glauben,
„Und ließ sich endlich gar von ihm —
„Zehn schöne Küsse rauben.

„O Kätchen, Kätchen, seufzt ich da,
„Und riß voll Wuth den Spiegel
„Vom Band herab; seht dieses gab
„Sogleich Philinten Flügel.

„Nun dacht ich, ist mein Kätchen frei,
„Die Tugend nun geborgen;
„Allein Philint kömmt wieder, und
„Erregt mir neue Sorgen.

„Da ward ich rasend! Jeden Tag
„Ersann ich neuen Lärmen.
„Das mochte wol das süsse Paar
„In ihren Freuden härmen.

„Denn ach, von meinem Kätchen ward
„Ich als Gespenst verklaget,
„Und — denket nur! — den Tag darauf
„Aus meinem Haus gejaget.

„Man faßte mich in einen Sak,
„Und lief mit schnellen Schritten,
„Mich hier in dieß verhaßte Schloß
„Auf ewig auszuschütten.

„Ich seh es, lieber junger Herr,
„Wie sehr sie mich bedauren!
„Ach oft schon weineten mit mir
„Die eingefallnen Mauren.

„So wird izt mit der Tugend stets
„Nur Scherz und Spott getrieben:
„Wird sie nicht überall gelobt,
„Und überall vertrieben?

An der Doris Blumenbeet.

Ihr schönsten Kinder der Natur,
Geliebte Blümchen dieser Flur,
Ich lob euch, daß ihr frischer blüht,
Wenn Doris euch begießt und sieht.

Und daß ihr euch nicht zornig schließt,
Wenn sie euch sieht und nicht begießt,
Und daß ihr williger verderbt,
Wenn ihr in ihren Händen sterbt.

Doch sagt ihr auch, wenn ihr sie seht,
Wenn sie bei euch betrachtend steht,
Daß sie und ihrer Schönheit Zier
So schnell verschwinden kann, als ihr.

Gleim.

Doris im Garten.

Wenn Doris sich im Garten zeigt
Singt Philomel und Zephir schweigt!

Wenn sie am bunten Blumenbeet
Gedankenvoll spazieren geht,
Stehn alle Blumen um sie her,
Als wenn sie ihre Göttinn wär,
Und sie, in ihrer schönsten Pracht,
In der sie sie hervorgebracht,

Sie

Sie huldigten. Balsamscher Duft
Erfüllt die kühle Morgenluft.

Die Lilje, die sich treuer glaubt
Als Ros' und Nelke, hebt ihr Haupt
Weit über Ros' und Nelk' empor,
Und steht in aller Blumen Chor
Weiß, wie die Unschuld, in der Schaar
Der Tugenden.

Die Göttinn sieht
Mit einem Blik, wie alles blüht.

Die eitle Tulpe nimmt es wahr,
Beherzigt den empfangnen Blik
Und denkt:

Ich bin das Meisterstük
Der Göttinn! Als aus ihrer Hand
Ich stolz hervorgieng, o da stand
Die Göttinn selbst gedankenvoll,
Und sah mich an, ich weiß es wohl.

Die Göttinn aber geht vorbei
Und sieht sie nicht, sagt nicht, sie sei
Ihr Meisterstük. Die Rose zieht
Die Augen auf sich!

Aufgeblüht,

Wie eine junge Schöne stand
Sie da vor ihrer sanften Hand,
Und bot sich an. Doch Doris bricht
Die Königinn der Blumen nicht;
Ach, sagt sie nur, wie schön bist du!
Die andern Blumen hören zu.

Sie sieht den königlichen Puz
Der Blätter, sie bemerkt den Schuz
Der Dornen um sie her! Der Duft,
Mit welchem sie die dünne Luft
Durchbalsamt, riecht ihr kräftiger,
Als alles Oel der Indier.

Stillschweigend steht sie lang und sieht
Rund um sich her, wie alles blüht.
Im Weggehn aber thut sie nur
Drei kurze Seufzer: O Natur!
Wie schön, ach, wie so schön bist du!

Und bald darauf sezt sie hinzu:
Wie groß dein Gott!

Und dann verläßt
Sie Ros' und Garten, und ein Fest
Der Freude nimmt sie auf, iedoch
Auch da denkt sie zuweilen noch:
Wie groß ist Gott!

Dein schön Gesicht
O Doris, reizet mich so nicht
Wie deine Tugend. Diese steht
Wie Marmor. Schönheit, die vergeht.

Gleim.

Die Liebe Gottes.

Gott ist die Liebe!
Freu dich deines Daseins, o Seele,
Der dich schuf ist die Liebe!

Du darfst beten!
Darfst zum grossen Schöpfer, Selige, beten!

Wie das Stammlen seiner Gebornen
Ein Vater hört,
Hört er dein Stammlen!
Sieht mit Gnade, Lieb und Erbarmung
Auf die Seele,
Die zu ihm betet, herunter.

O du, zu dem ich flehen darf,
Höre mein Flehn!
Laß, wie meine Seele nur kann,
Sie vom Leibe sich reissen!
Sie die Welt nicht mehr fühlen!

Und

Und nur dich, nur dich,
Du Unerschafner, empfinden!

Die Liebe warst du,
Eh du die Welten erschufst,
Eh du höhere Geister,
Als sie der Mensch zu denken vermag,
Eh du sie erschufst.

Die Liebe warst du,
Da du unsrer Welt,
Werde! gebotest.

Gott ist die Liebe!
Er ists! sagt iedes Gestirn,
Jede Sonne der andern.

Er ists, sagt der Wurm, der kriecht,
Den unser Fuß zertritt,
Ohne daß das Aug ihn sieht.

Harmonisch singen im Walde die Vögel:
Gott ist die Liebe!
Ihnen hallet der Wald nach:
Gott! Gott! Gott ist die Liebe!
Die Berge bringens zurük:
Gott! Gott! Gott ist die Liebe!

Alles, was Odem hat, sagt,
Alles, was wächst und grünt,

Alles,

Alles, was lebt und sich regt,
Alles, was deine Hand,
Du grosser Schöpfer, geschaffen hat,
Sagt: Der uns schuf, ist die Liebe!

Oben am Throne,
An deinem Throne, Jehova!
Singts mit feiernder Stimme der Seraph,
Und der Mensch
Stammelts nach;
Er stammelt: Gott ist die Liebe!

Wie sehr ist ers uns,
Wie sehr den Menschen Liebe!

So ist ers nicht den Engeln.
Engeln vergiebt er nicht Sünde!

Liebe wars, die dich, Adam,
Nach dem Bilde des Ewigen schuf!
Liebe der Hauch,
Wodurch die unsterbliche Seele
Deinen Leib belebte!
Mehr noch, die dich nicht verwarf,
Da du fielst.

Ach, mit ihm sind wir alle gefallen!
Sind wir verworfen?
Vom ewigen Richter verworfen?

Wie furchtbar ist, der richtet!
Wie furchtbar Gerechtigkeit und Allmacht!
Tod und Verderben, wie furchtbar!

O schauernde Seele!
Du vermagst nicht zu danken!
Aber fall nieder! fall nieder!
Bete, staun, und stammle Dank!
Fassen kannst du es nicht,
Aber, o fühle es:
Unser Richter ist unser Erlöser!

Unser Richter ist unser Erlöser?
Jehova will sich erbarmen?
Liebt uns noch?
Will selbst sich versöhnen?
Will selbst das Opfer sein? —
O du ewige Liebe! —

Nein fassen kann ichs nicht;
Nur in Staunen und Thränen versunken,
Und mit dem stärksten Gefühl
Der unsterblichen Seel' es fühlen!

Ihr oben am Thron, ihr Seraphim,
Fassen könnt auch ihr es nicht,
Aber ihr könnt danken!
Ach, dankt für eure Brüder!

Denn izt wissen, izt fühlen wirs:
Wir sind eure Brüder!
Werdens in einer Seligkeit sein,
Wir Erlöste!
Ohne Sünde, wie ihr,
Werden wir ihn schaun,
Ihn, der uns schuf,
Ihn, der uns erlöste!

Ohne Sünde, wie ihr!
Ach! er hat unsre Sünde getragen!
Hat sie vergeben!
Hat uns mit dem versöhnt,
Der Gericht hielt!

Ach! er ist gestorben!
Jesus Christus ist, der Gott ist, ward Mensch,
Und starb für die Menschen.

O du Lamm Gottes,
Das die Sünde der Welt trägt,
Erbarme dich unser!

Du bist gestorben?
Für uns Sünder gestorben?
Und wir sind Gerechte?

Komm nie aus meiner Seele Gedanke,
Komm nie aus eines Christen Seele:
Für uns ist Jesus Christus gestorben!

Anbetung, Ehr, und Dank, und Preis
Dem Lamme, das erwürgt ward!
Dem Vater, der uns nie verwarf!
Dem Sohne, der uns erlöste!

Freu dich deines Daseins, o Seele!
Der dich schuf ist die Liebe!
Der dich erlöst ist die Liebe!

Margaretha Klopstok.

An eine Freundinn.

Sei tugendhaft, sei fromm! Mit diesem Reichthum prangen,
Ist Vorrecht der Unsterblichkeit,
Dieß ist der wahre Reiz; schön, wie des Engels Wangen
Glühn Wangen voll Bescheidenheit.
Sei werth, geliebt zu sein; du wirst geliebet werden;
Ein frommer Ernst, ein reines Herz
Erobern glüklicher, als künstliche Geberden,
Als Wiz und buhlerischer Scherz.

Sorgfältig flieh ein Volk, gehaßt von unsern Vätern;
Mit Trug und Kühnheit angethan,
Stehn sie der Unschuld nach, und steigen zu Verräthern,
Und vom Verräther zum Tirann.
Ich weiß nur einen Ruhm, den eile zu erwerben!
Gott sei dein Ruhm! dein Ruhm sei Gott!
Sprich täglich zu dir selbst, ich leb, um gut zu sterben,
Zu sterben eines Christen Tod.
Dieß ist, drum denk ihn oft, der größte der Gedanken,
Den noch ein Sterblicher empfand,
Im Glük und Unglük noch läßt er den Muth nicht wanken,
Und er erleuchtet den Verstand.

Auf die Arria.

Als Pätus auf Befehl des Kaisers sterben sollte,
Und ungern einen Tod sich selber wählen wollte,
Durchstach sich Arria. Mit heiterem Gesicht
Gab sie den Dolch dem Mann und sprach: Es schmerzet nicht.

v. Kleist.

An Laura.

Bei dem Sterbebette ihrer Freundinn.

Wanke näher an das Sterbebette,
Wo Lucindens Hülle starrt,
Wo ihr Geist von seiner Sklavenkette
Losgekettet ward!

Helle deinen Thränenblik! Am Throne,
Wo der Gottversöhner thront,
Ist Lucinde mit der Siegeskrone,
Wohl ihr! schon belohnt.

Denke dieser bleichen Todesmiene,
Dieses Lagers, wo du weinst,
Wenn du wieder auf der Narrenbühne
Deiner Stadt erscheinst!

Ihres Kampfes denk, und ihres Röchelns,
Erdgedanken zu zerstreun;
Ihres Glaubens, ihres lezten Lächelns,
Gottes dich zu freun.

An Philaiden.

Erhaben ist der innre Friede
Des Weisen, göttlich seine Ruh,
Groß ist der Mann, o Philaide,
Doch glüklicher vielleicht bist du.

Mit lang umsonst gesuchten Schlüssen
Wälzt er die Sorge weg von sich!
Sie fortzuscherzen, fortzuküssen
Dieß lehrten Huldgöttinnen dich.

So hängt, wo sich das Thal geschmükket,
Ein fürchterlicher Fels herab:
Der Hirte sieht ihn nicht, und pflükket
An seinem Fusse Blümchen ab.

O laß beim Klange süsser Lieder
Uns lächelnd durch das Leben gehn,
Und sinkt die lange Nacht hernieder,
Mit diesem Lächeln stille stehn.

Jacobi.

Lied.

Lied.

Stille Nacht, sei mir gegrüsset!
Du verräthst die Seufzer nicht,
Und die stumme Zähre fliesset
Unverhohlner vom Gesicht,
Hier will ich im Mondenscheine,
Auf den werthen Auen gehn,
Wo ich ihn so oft alleine
Blumenkränze winden sehn.

Alle Blumen will ich pflükken,
Die er mir zurükke ließ;
Will damit den Busen schmükken,
Den sein Auge seufzen hieß.
Ach, an seinem Busen blühtet
Ihr, o Blumen, noch so schön:
Aber strenger Wahn verbietet,
Ihm ein Wörtchen zu gestehn.

O du kennst, geliebte Liebe,
Meinen unbescholtnen Sinn,
Kennst die reinen frommen Triebe,
Die in diesem Herzen glühn;
Laß ihn, wenn ich ihn verdiene,
Wieder hier vorüber gehn,
Und dann laß in ieder Miene,
Ihn mein stilles Leiden sehn!

Frl. v. A.

Du und Sie.

Galathea, wohin flog sie, die goldne Zeit,
Da du, ohne Lakei und Puz,
Abends einzig geschmükt mit deinen Grazien
In der Fallje geschlichen kamst?
Froh bei meinem Salat, den in Ambrosia
Deine Reize verwandelten,
Warfst du damals dich selbst, fröhlicher Laune voll,
In des glüklichen Jünglings Arm,
Der, betrogen von dir, gänzlich sich dir ergab.
Damals schenkten die Götter dir
Rang und Schäzze noch nicht; aber an ihrer Statt,
Was ein Mädchen unschäzbar macht,
Einen lachenden Wiz, herzliche Zärtlichkeit,
Eine Brust, wie die Milch so weiß,
Und zwei Augen verliebt, groß und verführerisch.
Wer mit solchen entzükkenden
Reizen, wäre kein Schalk? Holdester Gegenstand
Meiner Liebe, du warst es auch.
Diesem Leben voll Lust gleichet ihr izziges
Reich mit Ehren gekröntes nicht!

Jener Schweizer, Madam, weiß, wie das Schnee-
gebirg,
Und breitschultrig, wie Herkules,
Der in ihrem Pallast, liegend am Thore sizt,
Ein symbolisches Bild der Zeit,
Schrekt mit drohendem Blik izzo der lächelnden
Amoretten und Grazien
Leichte Truppen hinweg. Schüchtern umflat-
tern sie
Das Gebälke von Zedernholz
Ihres Alkovs nicht mehr. Ehemals schlüpften sie,
Einem Schwarme von Tauben gleich,
Oft durchs Fenster hinein, scherzten und trippel-
ten
Um ihr jugendlich Bettchen her.
Warlich, gnädige Frau, diese lebendigen,
Persianischen Teppiche;
Dieses Silbergeschirr, manches Praxiteles
Kunstwerk; diese hellglänzenden
Kabinette, worinn Frankreich die sinischen
Künstler alle beschämete;
Diese Betten von Moor; diese japanischen
Prunkgefässe, zerbrechliche
Wunder menschlicher Kunst, diese demantenen
Ohrengehänge, Gestirnen gleich,

Strahlenstreuend bei Nacht; dieser bezaubernde
Staat und Hochmuth und zusammen ist
Eines Kusses nicht werth, den du mir Glüklichen
In der Jugend gegeben hast.

* * * \

Jede deiner Stunden ist
Segen allen Erdensöhnen;
Nur Amyntens Auge fließt
Deinetwillen noch in Thränen.
Oft, mit Trauer angefüllt,
Sah ich seine Seele schmachten,
Und in Wehmuth eingehüllt,
Seinen Engel ihn betrachten.

Ach! der Engel ist mein Freund,
Und der Jüngling dir ergeben.
Welche Wonne, wenn vereint
Wir euch leiteten durchs Leben;
Wenn am heiligen Altar,
Palmen euer Haar umschlängen,
Und von aller Engel Schaar
Siegeslieder euch erklängen.

Oft, im Stillen, würdet ihr
Süsse Freudenthränen weinen;
Oft, euch dankend, würden wir
In Gesichten euch erscheinen;
Freuden aus dem Himmelreich
In die fromme Seele strahlen,
Und der Zukunft Bilder euch
Aus dem Paradiese mahlen.

Wachend würdest du vom Traum
Ihm die Freuden alle nennen;
Staunend würd' in seinem Traum
Er den deinigen erkennen,
Still des schönen Bildes sich
In geheimer Brust entschliessen,
Und, wie Ahndungsthränen, dich
Unaussprechlich zärtlich küssen.

Wenn denn dir zum zweitenmal
Seine bange Thräne flösse,
Und von Gottes Thron ein Strahl
Dir das Paradieß entschlösse:
O denn würd' ich noch als Freund
Tröstend um den Gatten weilen,
Und wenn hier er ausgeweint,
Dir mit ihm entgegen eilen.

Mailied.

Tanzt dem schönen Mai entgegen,
Der des Waldes Haar verneut,
Roth und weisse Farbenbögen
Auf des Fruchtbaums Wipfel streut,
Mit dem Gold verbrämten Schleier
Wartende Gefilde dekt!
Singt ihn Hymnen in die Leier,
Der den Schlaf der Freude wekt.

Tanzt daher am Arm der Schöne,
Der ein treuer Busen fröhnt,
Menget Lieder ins Getöne,
Das die Morgenglokke tönt,
Ins Geschwirr der Espenblätter,
Und erwekt den Wiederklang!
Er, der Freund der Liebesgötter,
Heischet Opfer und Gesang.

Bringet ihm in grünen Schatten
Eure Frühlingsopfer dar,
Junge, neuvermählte Gatten,
Auf der Liebe Festaltar:
Küsse, wenn des Hahns Drommete
Das umbüschte Dörfchen wekt,
Küsse, wenn die Abendröthe
Jeden Baum mit Purpur dekt.

Flieht, ihr schönen Städterinnen,
Eurer Städte goldne Kluft,
Eurer Kerker hohe Zinnen,
Trinket frische Morgenluft!
Irrt mit euren Sonnenhütchen,
Auf die Frühlingsflur hinaus!
Singt ein fröhlich Maienliedchen,
Pflükket einen Blumenstraus.

Schmükt mit Kirschenblüthenzweigen
Einen grünen Sommerhut,
Schürzt das Rökchen, tanzet Reigen,
Wie die Schäferjugend thut!
Gaukelt in der Kirschenblüthe,
Zephirn, eure Flügel matt,
Haucht auf ihre Sonnenhüte
Manches weisse Blüthenblat.

Die Macht der Schönheit.

Eine Romanze.

Es war einmal ein Königssohn,
Ein Wütrich, den die Menschen flohn.
Nicht bänger fliehn die Kinder,
Wenn Ruprecht kommt und nicht geschwinder.

Der

Der Vater weinte bitterlich,
Und sprach vergebens: bessre dich!
Die Lehrer zwang sein Fluchen,
Um ihren Abschied anzusuchen.

Einst führet sein Geschik ihn hin,
Wo eine junge Schäferinn,
Die Hiz und Lauf ermattet,
Des Waldes grüne Nacht beschattet.

Sie ruht im Schlaf. Ihr Antliz lacht
Gleich einer heitern Sommernacht,
Und frei, und immer freier
Spielt Zephir mit des Busens Schleier.

Wie ward dem Wilden, der sie sah!
Wie eine Säule steht er da,
Steht eine ganze Stunde
Mit starrem Blik und ofnem Munde.

Izt glüht er, vom Verlangen heiß;
Izt zittert er, sein Blut wird Eis,
Er glüht, sie aufzuwekken,
Und bebt, das Mädchen zu erschrekken.

Doch sie erwacht, und eilt zu fliehn.
Die Ehrfurcht lehrt ihn niederknien.
Der Stolze ruft mit Thränen:
Verzeuch, Vortreflichste der Schönen!

Umsonst; sie flieht! Mit trüben Blik
Und mit Gefühl kehrt er zurük,
Das nie sein Herz beweget,
Seit ihm ein Herz im Busen schläget.

Die Menschenhuld, des Wissens Lust,
Entflammen plözlich seine Brust,
Der Vater will für Freuden
Im Arm des neuen Sohns verscheiden.

Er fragt: Wer hat dich so bekehrt?
Der Jüngling sagts. Der Alte schwört:
Ich sezze sie noch heute
Im Hochzeitschmuk an deine Seite.

Sie knüpfen froh das feste Band.
Noch izt hört man durchs ganze Land
Vom Prinzen und der Schönen
Das Lob von allen Lippen tönen.

O Liebe, deine Wundermacht
Reißt Herzen aus des Lasters Nacht,
Schaft Thoren um zu Weisen.
Dich müssen iede Zungen preisen.

Schiebler.

Amor.

Amor.

Mädchen, lernet Amorn kennen!
Läßt der Schalk sich Freundschaft nennen,
Seht ihm ins Gesicht!
Seht ihr feuervolle Blikke,
Voll Zerstreuung, voller Tükke;
Das ist Amor, zweifelt nicht.

Wenn er als ein Proteus lauret,
Und bald lacht, bald wieder trauret
Und gar kläglich spricht;
Heute lauft und morgen schleichet,
Und sich keine Stunde gleichet,
Das ist Amor, zweifelt nicht!

Künstlich weiß er liebzukosen:
Seine Lippen düften Rosen,
Wenn er mit euch spricht.
Seht ihr ihn urplözlich wüten,
Anfangs bitten, dann gebieten:
Das ist Amor, zweifelt nicht!

Kömmt er ohne Pfeil und Bogen,
Wie die Unschuld selbst geflogen;
Seht ihm ins Gesicht!
Seht ihr ihn bei Scherz und Spielen
Nach dem Busen lüstern schielen,
Das ist Amor, zweifelt nicht!

An die Weisheit.

Aus dem Englischen der Clarissa.

Der Nacht getreuer Vogel schwirrt
Nun endlich, da es dunkel wird,
Zum öden Thurm heraus,
Wo, sicher vor des Tages Gluth,
Er philosophisch einsam ruht,
In Epheu, Schutt und Graus.

Der feierlichen Stimme Schall
Weckt rund umher den Wiederhall:
Es seufzt die Sommerluft.
Ich höre, folgsam hör ich dich,
Minervens Liebling, der auch mich
Zum Siz der Weisheit ruft.

Sie liebt die Stille kühler Nacht:
Wo Lunens bleiches Antliz lacht,
Täuscht kein geschmükter Tand.
Der Thorheit nimmt die Dunkelheit
Ihr an der Sonne schimmernd Kleid
Und farbichtes Gewand.

O Pallas, Göttinn ieder Kunst,
Quell reiner Freuden, deren Gunst
Uns bessert, uns vergnügt;
Die, an erhabner Schönheit reich,
Bewundert und geliebt zugleich
Die Sterblichen besiegt.

Mit stillem Geiste fleh ich dir;
Und nicht von stürmender Begier
Keicht deines Dieners Brust.
Der Thoren eitle Wünsche flieht
Mein dir gehorchendes Gemüth,
Und seufzt nach beßrer Lust.

Nicht sei der Ehre Pfauenglanz,
Des Glükkes Prunk, Cytherens Kranz
Mein Wunsch vor deinem Thron!
Für Stolz und Eitelkeit und Geiz
Sei dieses bunten Spielwerks Reiz
Betrogner Sorgen Lohn!

O du, die beßre Gaben giebt,
Mein Vorzug sei, von dir geliebt,
Inwendig schön zu sein,
Nicht reich, als an zufriedner Lust,
Nicht mächtig, als in meiner Brust,
Herr über mich allein.

Wenn alles Glükkes Glanz verbleicht,
Die Rosen unsrer Lust, vielleicht
Kaum aufgeblüht, verblühn:
So lacht aus dir Unsterblichkeit;
Dein Lorbeer trozt begrauter Zeit,
Stets blühend, immer grün.

Durch dich beschüzzet, acht' ich nicht,
Was dumme Schmähsucht spottend spricht,
Wozu der Narr mich macht.
Mich kränkt nicht plumper Thorheit Hohn,
Nicht, wenn mit boshaft feinerm Ton
Mich falscher Wiz verlacht.

Von Mißgunst, Unruh, Müh und Streit,
Den Plagen unsrer Pilgrimszeit,
Flieh ich dir freudig zu:
In stiller Wälder Aufenthalt,
Wo Platons heilger Schatten wallt,
Unsterblich schön wie du.

Des rauschenden Ilyssus Fluth
Hört ihn verkündigen, was gut,
Schön und vollkommen sei.
Athen hieng an den weisen Mund,
Der Jüngling horcht' entzükt und stund
Mit ehrfurchtsvoller Scheu.

Er gab der stärkern Wahrheit nach,
Die seine wilde Freiheit brach:
Er fühlte, wenn sie schalt.
Der Leidenschaften Toben schwieg;
Der Tugend Reiz erhielt den Sieg
Mit schmeichelnder Gewalt.

Dir, die des Dichters Lied belebt,
Des Patrioten Herz erhebt,
Des Helden Muth im Streit;
Dir dankt ein häuslich Liebesband,
Ein stilles Leben auf dem Land,
Geheime Süßigkeit.

Von fabelhaften Namen reißt
Zu dir, vollkommner, höchster Geist,
Sich mein Gesang empor!
Nur du giebst Weisheit, Pallas nicht;
Aus deinem Lichte quillt ihr Licht
Zu Sterblichen hervor.

Sie leite mich im Labyrinth
Des Lebens, wo durch Irrthum blind,
Sich mein Verstand verliert,
Wenn sie die Nebel nicht zerstreut,
Und mich durch alle Dunkelheit
Zum Glük und Guten führt.

Es flieht vor ihrem hellen Blik
Der Thorheit flüchtig Schattenglük,
Manch farbicht Luftgesicht,
Sie sieht, troz feiner Mummerei,
Daß alles, alles eitel sei,
Allein die Tugend nicht.

Uz.

VI.

Einzelne Gedanken und Stellen aus verschiedenen Schriftstellern.

VI.

Plutarch von den Tugenden der Frauenzimmer.

Meine Meinung von den weiblichen Tugenden ist von der Meinung des Thucidides sehr unterschieden. Thucidides glaubte, das gröſßte Lob eines Frauenzimmers sei, wenn man überhaupt nicht viel von ihr, weder Gutes noch Böses, hörte. Denn er glaubte, der Ruf eines guten Frauenzimmers müsse, wie ihr Körper, durchaus in ihrer Wohnung verschlossen bleiben. Mir scheint Gorgias Meinung viel vorzüglicher, der behauptet, ein Frauenzimmer müsse nicht durch ihre schöne Gestalt, sondern durch ihren guten Ruf vielen bekannt sein. Ich billige daher auch das römische Gesez ausserordentlich, welches die Weiber eben sowohl als die Männer öffentlich nach ihrem Tode, wenn sie es verdient, zu loben befiehlt.

Aus dem Saxo Grammaticus.

Keine wurden sonst würdig gehalten, sich mit vornehmen Frauenzimmern zu vermählen, die sich

nicht durch vorzüglich grosse Thaten einen besonders glänzenden Ruhm erworben hatten. Unthätigkeit war bei einem Freier das gröβte Laster, und Mangel an Ruhm dasjenige, was man am meisten bei ihm auszusezzen hatte. Ein Reichthum an Ehre ersezte alle andere Reichthümer, und kein Mädchen bewunderte so sehr Schönheit oder andere Vorzüge an einem Freier, als herrliche und berühmte Thaten.

Aus Miltons verlornem Paradiese.

Nichts kann liebenswürdiger an einem Weibe gefunden werden, denn daß sie sich des häuslichen Guten befleißige, und die Ausübung der Tugend in ihrem Manne befördere.

Ben Johnsons Catilina.

Lasterhafte Menschen entschuldigen ihre Fehler; Gute legen sie ab.

Homers Odyssee.

Grosser Jupiter! Gieb uns, was uns nüzlich ist, wir mögen dich darum bitten oder nicht, und entferne von uns alles Böse, wenn wir uns auch gleich solches von dir ausgebeten hätten!

Platos Protagoras.

Das schon ist Strafe der Sünden, wenn man an der Sünde ein Vergnügen findet.

Ottway's gerettetes Venedig.

O Weib, liebenswürdiges Weib! die Natur machte dich, den Mann sanfter zu machen; wir wären Thiere ohne euch. Engel werden schön gemahlt, damit sich euch ähnlich sehen. In euch ist alles, (wenn ihr tugendhaft seid) was wir vom Himmel glauben: blendender Glanz, Reinigkeit und Wahrheit, ewige Freude, und ewig dauernde Liebe.

Rowe's schöne Reuige.

Gut sein und glüklich sein ist eins. Engel sind glüklicher als Menschen, weil sie besser sind. Laster ist die Quelle alles Uebels. Dieß ist der Dämon, der rächende Dämon, der uns mit Geissel und Stacheln verfolgt. Die Seligen wissen davon nichts, sondern ruhen in ewig dauernden Frieden der Seele, und finden, daß der Gipfel all ihrer Seligkeit — Güte ist.

Guazzo im 3ten Buche, vom höflichen Umgang.

Jungfräuliche Sanftmuth und Bescheidenheit ist die vornehmste Zierde junger Frauenzimmer, und diese Tugenden muß sie durch ihr Betragen zu zeigen sich vorzüglich angelegen sein lassen. Ein junges Frauenzimmer, das in ihren Geberden, in ihren Mienen, in ihren Reden die Kühnheit und Freiheit, die nur Männern eigen ist, zeigt, ist etwas Ungeheuers und Verabscheuungswürdiges. Ihre Blikke, ihre Geberden, ihre Sprache, ihr Gang, alles muß diese liebenswürdige Bescheidenheit verrathen, welche die unterscheidende Zierde

de ihres Geschlechts ist. Ohne den Glanz dieser Tugend sind alle Reize, alle Annehmlichkeiten, alle andere Tugenden gleichsam verloschen. Wie wir zuweilen feine und schöne Gemählde mit einem Glase zu bedekken pflegen, damit sie desto mehr glänzen; so muß ein junges Frauenzimmer alle ihre Vollkommenheiten und guten Eigenschaften mit dem Schleier der Bescheidenheit und Schamhaftigkeit bedekken, um den Glanz derselben zu vermehren, und mit grösserer Stärke Augen und Herzen anderer, sie zu bewundern, auf sich zu ziehen. Je mehr sie von ihrer Schönheit und Tugend überzeugt zu sein glaubt, ie reicher sie an allen Vollkommenheiten und Annehmlichkeiten ist: desto mehr hat sie sich zu hüten, Freiheit und Hochmuth in ihrem Betragen und Sitten merken zu lassen. „Demüthig in so vieler Herrlich„keit„ singt Petrarca von seiner Laura, und dieses Lob muß iedes gute Frauenzimmer zu verdienen suchen. Bescheidenheit ist das Heirathsgut der Jungfrauen, und ob sie gleich auch Matronen ziemt, so müssen doch vorzüglich junge Mädchen sich so betragen, daß die Vortreflichkeit dieses Heirathsguts die unbeflekte Reinigkeit ihres Herzens auch äusserlich zeige.

Ma-

Madame von Lambert.

Die Bescheidenheit sezt das Verdienst und die Achtung, die uns die Welt giebt, in Sicherheit; sie macht den Neid schweigen, und man bereuet den Beifall nicht, den man einer Person giebt, wenn man sieht, daß er nicht gegen uns angewendet wird.

Die Höflichkeit ist eine liebenswürdige Eigenschaft, welche das meiste beiträgt, uns Achtung zu verschaffen.

Die Eigenliebe anderer wird dadurch geschont, und dieß trägt am meisten bei, den Frieden unter den Menschen zu befestigen. Sie verbannt aus der Gesellschaft dieß Selbst, das für andere so beleidigend ist. Eine höfliche Person hat niemals Zeit von sich selbst zu reden. Sie vergißt sich, und denkt an nichts, als den Werth ihres Nächsten geltend zu machen.

Guazzo.

Da sie des Puzzes gedenken, so kann ich den grossen Mißbrauch nicht mit Stillschweigen übergehen, den ich in unsern Zeiten hierinn bei den

Frauen-

Frauenzimmern herrschen sehe. Das ganze Vermögen ihres Mannes gehet auf Kleider, und ihr ganzes Heirathsgut hängen sie in Zierrathen um sich herum. — — — — Die Hauptsorge der Frauenzimmer, ob sie gleich für alles, was das Aeusserliche ihrer Person betrift, höchst besorgt sind, ist doch ihr Kopfpuz. Vielen hat es das Leben gekostet, weil sie schädliche Mittel angewendet, ihrem Haare eine gewisse Farbe zu geben. Demohngeachtet, so groß ist ihre Eitelkeit, lassen sie noch immer nicht ab, dergleichen Mittel anzuwenden, um dadurch oft ihre eigenen Mörderinnen zu werden. Aber wenn sie wüßten, worinnen das wahre Lob und die wahre Ehre eines Frauenzimmers bestünde, so würden sie gewiß nicht einen Theil der Nacht durchwachen, oder vor Morgens aufstehen, um einen grössern Theil des Tages mit ihrem Kopfpuzze zuzubringen, und würden einsehen, daß die am meisten geschmükt sind, die es am wenigsten sind. Ich bin immer in meinem Herzen überzeugt, daß diejenigen Frauenzimmer, deren Seele am wenigsten mit Tugend und wahrem Werthe geschmükt ist, diejenigen sind, die vor allen andern diesen Mangel durch den Schmuk des Körpers zu ersezzen suchen. Sie glauben, es müsse ihnen ge-

hen,

hen, wie dem Wiedehopf, der, ob er gleich gewohnt ist, immer im Koth zu sizzen, doch auf die Hochzeit des Adlers zugelassen, und vor allen Vögeln geehrt wurde, weil er eine schöne Krone von bunten Federn auf dem Haupte hatte. Aber sie erfahren meistens gerade das Gegentheil. Denn obschon das Sprichwort: Kleider machen Leute; bei seinem Werthe bleiben mag, so verdunkelt doch bei ihnen die Menge der Zierrathen das wenige Gute, das sie von Natur haben, und ist Ursache, daß man, wenn man sie sieht, mehr an die Kleider, als an die Leute gedenkt, und daß sie mehr Gelegenheit zum Gelächter, als zur Bewunderung geben. Ich erinnere mich hiebei an ein gewisses Frauenzimmer, das ich vor einiger Zeit in einer Gesellschaft antraf, die mit Gold, Juwelen und andern Zierrathen ganz beladen war, und mit nicht geringem Stolz ihre Augen herumdrehte und Bewunderung heischte: aber statt dieser gehoften Bewunderung mußte sie hören, daß ein lebhafter junger Mensch zu einem andern Frauenzimmer sagte: Gewiß, ich habe in ganz Paris keine so schöne Goldschmidtsbude gesehen, als die ich heute hier sehe. Der Einfall verbreitete sich unter die ganze Gesellschaft, und die stolze Juno wurde zum allgemeinen Gelächter.

Es ist doch traurig, daß auch die besten Frauenzimmer in diesem Stükke ganz unersättlich sind, und daß sie das Sprichwort gegen sich rechtfertigen: Mühlen und Weibern fehlet immer etwas. Es finden sich sogar welche, die diese unersättliche Begierde nach Pracht nicht nur in ihrem Leben, sondern auch nach ihrem Tode noch zeigen: so wie ich selbst ein Beispiel von einem Frauenzimmer weiß, die in ihrem Testamente hinterließ, daß die Perlen und Smaragden, mit denen sie sich in ihrem Leben zu schmükken pflegte, mit ihr sollten begraben werden. Im Gegentheil wurde die Gemahlinn des Kaisers Trajans sehr gerühmt, weil sie allen eitlen Schmuk verachtete. Wenn nur Frauenzimmer die Sache recht bedächten, so würden sie finden, daß das Sprichwort wahr sei: Goldener Zaum macht das Pferd nicht besser, und daß sie durch affectirten Puz oft ihre Tugend verdächtig machen, wie dieß ein Dichter einem Frauenzimmer, die dieser Schwachheit unterworfen war, sonst aber untadelich lebte, zu verstehen giebt, wenn er sagt:

„Deine Schwester scheint ehrbar in ehrbarem
„Kleide, ob sie schon den Ruhm der Ehrbar-
„keit nicht hat; du verdienst nicht den Na-

„men eines unehrbaren Frauenzimmers;
„aber deiner Kleidung nach sollte man dich
„dafür halten.

Möchten sichs doch alle junge Schönen fleißig anmerken, daß man in einem eitel geschmükten Körper immer eine kleine und nichtswürdige Seele voraussezt.

Popes moralische Versuche.

Unerträglich! In Wollenzeug! das könnte eine Heilige aufbringen, (waren die lezten Worte, die die arme Narcissa sprach). Nein, laß hübsche Judianische Leinwand meine kalten Glieder einhüllen, und Brüßler Spizzen mein entseeltes Antliz beschatten: Man mag doch auch nicht gerne zum Fürchten aussehen, wenn man todt ist — — und — Betty, — gieb dieser Wange ein wenig Roth.

Sabbathier von den Sitten und Gebräuchen der alten Völker ꝛc.

Das Frauenzimmer bei den alten Deutschen vereinigte mit sehr viel Annehmlichkeiten sehr viel

viel Bescheidenheit. Ihre Kleidung war sehr einfach. Ihre Haare waren auf dem Kopfe in einen Knoten geschlagen, und fielen von da auf ihre Schultern herab; bisweilen wallten sie auch nachläßig zerstreut dahin. Ein Hemd ohne Ermel, das ihnen bis auf die Beine hinabgieng, eine Kleidung von Pelzen verschiedener Thiere, machten allen ihren Schmuk aus. Die Sorgfalt der deutschen Frauen für die häuslichen Pflichten, war einer der vornehmsten Bewegungsgründe der Achtung, die ihre Männer für sie hatten, und diese Pflichten bestanden in der Treue gegen ihre Gatten, und in der Aufmerksamkeit auf das, was innerhalb ihres Hauses vorgieng. Von ihrer zartesten Jugend an hatten sie in dem Hause ihrer Eltern angefangen, die Bescheidenheit und diese Liebe zu Geschäften auszuüben, die sie hernach in das Haus ihrer Männer brachten. Von keuschen und klugen Müttern erzogen, von guten Beispielen gestärkt, (denn andere, als tugendhafte Personen sahen sie nicht) hatten sie sich aus der Keuschheit eine so kostbare Tugend gemacht, daß diejenigen, die selbige nur im geringsten verlezten, weder Verzeihung, noch einen Mann hoffen durften, sie mochten so schön und reich sein, als sie

immer wollten. Die geringste Treulosigkeit ließ sich bei Frauen gar nicht vermuthen, die ihre Männer so sehr liebten; Frauen, die sichs zum unverbrüchlichen Gesezze gemacht hatten, nach dem Tode ihrer Männer entweder sich gar nicht wieder zu verheirathen, oder sie nicht zu überleben.

Madame des Houlieres.

Warum bildet man sich so viel auf Schönheit ein? Welcher Irrthum, sie für ein Gut zu halten! Wenn man es genau untersucht, so ist nichts, was so viel Verdruß verursache, als sie. Ich weiß, daß ihre Gewalt über die Herzen unumschränkt ist, daß sie Verlangen und Entzükken einflößt, und Anbeter verschaft; aber wie wenig hat man Zeit, schön zu sein, und wie lange ist die Zeit, da man es nicht mehr ist?

Dieselbe.

O Phillis, die du für dich selbst so viele Freundschaft hast, und dir es so sehr angelegen sein lässest, schön zu scheinen, unter uns, ich bedaure dich

dich von ganzem Herzen; denn wozu kann dir dieß alles für eine künftige Ewigkeit helfen? —

Ueber die Romane.

Aus dem Französischen eines Ungenannten.

Ihr Bezauberer der Gemüther, die ihr durch falschen Schmerz ein wahres Feuer in dem Innersten unserer Adern entzündet; ie unschuldiger eure täuschenden Unterhaltungen scheinen, ie durchdringender ist ihr Gift, und ie weniger widersteht das Herz der Macht ihrer Reize. Ihr verderbt den Verstand durch tödtliche Vergnügen: ihr schmeichelt unserm Irrthume und gebet ihm Waffen, die Keuschheit und Reinigkeit unsers Herzens zu bestreiten.

Charakter einer guten Gesellschafterinn.

Aus dem Französischen.

Sie hat Wiz, aber sie weiß ihrem Wiz zu gebieten; sie ist höflich und gefällig; sie will alles,

was andere wollen, wenn es auch nicht nach ihrem Geschmakke wäre, spazierengehen, oder in dem Zimmer bleiben, reden, schweigen, arbeiten; sie hört mit Aufmerksamkeit, was man sagt, und mißbraucht durch allzulanges Reden die Aufmerksamkeit anderer nicht; sie ist nicht neugierig; sie verlangt nichts zu wissen, als was man ihr will wissen lassen; sie mengt sich nicht in Sachen, die ihr nicht angehen; sie ist niemals verdrüßlich; und sie läßt von allem ab, was eine andere verdrüßlich machen könnte; sie lobt, was gut ist, und schweigt bei den Fehlern, die sie an andern bemerkt; sie läßt andere reden von dem, was sie weiß, ohne zu zeigen, daß sie es weiß, und will lieber diesen kleinen Verdruß haben, als derjenigen ihr Vergnügen rauben, die eine Neuigkeit erzählen will.

Charakter einer schlechten Gesellschafterinn.

Sie ist beständig mit nichts als mit sich selbst beschäftiget, und vergißt andere; sie nimmt immer den besten Plaz; sie fällt bei Tische über

das

das Beste; redet nur von sich; wird leicht verdrüßlich; forscht aus, was man ihr nicht will wissen lassen; bleibt hartnäkkig bei ihrer Meinung; will überall herrschen, prahlt, kann nicht den geringsten Widerspruch vertragen, und will, daß alle Leute thun und denken sollen, wie sie.

Rochefoucault.

Wenige Menschen sind weise genug, den Tadel, der ihnen nüzlich ist, dem Lobe, das sie verräth, vorzuziehen.

Ueber die Kleiderpracht.

Aus dem Französischen.

Wie lächerlich ist die Ehre, die man von prächtigen Kleidern zu erhalten denkt! Die Reinlichkeit verdient Achtung, weil sie Ordnung und Aufmerksamkeit bei dem anzeigt, wo man sie findet. Aber wegen der Pracht seiner Kleider verdient ein Mensch nicht mehr Achtung, als das Gebäude auf dem Markte St. Germain, wegen der Reichthümer, die daselbst zur Schau liegen.

Crösus, König von Lydien, als er sich einst mit seinen prächtigsten Kleidern geschmükt hatte, fragte den Solon, ob er ie etwas schöneres gesehen hätte? Solon antwortete ihm, daß ihm die Hähne, die Fasanen und die Pfauen, deren Kleidung von einer bewundernswürdigen und natürlichen Schönheit ist, viel besser gefielen.

Von dem Mitleiden gegen die Armen.

Aus dem Französischen.

Ach! sagte ein berühmter Prediger, ihr weiset diesen Armen mit einer Hand ab, die einen Diamant trägt, dessen Werth viele Familien unterhalten und ernähren könnte.

Ich begreife nicht, wie ein Reicher sich im Ueberfluß, und zu gleicher Zeit die Armen vor Mangel und Elend umkommen sehen kann. Die, welche wahrhaftig den Geist des Christenthums besizzen, müssen mehr den Ueberfluß als die Armuth fürchten. Aber woran kann man diesen Ueberfluß erkennen? Um ihn zu erkennen, richtet euch nicht nach der Begierde, sondern nach der christ-

lichen

lichen Liebe. Ziehet nicht die Eitelkeit und die Wolluſt, ſondern die Mäßigkeit und die Billigkeit zu Rath. Es iſt ſchändlich für einen Reichen, einem Armen zu antworten: Ich habe keine Münze. Dieß iſt eben ſo viel, als wenn er ſagte: Ich habe keine chriſtliche Liebe.

Aus Thomſons Winter.

O! wenig denket der ausſchweifende Stolz der Fröhlichen, die Vergnügen, Macht und Ueberfluß umgiebt; ſie, die ihre gedankenleere Stunden in ſchwindlicher Luſt, und muthwilliger, oft grauſamer Schwelgerei, verderben; ach, wie wenig denken ſie, wie viele in demſelben Augenblik, wo ſie im Tanze dahinfliegen, den Tod und alle die traurige Mannigfaltigkeit des Elendes fühlen. Wie viele in die verzehrende Fluth, oder verzehrendere Flamme ſinken. Wie viele wegen der ſchändlichen Uneinigkeit zwiſchen Menſchen und Menſchen bluten. Wie viele in Mangel und finſtern Kerkern ſchmachten, von der allgemeinen Luft und dem Gebrauch ihrer eigenen Glieder ausgeſchloſſen. Wie manche den Becher des

schreklichen Kummers trinken, oder das bittre Brodt des Elendes essen. Wie manche von den Winden des Winters schmerzlich durchbohrt in die schmuzzige Hütte der freudenlosen Armuth kriechen. Wie manche von den grausamern Quaalen der Seele, gränzenloser Leidenschaft, Tollheit, Verbrechen, und Gewissensbissen erschüttert werden, und, durch diese Quaalen von der Höhe des Lebens hinabgestürzt, Stof der tragischen Muse darbieten. Wie viele trauern selbst in dem Thale, wo gerne die Weisheit mit Freundschaft, Ruhe und Betrachtung vereinigt wohnt, von edlen Leidenschaften gepeinigt, in tieferen verborgenem Elende. Wie viele stehen um das Todbette ihrer theuersten Freunde und vermehren die Angst des Scheidenden. Dächten die unbesonnenen Menschen an diese, und an alle die namenlosen Uebel, die das Leben zu Einem unabläßigen Kampfe machen, zu Einer Scene der Arbeit, des Duldens, und des Todes: so würde das Laster mitten in seinem Laufe erblaßt da stehen, und der unbesonnen umherirrende Trieb denken lernen; das fühlende Herz des Mitleids würde erwärmen, und die Wohlthätigkeit ihren weiten Wunsch ausdehnen; die gesellige Thräne, der gesellige Seufzer würden entstehen, und die

gesel-

geselligen Leidenschaften, indem sie sich immer mehr verfeinerten, zur reinen Vollkommenheit, und stufenweisen Glükke würken.

Aus Desselben Frühling.

Bewahret, o bewahret, ihr Schönen, eure nachgebenden Herzen! Hütet euch für dem anstekkenden Seufzer, dem bittenden Blik, der zur Erde gesenkt, und demüthig sich in sanfte Unterwerfung kleidet, aber voll Tükke ist. Laßt nicht die glühende Zunge, fertig zu betrügen, mit glatter Schmeichelei über euren festen Vorsaz siegen, und vertrauet in der Laube, wo Geisblatt pranget, und Rosen zum Lager herabregnen, indem der Abend seinen purpurnen Vorhang umher zieht, eure sanften Minuten dem verrätherischen Manne.

Conrad Celtes * Beschreibung des Frauenzimmers von Nürnberg.

Das Frauenzimmer in Nürnberg ist auf eine wohlanständige Weise munter, gütig, gesprächig,

* Conrad Celtes war ein berühmter Gelehrter und Dichter des 15ten Jahrhunderts.

chig, freundlich und recht dazu geboren, auch die wildesten Menschen zu erweichen; reinlich, manierlich, annehmlich, herrscht aber gerne über die Männer. Daher man im Scherz zu sagen pflegt: der Kaiser hätte deßwegen einen Adler mit einem Frauenskopfe der Stadt zum Wappen gegeben. Demohngeachtet bezeigen sie sich gegen ihre Männer gefällig und gehorsam, lieben ihre Gesellschaft und schmausen gerne mit; können sich nicht von ihnen trennen lassen, und zu Hause hokken. Ihr Hauswesen richten sie klüglich ein, verstehen die Waaren, die Rechenkunst, die Musik, die lateinische Sprache, daher sie allerhand Gewerben ergeben sind. Sie sind wegen der Treue gegen ihre Männer und wegen ihrer Zucht und Ehrbarkeit berühmt, und sehr fruchtbare Mütter. In ihrem Puz und Schmuk sind sie sehr sparsam. Gold und Edelgesteine dürfen sie nur an den Fingern tragen. Keine trägt kostbares Pelzwerk oder Perlen, und mit theuern und bunten Stoffen verbrämen sie nur ihre Kleider; denn sie erwägen, daß an vielen Orten die allzugutwilligen Männer eben dadurch an den Bettelstab gebracht worden sind, daß sie ihren zur Hoffarth geneigten Weibern alles angeschaft, was prächtig gewesen.

Aus

Aus dem Adonis des Ritters Marino, Gesang 16. Stanze 18.

Mit euch rede ich, ihr Frauenzimmer, die ihr so bemüht seid, Gummi's zu zerlassen, und Wasser zu distilliren, um die natürliche Gestalt auszulöschen, die es dem ewigen Werkmeister gefiel, euch anzuschaffen. Eine wahre Schönheit wäscht sich in der reinen Quelle, behält die Bildung, die mit ihr geboren wurde, verachtet alle Schminke, und gefällt nachläßig und reinlich desto mehr, ie weniger sie sich schmükt.

Euer Betrug ist euer eigener Schade; denn endlich entdekt dieses starke und schädliche Gift, indem es die natürliche Schönheit zernagt, den Betrug. Der Jüngling, dessen Herz schon für euch zu glühen begann, wenn er euch so von diesem Gifte beflekt und verderbt gewahr wird, hält euch nicht mehr für schön, und verachtet euch als Unverschämte.

Denn, glaubt ihr wol, Thörinnen, daß eure mühsame Kunst dem aufmerksamen Blikke verborgen bleiben kann? Wie sehr irret ihr, wenn ihr dieß wahnet. Mit leichter Mühe entdekt ieder, aus welchem Garten euer Gesicht die Lilien hat, und wo

es für baares Geld die falschen Rosen pflükte; entdekket gar leicht, welcher Pinsel sich Stunden lang bemühte, mit trügerischen Purpur die Lippe zu färben.

Aus dem 7ten Ges. dieses Gedichtes,

Stanze I.

Die Musik und die Dichtkunst sind zwo Schwestern, Trösterinnen der Betrübten, und mächtig, den finstern Sturm trauriger Gedanken mit erfreuenden Tönen zu erheitern.

Schönere Künste hat die Welt nicht; keine, die niedergeschlagenen Gemüthern heilsamer wären; und Scythien hat keinen Barbaren, es sei denn ein Tiger, den ihr Gesang nicht entzükket.

Aber zuweilen pflegt ein frecher Ton ihre erhabene Schönheit zu entstellen: dann wird das erlaubte Vergnügen Verderben, und die Göttinnen werden Zauberinnen und Furien. Kein vergifteter Pfeil dringet so schnell in das Herz und verwundet so gefährlich, als schandbare Lieder das Ohr durchdringen, und die in dem Innersten des Busens schlafende Leidenschaft verwunden.

Sie

Sie berauschen das Herz mit dem süssen Weine der Ueppigkeit, und erfüllen es mit unsinnigen Sorgen; entflammen es dergestalt, daß es glühet und kocht. Der menschliche Wille, durch sie zur zügellosen und rasenden Freiheit angespornt, läuft den eitlen und verbotenen Begierden nach, und springt über alle Gränzen der Tugend und des Gesezzes.

Der Ball.

Aus dem Französischen.

Der Ball sezzet ein Frauenzimmer den gefährlichsten Anfällen aus, und führt sie in abgemessenen Schritten zu ihrem Falle; verdirbt das Innerliche, indem er das Aeusserliche einrichtet, und bringt den Geist in Unordnung, indem er den Körper in Ordnung bringt.

Pope.

Was kann bei Bällen und mitternächtlichen Masqueraden hinschmelzende Mädchen beschüzzen, wenn die gütige Gelegenheit ihre warmen

men Begierden anspornt, wenn die Musik erweichet, und der Tanz sie entflammt?

Aus einem englischen Gedichte:

Die Wahl eines Ehemanns.

Vergönnen Sie mir, meine Freundinn, daß ich Ihnen einen Gemahl vorschlage. Sie können nicht irren, wenn Sie meinem Plane folgen. Sehen Sie nicht auf Schönheit, noch auf glänzendes Ansehen: ob es gleich das sicherste Mittel ist, die Schönen zu gewinnen! Lassen Sie ihm alle seine Reize in seinem Verstande ausgebreitet sein! Kein Mann ist deßwegen verächtlich, weil er nicht wohl gebildet ist. Er sei in seinen Handlungen gerecht; in seinen Worten getreu, und der Wahrheit geheiligt: Er sei artig in seinen Sitten, und in der Aufführung ungezwungen; nicht der Schmeichelei ergeben, und kein Sklave der Habsucht: Weise ohne Stolz, und ohne Verwegenheit tapfer! Sein Gemüthe sei geneigt zum Sparen, Mitleiden zu haben, und andere glüklich zu machen: Er müsse mit Wissenschaften vergnügen und mit Verstand gefallen: Er besizze

Wiz mit Annehmlichkeit, und Reizungen einzunehmen: Er sei immer aufgereimt und voll wahrer Zärtlichkeit: Denn ohne Zärtlichkeit ist der Weiseste unempfindlich! Er sei ein Christ; sonst ist alles verloren! denn die Vorzüge der Religion verachten nur Narren. Ferner sei er gesellschaftlich, unterrichtend und bescheiden; frei ohne Pracht, und angenehm ohne Schmeichelei. Seine Beständigkeit müsse geprüft und er müsse geneigt sein, die Schwachen zu ertragen, und die Irrthümer zuzudekken: Nicht zu kühn, noch zu laut, nicht eitel, noch mürrisch, weder hartnäkkig, noch stolz; Entfernt, Unrecht zu thun, oder zu betrügen. Daß ein solcher zu finden sei, glaub ich.

Einige kurze Fragen, die man sich ieden Morgen, nach verrichtetem Gebet, vorlegen kann, um den Tag desto besser eintheilen und anwenden zu können.

I.

Was für ordentliche und gewöhnliche Geschäfte hast du heute zu besorgen?

II.

Was für ausserordentliche bestimmt dir der heutige Tag, oder hast du wenigstens zu vermuthen?

III.

In was für Gesellschaften wirst du heute gewiß, oder doch vermuthlich kommen?

IV.

Zu was für Fehlern wirst du heute bei deinen Arbeiten und deinen Gesellschaften die meiste Veranlassung haben?

V.

Zu was für wohlthätigen und andern edelmüthigen Handlungen wirst du heute Gelegenheit finden, oder finden können, wenn du sie suchst?

VI.

Wie viel Zeit werden heute deine Geschäfte dir zu deinem freien Gebrauch überlassen? und wie mußt du sie sowohl in Betrachtung deiner Gesundheit und deiner Aufmunterung, als in Betrachtung deines anderweitigen wahren Bestens anwenden?

Einige

Einige Fragen, die man sich vor dem Abendgebete zur Beantwortung selbst vorlegen und zu einer Selbstprüfung gebrauchen kann.

I.

Mit was für nüzlichen Einsichten hast du heute deine Erkenntniß erweitert, oder was für nüzliche Wahrheiten hast du dir aufs neue vorzüglich gemerkt?

II.

Was für gute Regungen, Gesinnungen und Neigungen des Herzens sind heute in dir erwekket, oder lebhafter und stärker gemacht worden?

III.

Wie hast du die nüzlichen Einsichten deines Verstandes und die guten Regungen deines Herzens angewandt?

IV.

Was hast du für Handlungen der Leutseligkeit, Gutherzigkeit und Dienstfertigkeit ausgeübt?

V.

Was für Veranlassungen und Reizungen zu Fehlern hast du heute glüklich widerstanden?

VI.

Bei welchen Gelegenheiten hast du dich von deinem Temperamente, oder von diesem und jenem Fehler hinreissen lassen?

Die Sybariten.

Ein Volk in dem ehemals so genannten grossen Griechenland, oder unterm Theile von Italien, wo es die Stadt Sybaris bewohnte. Dieses Volk ist in der alten Geschichte wegen seiner übertriebenen Ueppigkeit, Weichlichkeit und Wollüstigkeit berühmt, daher man noch izt einen verzärtelten Wollüstling einen Sybariten nennet. Das sybaritische Frauenzimmer war dem Puzze so sehr ergeben, daß es ein ganzes Jahr vorher angesagt wurde, wenn es einem öffentlichen Opferfeste beiwohnen sollte, damit es Zeit genug haben möchte, den Puz zu veranstalten.

Der Schönen stolz Geschlecht
Ist meistens ungerecht.
Umsonst ist alle Müh,
Ein Kluger rührt sie nie,
Ein Gek bezaubert sie.

von Cronegk.

Das Herz hat eigentlich nur eine Tugend, und diese ist der lebendige, kräftige, von dem Gewissen und der Vernunft erzeugte Vorsaz, überall gut, und der göttlichen Bestimmung gemäß zu handeln, weil wir nichts seligers thun können.

Das edelste Schön ist das Schöne der Seele, Wenn sie zur Quelle der Schönheit empor blüht; wo Tugend nicht wohnet, Ist die Schönheit nur Farb und Glanz, der am Abend dahin welkt.
Tugend ist Schönheit. Zwar schön ist der thauende Frühlingsmorgen,
Schön ist im Aufgang der Phosphor mit seinem leuchtenden Auge.
Und wie schön sind auch diese Geländer mit Blumen gestikket,

Diese Früchte der Zweige mit ihrem wohlriechen-
den Schmelze,
Aber sind sie so schön, wie die Freundschaft der
Edelgebornen?
Wie die Kühnheit des Mannes, der so groß und
edel da sein darf,
Wo man die Tochter des Himmes verspottet?
Und wißt ihr was schöners,
Als die ruhige Hoheit des stillen, verborgenen Le-
bens,
Wo der Friede mit seinem beständig grünenden
Oelzweig
Eingang und Ausgang krönt? Wo Unschuld und
himmlische Liebe
Alle Tritte mit ihren heiltriefenden Flügeln be-
dekken?

Bodmer.

Die Schönheit ohne Annehmlichkeit, Vernunft und Tugend ist wie der Köder ohne Angel auf dem Wasser, daß er gefangen werde, nicht, daß er fange.

Gott rechnet uns nichts so theuer an, als die Zeit, und dennoch giebt es Leute, die sie mit Monaten von sich werfen, und eine Krankheit daraus machen, wenn sie nicht geschwinde weggeht.

O des Unsinns! der göttliche Geist verhauchet sein Feuer
In der Eitelkeit Dienste: Da liegt die Stärke der Seele
Niedergedrükt, vertilgt der grosse Gedanke, die Freude,
Daß der Schöpfer sie ewig erschuf; die Freuden, die Sorgen
Gott und der Ewigkeit schuldig, die giebt man der Zeit und der Erde;
Macht aus dem kurzen Leben das Ziel des erschafenen Lebens;
Macht es durch übeln Gebrauch zum Wohnplaz der Schmerzen. O wisset,
Wer nicht den Trank der irrdischen Lust mit Mäsigung trinket,
Pfändet sich selbst am Gefühl der Freude; der Zugang der Wollust.

Wird ihm versperrt; die Krankheit mit garstigem Angesicht straft schon
Auf der Erde, die sich an der sittlichen Ordnung vergreifen.
Aber, ob iemand das Leben im Schooß der Lüste vollendet,
Ist er darum dem Gericht nicht entflohn, ihn errettet der Tod nicht.
Nein, die Gerechtigkeit hat ein Auge, das alles durchschauet,
Einen Arm, der über die Grenzen des irrdischen Staubs reicht.
Wißt es, jenseits des Grabes ist ein zweifacher Fußsteig gebahnet.
Dieser führet die Guten zu Auen, wo himmlische Frucht glüht,
Nicht im verwelklichen Glanz und reift für göttliche Herzen;
Jener leitet die Bösen zur feurigen Pforte der Hölle.
Und der umgebende Himmel ist vor dem Angesicht Gottes
Eine verbreitete Tafel, das Denkmal der menschlichen Werke;

Jegliche That der Menschen wird da untilgbar gezeichnet,
Und Gott lies't sie darinnen am Tag des Gerichts nach dem Grabe.

Bodmer.

Einige Gesinnungen und Grundsäze der Clarissa Harlowe.

Personen von zufälligem oder dunklem Verdienst können stolz sein: aber innerlicher Werth ist immer über Einbildung von sich selbst und Uebermuth erhaben.

Wer kann besser oder würdiger sein, als er sein sollte?

Wie kann man auf Talente stolz sein, die man sich nicht selbst gegeben hat?

Die finsterste und verächtlichste Unwissenheit ist, wenn man sich selbst nicht kennet; und daß alles, was wir haben, und aller unser Vorzug eine Gabe Gottes ist.

Aller menschlicher Vorzug ist es nur vergleichungsweise. Es giebt Personen, die uns eben

so sehr übertreffen, als wir uns einbilden, die Allergeringsten zu übertreffen.

In der allgemeinen Leiter der Dinge ist der Niedrigste so nüzlich, und eben sowohl ein Glied der grossen Kette, als der Höchste.

Der Vorzug, der ieden andern Vorzug liebenswürdig macht, ist **Demuth**.

Das Geständniß eines Irrthums kömmt dem Nichtirren am nächsten.

Es ist ein unzweifelhaftes Zeichen eines unedlen oder verkehrten Gemüths, wenn man sich in einer wirklich tadelnswürdigen Sache zu entschuldigen sucht.

Als ihr einmal iemand vorwarf, daß sich eine Person wirklich niederträchtig aufgeführt hätte, die sie öfters vertheidigt, sagte sie: „Sie haben mehr Einsicht, Madam, als ein solches junges Geschöpf, wie ich, Anspruch machen kann, zu haben. Aber, obschon das Verderben des Menschen, wie ich nicht zweifle, öfters die Person, welche streng urtheilet, rechtfertiget, als diejenigen, welche günstig urtheilen, so will ich doch meine Menschenliebe beibehalten; doch werde ich mich

künftig

künftig bemühen, sie mit Vorsicht und Klugheit zu vereinigen.„

Wer sieht nicht, daß diejenigen Frauenzimmer, die ein Vergnügen am Schreiben finden, die Mannspersonen in allen Annehmlichkeiten des vertrauten Stils übertreffen? Das Sanfte ihres Gemüths, die Zärtlichkeit ihrer Empfindungen (durch) ihre Erziehungsart verbessert) und die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft machen sie zu einem hohen Grad des Vorzugs in dieser Beschäftigung fähig.

Ein Frauenzimmer, die das Nüzliche und Zierliche, das ihr eigenes Geschlecht unterscheidet, vernachläßigt, um die Gelehrsamkeit zu erlangen, die mehr dem andern Geschlechte eigenthümlich ist; wird mehr verachtet wegen dessen, was sie versäumt, als sie geachtet wird wegen dessen, was sie erwirbt.

Die wahre Freigebigkeit ist das glükliche Mittel zwischen Sparsamkeit und Verschwendung.

Wenn sie es nicht vermeiden konnte Karten zu spielen, so spielte sie wol; aber sie erklärte sich immer dabei wider das Hochspielen. Kleinigkeiten

keiten ausgenommen, sagte sie, wollte sie dasjenige nicht dem Zufall unterwerfen, was sie bereits gewiß besässe.

Zur andern Zeit sagte sie: „Sie würde ihren Freunden ein sehr schlechtes Compliment machen, wenn sie voraussezte, daß sie wünschten, dasjenige zu besizzen, was ihr mit Recht zugehörte; und sie würde sehr niedrig sein, wenn sie wünschte, einen Anspruch auf das zu haben, was ihren Freunden zugehörte.

Hoch um Geld zu spielen, sagte sie, ist ein niederträchtiges Laster, ein Kind des Geizes; und das Gesez, welches uns verbietet zu begehren, was unsers Nächsten ist, wird dadurch gerade zu gebrochen.

Es kann niemand seine Zeit gehörig zubringen, der nicht nach einer gewissen Vorschrift lebt, und nicht seine Stunden so viel möglich für gewisse Endzwekke und Beschäftigungen bestimmt.

Einige Sprüche der Araber und Perser.

Die Vollkommenheit eines Menschen bestehet in diesen drei Dingen: Eifer und Andacht in der Gottesfurcht und Gebet, Geduld in Widerwärtigkeit, und Klugheit im gemeinen Leben.

* * *

So lang in dir des Zornes Flammen brennen
Kann man dich keinen Menschen nennen.

* * *

Wer Dornen säet, wird keine Weintrauben erndten.

* * *

Hänge dein Herz nicht an flüchtige Dinge, die schnell dahin rauschen, gleich dem Tigerstrom, der viele Könige, die zu Babylon einander gefolgt, vorbeigeflossen.

* * *

Lasse dich heraus, wie ein Dattel- oder Palmbaum, und sei freigebig.

Siehest du an mir, daß meine Tugend und Sitten nicht wohl anstehen und tadelhaft scheinen, deßwegen laß du deine Tugend und guten Sitten nicht fallen.

* * *

Wem soll ich, o grosser Gott, das Anliegen und den Schmerzen meines Herzens offenbaren, als dir? Denn ohne dich hab ich keinen getreuen Helfer; keine Hand ist auch höher, denn die deine. Derjenige, dessen Führer du sein wirst, wird nicht verloren gehen, und verderben, und der, den du verderben willst, wird sich keines Führers zu getrösten haben.

* * *

O ihr Kinder Adams, spricht der Herr, bescheere ich euch Reichthum, so wendet ihr Herzen und Gedanken von mir ab, und hängts an die Güter: Mache ich euch arm, so sizt ihr traurig, voll Sorge und Angst; wie soll ich euch die Süssigkeit meines Andenkens beibringen, daß ihr euch eifrig erfinden lasset in meinem Dienste?

* * *

Besser ists, daß man die Wahrheit redet, und bleibet darüber in den Banden sizzen, als mit Lügen sich aus den Banden losmachen.

* * *

Was du allbereits zuvor weißt, oder bei einem andern siehest, darnach sollst du nicht straks fragen: denn solches Fragen machet verdächtig und verringert das Ansehen. Lokmann, als er sahe, daß das Eisen in der Hand Davids als Wachs sich handthieren ließ, fragte nicht, was machst du?

* * *

Ein Sünder, der seine demüthigen Hände mit Andacht aufhebet, ist besser als ein Geistlicher, der sein Haupt hochmüthig empor trägt, und von den Leuten gesehen sein will.

* * *

Du sollst wissen, daß, wer reich ist, Herrlichkeit und Gewalt hat, und den Armen, Betrübten und Nothleidenden nicht besucht und ihm zu Hülfe kömmt, derselbe wird in dem andern Hau-

se,

se, wo er ewig wohnen wird, keine Ehre und Herrlichkeit für sich finden.

* * *

Du, der du auf einem hurtigen Klepper reitest, gedenke an den armen Esel, der dort, mit einer Last Dornen beladen, in der Pfüzze stekt und gerne heraus wollte.

* * *

Wer sich nur darum kasteiet und der Lüste entschlägt, daß er den Menschen gefalle, der fällt aus zugelassenem Vergnügen in verbotene Lüste. Wer aus Heuchelei im Winkel sizt und sich der Welt entschlägt, ist elend, sizt im Finstern und hat einen Spiegel vor sich.

* * *

Wenn ein Edelstein gleich in den Koth fällt, bleibt er doch edel; der Staub aber, wenn er auch gleich gen Himmel führe, bleibt doch nur Staub.

* * *

So du von einem Menschen etwas Unrechtes weißt, das noch geheim ist, offenbare es nicht; es beschimpfet dein Lob.

Wer Weisheit gelernet hat, und nicht sein Thun darnach einrichtet, gleichet dem, der seinen Akker wohl umpflüget, und nichts darein säet, daß er Früchte trage.

Die Zunge giebt den Verstand zu erkennen, gleichwie die Leichtigkeit oder Schwere der Wallnuß, ob Kern darinnen ist.

Laß die Zierlichkeit deiner Rede dich nicht hoffärtig machen, daß du dich selbst gerne hören magst, wenn etwa ein Schmeichler oder deine eigenen Gedanken dich rühmen und dir grosse Dinge einbilden.

Ein Narr höretS gerne, daß man ihn viel lobt, und scheinet in solchem Ruhm so stolz und aufgeblasen zu sein, wie ein todter Leichnam, wenn er voll Luft ist.

Viel besser ists schweigen, als seine Gedanken iemand entdekken, und hernach bitten: Sage es niemand! Den Ursprung eines Brunnens muß man verstopfen; hat sich das Wasser erst einmal ergossen, dann hilft kein Hemmen mehr.

* * *

Wer sein mäßiges Leben, Heiligkeit und Weisheit nicht in der Stille für sich gebrauchen, sondern damit sich sehen lassen, stolzieren und gleichsam den Leuten verkaufen will, gleicht einem, der einen grossen Vorrath Korn eingesammlet hat, und ihn hernach im Feuer aufgehen läßt.

* * *

Zweierlei Leute sind, die vergebliche Mühe und Arbeit thun. Der eine, welcher Güter sammlet, und sie selbst nicht geneußt; der andere, welcher Gutes gelernt hat, und nicht darnach thut.

* * *

Glükselig ist der, welcher nicht bloß für sich, sondern auch für andere aussäet.

Wer mit seinem Gold und Silber niemand hilft, dem wird Gold und Silber den Kopf eindrükken.

Der Baum der Freigebigkeit wird allenthalben Wurzel sezzen, seine Zweige und Gipfel werden sich ausbreiten, und bis zum Himmel reichen. So du hoffest dessen Früchte zu genieſſen, mußt du niemand deine Wohlthat vorrükken, und auf solche Weise die Axt an dieses Baumes Stamm sezzen.

Sage Gott Dank, wenn du reich bist, daß er dich so gnädig angesehen, und durch Reichthum herrlich gemacht; Gott hat dir geholfen, nicht darum, daß du es um ihn verdient, sondern er hat dirs geschenkt aus lauter Gnade und Barmherzigkeit.

Schich Sadi im Rosenthal.

Bernis.

Wie kömmt es doch, daß jene Schäferinn,
Die, einfaltsvoll in ihrem Puz', einfältiger
In ihren Sitten, unter Blumen sizzet,
Der List der Liebe trozt?
Mit Sanftmuth strenge,
Und zärtlich ohne Schwachheit, kennet sie
Die Kunst zu reizen, ohne Kunst. Es ist
Ihr ihre Pflicht ein unverbrüchliches Gesez,
Ihr Schuz ein Blik, der mit der Hoheit eines
Bescheidenen Verstummens sich vereinend,
Zu ihren Füssen freche Kühnheit wirft.

Wir begnügen uns mit dem Anstrich der Frömmigkeit, Kirchengehen, Beichten ꝛc. und entziehen den Geboten Gottes unsern Gehorsam.

* * *

Wir bitten den Höchsten immer um langes Leben, Gesundheit, Glük, Wohlfahrt, und denken selten daran, daß wir ihm danken, ihm uns aufopfern, und seinen heiligen Willen zu dem unsrigen machen.

Wir haben wenig Furcht vor Gott, aber wol vor den Menschen, die doch sterben.

Wenn Sie sich angewöhnet haben, Ihre Handlungen nach der göttlichen Vorschrift einzurichten, so besizzen Sie die wahre Klugheit, und werden alle mögliche Ränke und Pfeile des Feindes getrost wider sich wüten sehen.

Leihen Sie gerne; Gott will es, und alles, was wir besizzen, leihet er uns.

Ahmen Sie Gott nach. Suchen Sie Ihre Glükseligkeit in diesem Bestreben. Machen Sie alle Menschen, so viel Sie vermögen, glüklich, und sein Sie fest überzeugt, daß ein so schönes Leben hier und dorten Ihr Wohl gründen wird.

Den Rath eines Bösewichts vernichten, ein Bubenstük hintertreiben, die Unschuld vor den Fallstrikken der List und des Betrugs ver-

wahren, die Dürftigen erquikken, den Bedrängten von der Verzweiflung befreien, harte Feinde versöhnen, glükliche Freundschaften stiften; das sind Vergnügungen, welche eine wahre und ewigdauernde Freude gewähren.

* * *

Sein Sie auf Ihre Wirthschaft aufmerksam, und führen Sie Ihre Haushaltung ordentlich. Fliehen Sie überflüßige und unnüzze Ausgaben, nicht, damit Sie reicher werden, sondern daß Sie Armen geben können.

* * *

Kommen in der Familie Streitsachen vor, so verachten Sie das Geld; lernen Sie solches wegschmeissen, und handeln am ersten wider sich selbst. Entsagen Sie aus Liebe zum Frieden Ihren Befugnissen, und denken Sie, diesen könne man nie zu theuer erkaufen.

* * *

Niemals müssen Sie Ihre eigenen Vortheile an der Erfüllung einer wesentlichen Pflicht hindern.

* * *

Hüten Sie sich, wenn Sie Gutes thun, um anderer Beifall zu buhlen; scheuen Sie aber auch das Licht nicht, wenn es ohne Zwang sein muß. Es ist nicht böse, daß Ihre schönen Thaten bekannt werden, und der verfluchteste Stolz ist der Stolz der Bescheidenheit.

* * *

Sind Sie in Seelennöthen, und wird Ihr Herz gepreßt, so wenden Sie sich an Gott, der wird Ihre Last erleichtern, oder wenigstens tragen helfen.

* * *

Stellen Sie sich alle Begebenheiten des Lebens als Befehle Gottes, oder als göttliche Schikkungen vor. Im Glükke sein Sie nicht trozzig, im Unglük nicht verzagt.

* * *

Zürnen Sie niemals. Dieses gereicht einer vernünftigen Person, und noch mehr einer Christinn, zur Schande.

* * *

Verlangen Sie niemals einen Dank, desto mehr werden Sie einerndten. Begnügen Sie sich, daß Sie iemand verbinden, und zwar ohne Gegendienste zu suchen.

* * *

Die vornehmste Ehre eines Frauenzimmers bestehet in der Ehrbarkeit, Frömmigkeit, Keuschheit, Artigkeit, Bescheidenheit und Haushaltungskunst.

* * *

Hüten Sie sich, an dem Fenster der Verliebtheit und Neugierde sich den herumirrenden Pflastertretern und Stuzzern auszusezzen.

* * *

Tragen Sie sich niemals kostbar; das Prächtige ist mit der Ehrbarkeit nicht wohl zu vereinigen. Gute Wahl in Ihrem Anzuge, die äusserste Reinlichkeit und Sittsamkeit in der Kleidung stehen Ihnen wohl an. Die Farben der Unschuld, der Gedult, der Bescheidenheit drükken in Ihren Kleidern das Innere Ihres Herzens aus.

* * *

Verwerfen Sie die neuesten Moden nicht. Die Tugend kann einen neuen Schnitt sowohl vertragen, als den alten; aber sein Sie auch nicht die erste. Bilden Sie sich nichts auf den elenden Vorzug ein, den ein Pelz vor dem andern, und ein Zeug vor dem andern hat. Eine gewisse übertriebene Achtung für den Anzug machet das Gemüth sehr eitel und elend.

* * *

Sein Sie Ihre eigene Puzmacherinn. Es ist ungemein schön, wenn ein Frauenzimmer in dergleichen Arbeiten fremde Hülfe entbehren kann.

* * *

Es ist ein grosser Vorzug eines würdigen Frauenzimmers, wenn es gerne und viel arbeitet. Nichts machet den Verstand gründlicher, als eine nüzliche Beschäftigung. Nichts erhält das Gemüth in einer bessern Zufriedenheit, als wenn man gewohnt ist, gewisse Geschäfte des Tages über zu besorgen, und ie mehr man gethan hat, desto ruhiger geht man zu Bette.

* * *

Werden Sie nicht neidisch, wenn andere Sie im Puzze übertreffen und sich lustige Tage machen. Zerstreuungen, Kurzweil, Lustbarkeiten sind dem rechtschaffensten Herzen gefährlich, und der Ekel, der darauf folgt, ist eine unbeschreibliche Plage.

* * *

Das Lesen wizziger Bücher ist ein grosses Mittel, artiger zu werden.

* * *

Lesen Sie kein Buch, ehe es Ihnen von gewissenhaften und klugen Personen gerühmt worden.

* * *

Lesen Sie nicht, um gelehrt zu werden und spizzige Fragen aufzuwerfen oder beantworten zu können, sondern damit Sie Ihren Verstand zieren und Ihr Herz bessern.

* * *

Die schönste Gelehrsamkeit eines Frauenzimmers bestehet in dem Schmukke weiblicher Tugenden.

* * *

Bei gescheuten Leuten hat ein Frauenzimmer, welches eine Haushaltung geschikt führen, Kinder und Bediente weise regieren, und die Pflichten der Gesellschaft dabei wohl beobachten kann, den Vorzug vor der geistreichsten Schriftstellerinn.

* * *

Wählen Sie keinen Liebhaber, wenn Sie wissen, daß er für sein ewiges Heil nicht besorgt ist. Glüklich zu sein müssen Sie hier und dort beisammen wohnen.

* * *

Wählen Sie schlechterdings keinen Mann, der ein Laster an sich hat, keinen Spieler, keinen Prahler, keinen Lügner, keinen Filz, keinen Zänker, keinen Betrüger, keinen Freigeist, keinen Spötter, keinen Lästerer, keinen Müßiggänger, keinen unnüzzen Mann.

* * *

Hüten Sie sich vor der Andächtelei; Sie werden finden, daß die allerbösesten Leute diejenigen

nigen sind, welche mit dem Schein der Gottseligkeit sich ein Ansehen machen wollen.

* * *

Warten Sie die äusserlichen Pflichten der Religion mit einer strengen Ordnung ab. Sie werden allezeit Unterricht finden, und an dem allgemeinen Gebet Theil nehmen.

* * *

Prangen Sie nicht an Festen und Sonntagen, um nicht die Neugierde an sich zu lokken.

* * *

Allen Trost in Widerwärtigkeiten, alle Hülfe wider Anfechtungen, allen Rath in ungewissen Dingen erwarten Sie von der Religion.

* * *

Die Grösse des Allerhöchsten erfodert, daß man anders nicht mit ihm rede, als wenn das Herz von allen irrdischen Zerstreuungen abgezogen ist.

* * *

Beschäftigen Sie sich immer mit Gott; Ihre geheimsten Empfindungen heiligen Sie ihm,

weil

weil er sie alle weiß, und alle Ihre Worte messen Sie darnach ab, weil er sie alle höret.

* * *

Fürchten Sie das Glük mehr, als die Widerwärtigkeiten; jenes macht zwar angesehener, diese aber machen klüger und besser. Wie elend ist der Mensch, sagt Young, der nie trauerte.

* * *

Gewöhnen Sie sich an, daß die Liebe Gottes über alle Ihre Empfindungen herrsche, so werden Sie einem Engel nicht viel unähnlich sein.

* * *

Die Wirkungen eines wahren Christenthums zeigen sich besonders in einer ächten Fröhlichkeit. Glauben Sie nicht, daß die Religion finster und unruhig mache. Das Gesicht einer Christinn ist immer freudig und hell, wie der Mittag.

* * *

Bemerken Sie die wichtige Wahrheit: Die wachsame Ausübung des Christenthums ist

das

das einzige wahre Mittel, eine feine Lebensart zu führen.

* * *

Beim Sündigen darf man sich niemals auf den Gebrauch der Welt berufen und damit sich entschuldigen. Eben weil er von der Welt herstammet, muß er Christen verdächtig sein, welche in ihrer Taufe der Welt und ihrem Wesen eidlich entsaget haben.

* * *

In Ansehung Ihrer Bedienten bemerken Sie, daß vor Gott sie alle gleich sind, und begegnen Sie ihnen daher gütig. Danken Sie ihm, daß er Sie höher gemacht hat; mißbrauchen Sie aber Ihren Vorzug nicht. Sprechen Sie gelinde mit ihnen, strafen Sie solche mit Liebe, und bedenken Sie, daß Verweise, die von Zorn, Hize, oder übler Laune herrühren, keinen Eindruk machen und niemand bessern.

* * *

Bedienen Sie sich der Musik zu Ihrem und Ihrer Freunde Vergnügen, aber widmen Sie ihr nicht die Zeit, die Sie wichtigern Beschäf-

schäftigungen schuldig sind: Betrachten Sie dieselbe als ein nüzliches Spiel, als ein immer gegenwärtiges Mittel wider die Langeweile und den Müßiggang. Wenn Sie wahren Geschmak an der Musik haben, so werden Sie die Zeit nicht mit dem Lesen der Romane verderben, die ordentlicher Weise mit fabelhaften Begebenheiten erfüllt, und meistens auf Grundsäzze, die den guten Sitten widersprechen, gegründet sind.

* * *

Hüten Sie sich vor dem Lesen vieler Romane.

Auch diejenigen, die als vortreflich gelobt werden, verdienen dieses Lob nicht immer, in Ansehung ihrer moralischen Vollkommenheit, und sind oft mehr geschikt, das Herz zu beflekken, und die Einbildungskraft in Unordnung zu sezzen, als die ungeheuersten Ritterromane der vorigen Jahrhunderte. Wenn Sie Richardsons Romane, die Reise der Sophie, Miß Fanny Wilkes, die englische Waise, den Landpriester von Wakefield, und die Geschichte der Fräulein von Sternheim gelesen haben, so haben Sie Romane genug gelesen.

* * *

Zwei Dinge bemühen Sie sich vor allen andern zu erhalten: Fröhlichkeit des Herzens und Gesundheit des Körpers; sie unterstüzzen sich wechselsweise. Die Fröhlichkeit des Herzens zu erhalten, müssen Sie Gott fürchten, seine Gesezze beobachten und das Böse meiden. Ihre Gesundheit zu erhalten, vermeiden Sie die Unmäßigkeit im Essen und Trinken; essen Sie nichts, wovon Sie wissen, daß es Ihnen nicht dienet, und machen Sie sich eine mäßige Bewegung.

* * *

Mäßigkeit und Enthaltsamkeit werden Sie lernen, wenn Sie alle Weichlichkeit fliehen, sowohl in Ihren Kleidern, als in Ihren Betten; wenn Sie Ihre Bequemlichkeit, und alles, was den Sinnen schmeichelt, nicht allzusehr lieben; wenn Sie immer gegen sich selbst auf Ihrer Hut sind; gute Bücher lesen, mit weisen und sittsamen Personen umgehen, und so sehr, als Sie es sein sollten, überzeugt sind, daß die sinnlichen Vergnügungen meistens sich in Bitterkeit enden, und daß es keine andere wahre Glükseligkeit giebt, als Gott lieben und ihm dienen.

* * *

Machen Sie keinen Menschen zum Gegenstand Ihres Spottes; es ist etwas entsezliches um die Spötterei: gleichwol ist in dem gewöhnlichen Umgange der Welt alles voll von Leuten, die auf nichts anders beflissen zu sein scheinen.

* * *

Reden Sie von iedermann Gutes; dekken Sie die Fehler Ihres Nächsten zu; entschuldigen Sie solche, so lange sie eine Entschuldigung leiden. Wenn sie nicht zu entschuldigen sind, so reden Sie lieber gar nicht davon.

* * *

Lassen Sie keine Begierde sehen, zu reizen, und Eroberungen zu machen: eben diese Mannspersonen, denen Sie sich bemühen werden zu gefallen, werden Sie verachten.

* * *

Machen Sie sich mit Ihren Bedienten nicht gemein; aber begegnen Sie ihnen gütig, und sehen sie an, wie unglükliche Verwandte.

* * *

Ihre Kleider lassen Sie allezeit sauber, nie prächtig sein.

* * *

Auf Ihren Puz wenden Sie so wenig Zeit, als möglich: auf solche Art werden Sie deren so viel weniger verlieren.

* * *

Unterlassen Sie nicht den Armen Gutes zu thun: Sie müssen sich eher an Ihren Vergnügungen und Bequemlichkeiten abbrechen, wenn es nöthig ist, als sie hülflos lassen.

* * *

In allen Ihren Angelegenheiten halten Sie auf Ordnung: eine Frauensperson, welche die Ordnung nicht liebet, wird niemand leichtlich hochachten.

* * *

Reden Sie von niemand, sogar bei Kleinigkeiten, anders, als Sie wollen, daß man von Ihnen redet.

Es ist unklug, anderer Fehler zu berühren, denn oftmals kleben uns solche selbst, und zwar in grösserm Grade an, als denen, die wir antasten.

Entdekken Sie Ihren Bedienten niemals was geheimes, sie würden es mißbrauchen, und über Sie Herr werden.

Niemals muß man auf seinen eigenen Nuzzen allein sehen, sondern allemal Gott und die Wohlfahrt des Nächsten vor Augen haben.

Die Schönheit des Leibes ohne eine schöne Seele ist eben das, was der Reichthum ohne Verstand und Tugend ist. Wenn man also, wie gewöhnlich ist, einem Frauenzimmer wegen ihrer persönlichen Zierde eine Schmeichelei vorsagt, so kömmt es im Grunde eben so heraus, als wenn ich zu iemand sagte: Ach, wie viele Goldstükke besizzen sie nicht! Welcher Vorzug an Dukaten, Pistolen und harten Thalern! O wie glük-

lich würde ich mich schäzzen, wenn meine aufrichtige Hochachtung für dero Casse mir dero Gewogenheit verdiente! Gewiß, niemand erkennet diesen Werth besser als ich. Beurtheilen Sie nach diesem Gleichniß, was auf solche Lobsprüche zu halten.

* * *

Nur Thieren ist es zu verzeihen, wenn sie ihre Stärke und Schönheit stolz macht.

* * *

Bei allen Vorzügen, die Sie besizzen, denken Sie immer, daß dieß Einladungen sind, besser als diejenigen zu sein, die ihrer entbehren, und sie zu beklagen.

* * *

Sie werden aus der Erfahrung bemerken, daß mehr schöne, vornehme und reiche Frauenzimmer in der Welt unglüklich werden, als solche, die diese Vortheile nicht besizzen.

* * *

Nichts ist unter den Weltsitten gefährlicher, als die Begierde bewundert zu werden. Hüten

Sie

Sie sich dafür; der innere Beifall Ihres Gewissens, und die Achtung rechtschaffener Personen sind Ehre genug für Sie.

* * *

Wir haben gewisse Gebräuche, welche die Welt schäzzet, gewisse Eigenschaften, die uns ihre Hochachtung erwerben, für sehr gefährliche Dinge zu halten.

* * *

Es ist schon so weit gekommen, daß man an einem Frauenzimmer dasjenige lobt, was man tadeln sollte; die Kunst, viele Spiele geschikt zu spielen, sich von der Musik ernähren zu können, wenn selbiges wollte, sich die besten Stunden des Tages vor dem Nachttische zu beschäftigen, mit einem Worte, mehr galant als tugendhaft zu sein. Dieses verabscheuen Sie.

* * *

Ein Frauenzimmer, welches die Moden sehr liebt, wird nicht leicht einen guten Verstand, noch ein gutes Herz haben.

* * *

Das Tanzen ist keine Sünde, aber eine Gelegenheit, darein zu gerathen, wenn man dabei nicht die grösste Mäßigung beobachtet. Man muß es nicht oft, nie mit Eifer vornehmen, wenn es nicht schaden soll.

* * *

Wir sind, ehe wir Christen werden, sehr abscheulich.

* * *

Je mehr man sich mit Kleinigkeiten abgiebt, desto ungeschikter wird man zu nüzlichen Dingen.

* * *

Ohne Religion ist unser Verstand einem Schiffe gleich, das auf einem reissenden Strome keine Ruder hat.

* * *

Sein Sie vollkommen mit dem Stande zufrieden, darein Sie die Geburt gesezt hat.

Die

Die Tugend muß allen Ständen zum Vorzug dienen.

* * *

Wählen Sie keinen Bräutigam, weil er vornehmer ist, als Sie. Kommen zwei von verschiedenem Range, aber gleichem Werthe zusammen, so geben Sie demjenigen den Vorzug, der Ihres Herkommens ist.

* * *

Nichts ist niederträchtiger, als wenn man einen würdigen und angenehmen Liebhaber mit halber Hoffnung abspeist, zugleich aber nach einem andern sich umsieht. Diese Falschheit ist die allerhäßlichste und gemeinste an Personen, die keine Ehrliebe und kein Gewissen haben.

* * *

Eine Liebe, die den wichtigsten Stand auf Erden angeht, muß vollkommen rein sein, oder ist verwerflich.

* * *

Was muß diejenige für eine Religion haben, die ihren Ehestand mit Betrug anfängt.

* * *

Denken Sie oft an den Tod, damit Ihre Demuth genähret werde, damit Sie eine lebhafte Erkenntniß von der Vergänglichkeit der Dinge, und eine weise Begierde bekommen, dieses mühselige Leben fröhlich hinzubringen.

* * *

Lassen Sie, ausser der Religion und Tugend, keine herrschende Neigung aufkommen. Geiz und Unruhe folgen auf diese Verblendung.

* * *

Damit die Gesundheit nicht Noth leide, so essen Sie nie über Bedürfniß; und damit das Vermögen nicht matt werde, so führen Sie eben diese Vorsicht bei Ihren Ergözzungen ein.

* * *

Je weniger eine Mannsperson schmeichelt, desto mehr Achtung hat er für Sie. Der Schmeichler sezt allezeit voraus, daß er Sie für eine schwache Person ansieht, die er überlisten kann;

kann; der Aufrichtige aber erweiset Ihrer Tugend die Ehre, die ihr gehöret.

* * *

Meiden Sie alle Gelegenheit auch mit der rechtschaffensten Mannsperson allein zu sein; denn man muß auch allen bösen Schein meiden.

* * *

Wohnen Sie nicht leicht einer Masquerade, oder nächtlichen Ueppigkeit bei. Die Sinne werden dadurch zu sehr zerstreuet, und Verstand und Ueberlegung leiden darunter.

* * *

Fürchten Sie sich vor Gastmalen, und rauschenden Ergözlichkeiten; die Seele kömmt aus ihrer Fassung, und die Mannspersonen stehen in dem Wahne, daß ihnen dabei allerhand Muthwillen und Possen erlaubt wären. Können Sie diesen Dingen nicht ausweichen, so nehmen Sie Ihre Standhaftigkeit zu Hülfe, und sein die erste, die wieder nach Hause eilet.

* * *

Hören Sie iemand freie Scherze vorbringen, so bestrafen Sie es, und wenn der Verweis nichts fruchten will, so verlassen Sie die Gesellschaft.

* * *

Lassen Sie sich nicht von den sogenannten angenehmen Leuten einnehmen, die so geschikt sind, sich in die Herzen einzuschleichen. Man lernet diese Kunst in der groffen Welt, an den Höfen und auf Reisen, sehr bald, aber sie hält nicht leicht Stich. Eine allgemeine Erfahrung lehret, daß es die würdigsten Menschen darinnen nicht weit bringen, weil sie ihrer nicht benöthigt sind. Diese Art Leute gefällt nicht allemal bei dem ersten oder zweiten Besuche, aber ie mehr man sie kennen lernt, desto mehr gefallen sie, und man entdekt immer neue Schönheiten an einer Person, die das in der That ist, was andere zu sein scheinen.

* * *

Schämen Sie sich Ihrer armen Verwandten nicht, und ahmen Sie diejenigen nicht nach,

welche

welche stets ihre vornehme Vettern anführen, niemals aber derjenigen gedenken, welche gering, oder unglüklich sind.

* * *

Lieben Sie Ihre Verwandte, weil es Gott gefallen hat, Ihnen durch die Bande des Geblütes eine vorzügliche Pflicht gegen dieselben aufzulegen.

* * *

Lassen Sie sich aber dieselbe nicht verleiten, gegen andere Menschen ungerecht zu sein; denn wir sind alle Brüder, und es giebt nur Stufen, wornach unsere Schuldigkeit abzumessen ist, wenn dergleichen Verbindungen zusammen stossen, oder mit einander zu streiten scheinen.

* * *

Es ist ein grosser Schimpf für Sie, wenn man sich unterstehet, in Ihrer Gegenwart über Ihre Verwandten loszuziehen, noch mehr aber, wenn man Sie gar wider selbige brauchen will; denn man sezzet dabei allezeit voraus, daß Sie eine unverständige und unedle Person sind.

Wenn

* * *

Wenn Sie heirathen, so haben die Verwandten Ihres Ehegattens eben die Rechte, wie Ihre eigene Blutsfreunde. Hindern Sie also denselben nicht in der Neigung, die er zu den Seinigen hat. Vielmehr, wenn ia eine Partheilichkeit sollte statt finden, stehen Sie seinen, er aber Ihren Anverwandten bei.

* * *

Lieben Sie alle Menschen, schäzzen Sie alle Stände auf Erden: Hängen Sie aber Ihr Herz nur an die Frommen und an die Frömmigkeit.

* * *

Wir ändern gerne unsere Kleider, aber nicht unsere Neigungen.

Aus

Aus Thomsons Herbst.

Der Jagd grausame Freude müsse nie,
Ihr Schönen, euer Herz beflekken! Fern,
Fern sei dergleichen wilde Lust von euch!
Fern dieser Muth, die List, die euch entehret,
Zu bändigen das bäumend wilde Roß,
Und über Hek' und Graben kühn zu fliegen!
Fern dieser kriegerische Hut, und fern
Dieß männliche Gewand, in welchem sich
Jedwede sanfte Grazie verliert,
Die eurem Geschlecht sonst eigen ist,
Und aller Herzen euch gewinnt! Reizend ists
An euch, beim kleinsten Weh in Mitleid hinzuschmelzen,
Und wenn bei iedem Wort, bei ieder Regung
Sanft über eure Wangen sich zu giessen
Das Holde Roth der Schaam bereit stets ist;
Am liebenswürdigsten in eurer Furcht
Seid ihr, wenn bei der mindesten Gewaltthat
Erschrokken ihr zusammenfahrt und bebt.

Denn eine stille Schmeichelei ist dieß
Dem Mann, die mehr zu eurem Schuz ihn lokt,
Daß euch des Elends Anblik nie erschrekke!
Ein leichtes, ungekünsteltes Gewand,
Einfältig schön laßt eure zarten Glieder
Umwallen, seid ganz Harmonie und Anmuth!
Die Laute schmachten lehren; sanften Tritts
Dahin zu schwimmen in dem Labyrinth
Des Tanzes, der die mannigfaltige
Bewegung ieden Reiz entfalten lehrt;
Auf weisse Leinwand Blumen kunstreich pflanzen,
Das harmonienreiche Blatt zu kehren;
Dem fruchterfüllten Jahre neuen Wohlgeruch
Zu leihen, und das Süsse der Natur
Noch zu erhöhn; an euerem Geschlecht
Ins zweite Leben euern Reiz zu rufen;
Der menschlichen Gesellschaft edle Würze
Zu sein; dem Hause vorzustehn, und es
Dem Mann zu einem Freudentempel machen,
Durch Weisheit, die sich unterwirft, beschei-

dene

Ge-

Geschiklichkeit, durch iede sorgentödtende
Und sanfte Kunst die Tugend zu erwekken,
Stets neues Glük zu schaffen, jeden Schmerz
Des Lebens zu versüssen: dieses sei,
Ihr Schönen, eu'r Verdienst und höchster Ruhm.

Lesebuch

S.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmitt, Friedrich

Lese-Buch fürs Frauenzimmer

Bd.: 1

Flensburg [u.a.] (1774)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 931 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278474-6
VD18 80441939-001